

Das HÖLDERLIN-JAHRBUCH 38, 2012-2013, dokumentiert die 33. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft, die 2012 in Tübingen zu dem Thema „Hölderlins Räume“ stattfand. Die Hauptvorträge stellen unter dem Stichwort „Stratosphärische Phantasie“ geopolitische Ansichten in Hölderlins Zeit vor, erläutern Raumstrukturen in Hölderlins Lyrik, diskutieren Hölderlins Vorstellungen von Heimat und Exil, legen Hölderlins Orientkonzepte im Kontext des deutschen Orientalismus um 1800 dar und schildern die Entwicklung vom Herzogtum Württemberg zum Königreich Württemberg in der Spannung zwischen Aufgeklärtem Absolutismus und moderner Staatlichkeit. Arbeitsgruppenberichte befassen sich mit den Raumkonzepten in 'Patmos' und 'Hyperion' sowie dem komplexen Begriff des Vaterlands in Hölderlins Werken und Briefen. Berichte aus den Foren für Studierende und jüngere Wissenschaftler geben Einblick in aktuelle Forschungsprojekte.

Weitere Beiträge untersuchen an prägnanten Details Hölderlins Dichtersprache und das Phänomen der Unverständlichkeit seiner Dichtung, diskutieren seine Krankheit im Kontext der Medizin und Philosophie um 1800 und präsentieren biographische Details zu Hölderlins Freund Leo von Seckendorf. Miscellen zu neuen historischen Funden und ein umfangreicher Rezensionsteil zur internationalen Hölderlin-Forschung folgen.

Drei Nachrufe auf Hölderlin-Forscher und -Übersetzer sowie Nachrichten aus der Hölderlin-Gesellschaft beschließen den Band.

HÖLDERLIN-JAHRBUCH
2012-2013 BAND 38

Edition Isele®

HÖLDERLIN JAHRBUCH 2012-2013



Edition Isele®

Hölderlin-Jahrbuch

*Begründet von
Friedrich Beißner und Paul Kluckhohn*

*Im Auftrag der Hölderlin-Gesellschaft
herausgegeben von
Sabine Doering, Michael Franz und Martin Vöhler*

*Achtunddreißigster Band
2012–2013*

Edition Isele

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung
des Regierungspräsidiums Tübingen

Redaktion:
Valérie Lawitschka
Angelika Lochmann

© Hölderlin-Gesellschaft, Tübingen und
Edition Isele, Eggingen 2013
ISBN 978-3-86142-391-1
ISSN 0340 6849

Inhalt

Hölderlins Räume: Hauptvorträge

Stratosphärische Phantasie. Räume, Karten und Sehepunkte zu Hölderlins Zeit Von Jürgen Osterhammel	9
Erinnerte und konstruierte Landschaft: Raumstrukturen in Hölderlins Lyrik Von Sabine Doering	35
„Heimath. / Und niemand weiß“. Hölderlins Heimat und Exil Von Johann Kreuzer	60
Hölderlins Orientkonzepte und der deutsche Orientalismus um 1800 Von Dieter Burdorf	88
Politik zwischen Aufgeklärtem Absolutismus und moderner Staatlichkeit im Exempel: Vom Herzogtum Württemberg zum Königreich Württemberg Von Georg Eckert	115
 <i>Berichte aus den Arbeitsgruppen und Foren</i>	
‘Patmos’ im Überblick. Konzentrierte Rückschau auf die Arbeitsgruppe des 1. Juni 2012 Von Bernhard Böschstein	141
Hölderlins „Vaterland“ – konkreter Raum, Schimäre, Utopie? Bericht aus der Arbeitsgruppe Von Michael Franz	146
„daß seines Lebens Linie nicht gerade ausgeht“ – durchschrittene Räume einer vergangenen griechischen Welt. Ein Versuch, Hölderlins ‘Hyperion’ zu lesen Von Gabriele Malsch	157
Bericht zum Arbeitsgespräch junger Hölderlinforscher Von Georg Braungart und Martin Vöhler	175
Bericht über das Forum der Jahrestagung 2012 Von Johann Kreuzer	178

Abhandlungen und Dokumentationen

„Geläutert ist die Traub“: die Alltäglichkeit der erhabenen Dichtersprache Von Priscilla A. Hayden-Roy	183
„... wenn die Dunkelheit einsickert ...“. Über die Unverständlichkeit in Hölderlins Dichtung Von Michael Franz	187
Friedrich Hölderlins Geisteskrankheit in der Perspektive der Medizin und Philosophie um 1800 Von Dietrich von Engelhardt	199
„Glühend webt das Ideal in meinem Busen, aber die Sprache fehlt mir, um es zu erreichen“. Biographische Nachrichten aus dem Stuttgarter Nachlass von Hölderlins Freund Leo von Seckendorf Von Una Pfau	225
Neue Miszellen Von Michael Franz	249
<i>Rezensionen</i>	
Dieter Burdorf: Friedrich Hölderlin Von Luigi Reitani	265
Wolfram Groddeck: Hölderlins Elegie 'Brod und Wein' oder 'Die Nacht' Von Johann Kreuzer	267
Achim Geisenhanslücke: Nach der Tragödie. Lyrik und Moderne bei Hegel und Hölderlin Von Christoph Jamme	274
Priscilla A. Hayden-Roy: „Sparta et Martha“. Pfarramt und Heirat in der Lebensplanung Hölderlins und in seinem Umfeld Von Christoph Prignitz	279
Anita-Mathilde Schrupf: Sprechzeiten. Rhythmus und Takt in Hölderlins Elegien Von Burkhard Moennighoff	284
Niketa Stefa: Die Entgegensetzung in Hölderlins Poetologie Von Gabriele von Bassermann-Jordan	287

Cori Mackrodt: Aufbrechende Schrift. Textgenetische Lektüren von Friedrich Hölderlins 'Der Einzige.' Von Roland Reuß	291
Humanitas. Rivista bimestrale di cultura 67, 2012, Heft 1: Friedrich Hölderlin. Pensiero e poesia Von Uta Degner	297
Hans-Jürgen Malles: Kennst du Friedrich Hölderlin? Von Klaus Furthmüller	300
Friedrich Hölderlin: Selected Poems. Bilingual edition. Edited and translated with a preface, introduction and notes, by Emery George Von Priscilla A. Hayden-Roy	302
Friedrich Hölderlin: The Death of Empedocles. A Mourning Play. A new translation of the three versions and the related theoretical essays with introduction, notes, and an analysis by David Farrell Krell Von Charles Bambach	308

Diskussion

Replik Von Giuseppe Bevilacqua	313
-----------------------------------	-----

Nachrufe

Nachruf auf Gerhard Fichtner Von Anke Bennholdt-Thomsen	322
Cyrus Hamlin (1936–2011) <i>in memoriam</i> Von Charles Bambach	327
„Eine zitternde Zeile, Hölderlin, lass mich schreiben ...“ Nachruf auf Andrea Zanzotto Von Luigi Reitani	331

Die 33. Jahrestagung vom 31. Mai bis 3. Juni 2012 in Tübingen

Ansprache der Präsidentin zur Eröffnung der 33. Jahrestagung am Freitag, 1. Juni 2012, in Tübingen Von Sabine Doering	340
--	-----

Bericht der Präsidentin über die Mitgliederversammlung am Samstag, 2. Juni 2012, in Tübingen Von Sabine Doering	344
Programm der 33. Jahrestagung vom 31. Mai bis 3. Juni 2012 in Tübingen	354
<i>Nachricht aus der Hölderlin-Gesellschaft</i>	
Bericht über die Gründung der italienischen örtlichen Vereinigung der Hölderlin-Gesellschaft im Rahmen der Tagung „Friedrich Hölderlin in Italien: Dichtung, Denken, Forschung“ (Rom, 11.–12. April 2013, Istituto Italiano di Studi Germanici) Von Elena Polledri	358
<i>Zur Hölderlin-Gesellschaft und zum Hölderlin-Jahrbuch</i>	
Die Hölderlin-Gesellschaft	361
Vorstand und Beirat der Hölderlin-Gesellschaft	362
Ehrungen in der Hölderlin-Gesellschaft	363
Geschäftsstelle der Hölderlin-Gesellschaft	363
Anschriften der Mitarbeiter dieses Jahrbuchs und der Herausgeber	364
Redaktion des Hölderlin-Jahrbuchs und Internetseite	366

Stratosphärische Phantasie

Räume, Karten und Sehepunkte zu Hölderlins Zeit

Von

Jürgen Osterhammel

I Innen- und Außenräume

Wenn die Räume der Dichtung gedichtete Räume sind, also Innenräume sprachlich gefasster Imagination, dann tut der Lebens- und Erlebnisstoff, der in sie eingeflossen sein mag, wenig zur Sache. Dies ist das alte Problem der Schriftstellerbiographien: Braucht man sie überhaupt? Sagen sie vielleicht nur etwas über den Schriftsteller als Gesellschaftswesen, politischen Akteur und öffentliche Figur? Sind sie nicht um so belangloser, je weniger der Dichter etwas anderes zu repräsentieren scheint oder vorgibt als sich selbst, je privater er ist – aus Neigung oder aus seinen Lebensumständen heraus? Kann es uns also interessieren, Friedrich Hölderlin in Räume hinein zu setzen, ihn zu beobachten, wie er als biographisch dokumentierter Mensch in solchen Räumen agiert, oder seine künstlerisch geschaffenen Räume in einer synchronen Raummatrix oder Typologie mit den Räumen Anderer in Beziehungen zu bringen?

Der Historiker, zumal wenn er sich nicht primär als Kulturhistoriker oder gar als umfassend zuständiger Kulturwissenschaftler begreift, muss die letzte dieser Fragen bejahen. Nur so kann er es rechtfertigen, in das Gespräch mit der Literaturwissenschaft einzutreten. Er kann „Hintergründe“ skizzieren, ohne zu versprechen, daß dies hilft, Hölderlin besser zu verstehen. Friedrich Hölderlin selbst wird inmitten all der Zeittendenzen gewissermaßen kleiner, in den Augen seiner Freunde und Bewunderer womöglich zu sehr relativiert, auf Anderes bezogen. Er wird – und mit einem solchen Experiment möchte ich beginnen – in

einen virtuellen Denkhorizont gestellt, der in den Einzelheiten nicht der seine war.

Er hätte sich, so könnte man zum Beispiel sagen, für Amerika oder Russland interessieren können, doch er hat es nicht getan. Man wird ihm das nicht retrospektiv vorwerfen wollen. Polyhistorismus ist an sich noch keine Tugend. Der Horizont ist virtuell, also das zu einer Zeit grundsätzlich Wissbare umfassend, ein Repertoire von Möglichkeiten, das individuell in selektiver Weise realisiert wird. Manches von dem, worum es im Folgenden gehen wird, wusste Hölderlin nicht, obwohl er es hätte wissen *können*; anderes vermochte seine Aufmerksamkeit nicht zu gewinnen. Er war kein Universalgelehrter und kein Ganzheitsdilettant, sondern im Kernmetier ein hochprofessioneller Philologe. Man hätte ihm beizeiten eine Professur für Gräzistik geben sollen.¹

Ich gehe in drei Schritten vor. Am Beginn stehen Bemerkungen zur räumlichen Mobilität der deutschen und europäischen Intelligentsia um 1800 – und damit auch zu ihrem Horizont des Wissbaren. Darauf folgt ein Blick auf Kartographie und Zeitgeschichte der Hyperion-Jahre. Ich ende mit einigen Überlegungen zum Wandel geographischen Wissens in einer Epoche, die Hölderlins Lebensspanne in etwa umgreift.

II Die vernetzten und wohlinformierten Deutschen

Die deutschen Dichter, Schriftsteller und Denker zwischen Aufklärung und Romantik sind wenig herumgekommen. Es gab kein Goethe-Institut, das sie in die Welt hinaus geschickt hätte, keine PEN-Club-Netze, keine Lesereisen, keine Gastprofessuren im Ausland. Einige reale Literatenreisen haben bei der Nachwelt mythischen Rang erreicht: Johann Gottfried Herders Aufbruch 1769 von Riga nach Nantes; Goethes Italienische Reise der Jahre 1786 bis 1788, die ihn nicht nur nach, sondern quer durch Italien führte; Heinrich Heines studentische Wanderung durch den Harz 1824.

¹ Vielleicht wäre auch ein professioneller Geograph aus ihm geworden. An den Bruder schreibt er am 21. August 1794 nach einer Bergwanderung: „So studirt' ich am liebsten die Geographie der beiden Halbkugeln, wenn es sein könnte!“ (Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe [Münchner Ausgabe = MA], hrsg. von Michael Knaupp, 3 Bde., München/Wien 1992–1993; hier MA II, 546).

Die tatsächlichen Mobilitätsradien der deutschen Gelehrten und Dichter waren eng begrenzt. Wie viele von ihnen waren jemals im Ausland jenseits der deutschen Länder und der Schweiz? Selbst einmal in Wien gewesen zu sein, bis 1806 immerhin die Hauptstadt des Reiches, war keine Selbstverständlichkeit. Schiller oder Jean Paul zum Beispiel waren niemals dort. Für Hölderlins alten Freund Hegel war es eines der beiden wichtigsten Reiseziele seines Lebens. Wien erreichte er im September 1824 nach 36 Stunden in der Postkutsche von Berlin.² Im September 1827 kam er erstmals nach Paris, der, wie er nach Hause schrieb, „Hauptstadt der zivilisierten Welt“.³ Hegel war nie in Italien, und der Bewunderer Englands besuchte niemals die Insel, die bis in die 1820er Jahre nur wenige deutsche Intellektuelle aus eigenem Augenschein kannten. Der prominenteste Englandreisende aus dem deutschsprachigen Raum blieb lange Zeit ein Musiker, Joseph Haydn. Unter den bekannteren Schriftstellern des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts überquerten allein Georg Christoph Lichtenberg und Karl Philipp Moritz den Ärmelkanal.⁴

Paris wurde zum Magneten des Revolutionstourismus; Georg Forster ist dort 1794 gestorben. Es war auch zu Beginn des 19. Jahrhundert der wichtigste Standort in Europa für die Naturwissenschaften. Alexander von Humboldt hielt sich viele Jahre lang in der Metropole auf. Trotz zahlreicher Reisebeschreibungen über den Süden wäre die Behauptung übertrieben, dass Italien zum Pflichtprogramm deutscher Intellektueller gehörte. Musiker und Maler kamen noch am ehesten dorthin. Schriftsteller brauchten – wie Herder 1788/89 – zumeist einen Mäzen. Wenige Männer der schreibenden Zunft fanden südlich der Alpen dauerhaft ein berufliches Auskommen, an erster Stelle Winckelmann. Wilhelm von Humboldt kannte Italien außergewöhnlich gut, lebte er doch sechs Jahre lang als preußischer Gesandter in Rom; er war auch einer der wenigen Deutschen, die Spanien bereist hatten. Das Zarenreich, besonders unter Katharina II., war ein relativ wichtiger Arbeitsmarkt für deutsche Wissenschaftler im Dienste der Krone oder der Akademie, darunter Angehörige der Tübinger Gelehrtenfamilie Gmelin, aber kein Sehnsuchts-

² Terry P. Pinkard: Hegel. A Biography, Cambridge 2000, 518.

³ Zitat ebd., 551.

⁴ Vgl. „O Britannien, von deiner Freiheit einen Hut voll“. Deutsche Reiseberichte des 18. Jahrhunderts, hrsg. von Michael Maurer, München 1992.

ziel für Dichter. Goethe war nie in St. Petersburg oder Warschau. Aber er hat auch Paris, London und Wien niemals gesehen.⁵

Kannten bedeutendere deutsche Schriftsteller die USA? Nein. Der Österreicher Carl Anton Postl, der sich Charles Sealsfield nannte, war von 1823 bis 1830 dort. Für die großen Namen der klassisch-romantischen Kunstperiode war es ein fremder Planet. Niemand unter den kanonischen Schriftstellern war je in Asien; auch keiner der frühen deutschen Orientalisten, etwa Friedrich Rückert oder die Brüder Friedrich und August Wilhelm Schlegel, war dort und niemand unter den Freunden asiatischer „Mythengeschichte“ wie Joseph Görres und sein Kreis. Auf der Grenze zu Asien lag Griechenland, ganz unter osmanischer Herrschaft, aber verkehrstechnisch nicht unerreichbar. Von Livorno an der italienischen Westküste bis zum Kap Matapan an der Südspitze des Peloponnes brauchte man im späten 18. Jahrhundert etwa elf Tage.⁶ Das war in der Epoche des Segelschiffs nicht abschreckend lange; das Hauptproblem waren die Kosten. Das Osmanische Reich war keineswegs vollkommen abgeschottet. Das Reisen dort war beschwerlicher und gefährlicher als in Mitteleuropa, aber nicht dramatisch abenteuerlicher als das, was Hölderlin auf seiner Fußreise nach Bordeaux im Winter 1801/02 erlebt haben mag.⁷ Doch bis zum Beginn der großen philhellenischen Mobilisierung des Jahres 1821 kannten die deutschen Freunde der Hellenen das Griechenland ihrer Zeit nicht, das sie nur mit der Einbildungskraft suchten. Johann Joachim Winckelmann, der einflussreichste unter den frühen Hellasenthusiasten, hätte die Gelegenheit gehabt, nach Griechenland zu fahren, doch er schreckte davor zurück.⁸

Unter den vielen deutschen Kosmopoliten der Epoche hatten nur vier wirklich die Welt gesehen: Georg Forster und sein Vater Johann Reinhold begleiteten Captain James Cook auf dessen zweiter und

⁵ Vgl. Jörg Aufenanger: Hier war Goethe nicht. Bibliographische Einzelheiten zu Goethes Abwesenheit, München 2002.

⁶ So Chandler bei seiner Reise im Sommer 1764: Richard Chandler: Travels in Asia Minor 1764–1765 [1775], Reprint London 1971, 15.

⁷ Jean-Pierre Lefebvre: Frankreich (Dezember 1801–Juni 1802). In: Hölderlin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hrsg. von Johann Kreuzer, Stuttgart/Weimar 2002, 45–50. – David J. Constantine: Hölderlin, Oxford 1988, 160.

⁸ David J. Constantine: In the Footsteps of the Gods. Travellers to Greece and the Quest for the Hellenic Ideal, London/New York 2011, 122.

wagemutigster Weltumsegelung 1772–75 als Wissenschaftler und versuchten nach ihrer Rückkehr in England Fuß zu fassen. Alexander von Humboldt, gewissermaßen ein Reiseschüler Georg Forsters, bereiste von 1799 bis 1804 Mexiko, das nördliche Südamerika und Kuba und schaute auf dem Heimweg in Washington bei Präsident Thomas Jefferson vorbei. Johann Gottfried Seume schließlich gelangte 1782 als verschleppter Söldner nach Nordamerika und lernte im Laufe seines Lebens auch Rußland, Finnland, Schweden und Italien bis hinunter nach Sizilien kennen.⁹ Bei seinem „Spaziergang nach Syrakus“ 1802 bestieg er auf den Spuren des Empedokles den Ätna, jedenfalls bis zum Kraterrand.¹⁰

Summiert sich dies alles nun zu dem sattsam bekannten Befund eines deutschen Provinzialismus und deutscher Rückständigkeit, zu der Diagnose, die Deutschen hätten in der Phantasie nachgeholt und überkompensiert, was ihnen in der Realität entgangen sei? Waren die Deutschen gar krähwinkelhafte Kolonisatoren im Geiste, ein Vorwurf, der ihnen retrospektiv gerne aus postkolonialer Sicht gemacht wird? Einiges spricht dafür. Man darf jedoch dreierlei nicht übersehen:

Erstens fällt die selten gemachte Gegenprobe nicht eindeutig aus. Die Briten besaßen ein riesiges Kolonialreich, das während der Napoleonischen Kriege weiter wuchs. Die Franzosen hatten bis um 1800 ein erheblich kleineres, aber respektables, das freilich unter Napoleon auf eine Handvoll Inseln zusammenschumpfte. In beiden Fällen waren die Imperien für die geistige Entwicklung im Mutterland von geringem Gewicht. Die großen britischen Schriftsteller der Epoche sind nicht in die Kolonien gereist; auch sie machten *imaginäre* Reisen wie etwa Samuel Johnson nach Äthiopien. Die gefeierten Einzelreisenden der Epoche, allen voran der Afrikareisende James Bruce, waren weit ab von jedem Empire unterwegs, dort, wo sie ihr mächtiger König nicht schützen konnte. Die einzige Ausnahme war seit den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts Indien. Kein anderes europäisches Land hatte einen asi-

⁹ Vgl. vor allem seine Briefe aus Amerika nach Deutschland (1782–ca. 1789). In: Johann Gottfried Seume. Werke, hrsg. von Jörg Drews, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1993, Bd. 2, 365–380; auch ‚Mein Leben‘, Bd. 1, 71–82.

¹⁰ Wie vor ihm z.B. der Schotte Patrick Brydone 1770. Vgl. Attilio Brilli: Als Reisen eine Kunst war. Vom Beginn des modernen Tourismus: Die ‚Grand Tour‘, Berlin 2001, 103 f.

atischen Brückenkopf europäischer Gelehrsamkeit zu bieten, wie er sich in Kalkutta entwickelte, einem Zentrum der frühen vergleichenden Sprach- und Kulturwissenschaften.¹¹

Die ‚Grand Tour‘, die mit unvergleichlich größerem Aufwand verbunden war als die solitären Fußmärsche von Seume oder Hölderlin,¹² führte die jungen britischen *gentlemen* nicht in Kolonien (allenfalls später nach Korfu und auf die Ionischen Inseln, die seit 1815 britisch waren). Solche Kavaliertouren wurden deshalb eher von Briten als von anderen unternommen, weil Großbritannien eine reichere Aristokratie besaß. Die Reisenden profitierten auch, vor allem im Osmanischen Reich – denn Konstantinopel und sogar Smyrna (Izmir) gehörten gelegentlich zu den Stationen einer sonst nur bis Neapel oder Palermo (und manchmal ins Innere Siziliens)¹³ reichenden Grand Tour –, von einer diplomatisch-konsularischen Infrastruktur, die den deutschen Staaten mit Ausnahme Österreichs fehlte.

Auch gab es in Großbritannien ein wohlhabenderes und aktiveres Amateurwesen: so die Society of Dilettanti, die etwa Richard Chandler, einen der wichtigsten Gewährsleute Friedrich Hölderlins und anderer deutscher Hellenenfreunde, nach Griechenland und Kleinasien schickte, oder die von dem reichen Naturforscher und Weltreisenden Joseph Banks gegründete und geleitete African Association for Promoting the Discovery of the Interior Parts of Africa, die eine Reihe von Entdeckungsreisenden, darunter auch Deutsche, nach Afrika entsandte. Insgesamt war die direkte Weltkenntnis unter führenden Intellektuellen in den Zentren der Imperien nicht dramatisch größer als in Deutschland. Einige der meinungsbildenden Indienkenner der Epoche, etwa Edmund Burke sowie James Mill und sein Sohn John Stuart, die beide hohe Posten im Londoner Hauptquartier der East India Company innehatten, betraten niemals den Boden des südasiatischen Subkontinents.

Zweitens waren Deutsche als Beauftragte oder Mitreisende an vielen

¹¹ Grundlegend ist Michael J. Franklin: *Orientalist Jones. Sir William Jones, Poet, Lawyer, and Linguist, 1746–1794*, Oxford 2011.

¹² Brillli [Anm. 10], 111–115.

¹³ Achim Aurnhammer: *Das Ärgernis der Villa Palagonia. Zum Bedeutungswandel der Antiklassik im deutschen Sizilien-Bild (1770–1820)*. In: „Italien in Germanien“. *Deutsche Italien-Rezeption von 1750–1850*, hrsg. von Frank-Rutger Hausmann, Tübingen 1996, 17–36; 17f.

Reiseprojekten der Kolonialmächte beteiligt; als besonders gut ausgebildete Fachleute wurden sie hoch geschätzt. Einige Reisebeschreibungen und Landeskunden ersten Ranges, die allesamt rasch in ganz Europa verbreitet wurden, stammten von deutschen Teilnehmern an nicht-deutschen Reisen. Hier ist der Japanbericht Engelbert Kaempfers zu nennen, der verspätet in den 1770er Jahren im Original veröffentlicht wurde, Georg Forsters Reise um die Welt oder die Bände über Arabien, Indien und Persien des Holsteiners Carsten Niebuhr, der im dänischen Auftrag reiste. Sogar die erste britische Gesandtschaftsreise nach China 1793 wurde von einem Deutschen, Johann Christian Hüttner, der sich später große Verdienste um die Versorgung des deutschen Publikums mit aktuellen Nachrichten aus Großbritannien erwarb, begleitet und beschrieben.¹⁴ In diesen Reiseberichten deutscher Autoren ist wenig Provinzielles oder Kompensatorisches zu spüren.

Drittens war man in Deutschland nicht schlechter über die Welt informiert als anderswo. Auch wenn nicht alle jene siebzehn Sprachen beherrschten, die Johann Reinhold Forster angeblich meisterte, so waren die deutschen Intellektuellen in der Regel doch multilingual und konnten Reiseberichte im Original lesen. Sehr viel wurde zudem übersetzt, nicht nur aus den europäischen Hauptsprachen, sondern auch aus dem Niederländischen, Schwedischen oder Portugiesischen. Die Übersetzer fügten oft eigenes Material und eigene Wertungen hinzu. Ein notorisches Beispiel ist die eigenwillige Übersetzung des Griechenland-Reiseberichts des Comte de Choiseul-Gouffier (der 1776 nach Griechenland gefahren war) durch Heinrich August Ottokar Reichard, die Friedrich Hölderlin als Quelle für die Darstellung des griechischen Aufstands im ‚Hyperion‘ diente.¹⁵ Oft wurden die Übersetzungen gewissenhaft erweitert und mit ergänzenden und korrigierenden Fußnoten versehen, so

¹⁴ Johann Christian Hüttner: *Nachricht von der britischen Gesandtschaftsreise durch China und einen Teil der Tartarei [1797]*, hrsg. von Sabine Dabringhaus, Sigmaringen 1996.

¹⁵ Dazu informativ der Kommentar und die Dokumente in: Friedrich Hölderlin. *Sämtliche Werke und Briefe* [Klassiker Ausgabe = KA], hrsg. von Jochen Schmidt, 3 Bde., Frankfurt a.M. 1992–1994; hier KA II, 933–940. Choiseul-Gouffier war der früheste Verherrlicher der angeblich heroischen griechischen Bergbewohner. Vgl. die Einleitung zu ‚Le voyage en Grèce du comte de Choiseul-Gouffier‘. Exposition du 30 juin 2007 au 5 novembre 2007 au Musée Calvet, Avignon, éd. par Odile Cavalier, Le Pontet 2007, 20.

dass die deutschen Fassungen den ausländischen Originalen nicht selten als landeskundliche Werkzeuge überlegen waren.

Die Entwicklung solch regionalspezifischen Wissens verlief nicht willkürlich aufhäufend, sondern kritisch kumulativ. Dies geschah, ohne dass es einer paradigmatischen Revolution innerhalb der wissenschaftlichen Geographie bedurft hätte.¹⁶ Das gelehrte Publikum wusste den Wert von Reisebeschreibungen, den nach wie vor wichtigsten Medien der Weltkenntnis, urteilssicher einzuschätzen. Als die besten Quellen galten jene Werke, die sorgfältige Autopsie, einen diskreten Umgang mit der Abenteuerlichkeit der Reiseumstände und eine Auseinandersetzung mit seriösen Vorgängern miteinander verbanden. Richard Chandlers bewunderte und einflussreiche Bände von 1775/76 zum Beispiel hätten nicht früher geschrieben werden können.¹⁷ Die dort gelungene Synthese des Wissens und seine Verdichtung zu einprägsamen literarischen Bildern, die zum Teil direkt in Hölderlins Gedichte einfließen, setzte ein Jahrhundert europäischer Reisen in den Ländern am östlichen Mittelmeer voraus.¹⁸

Es gab außerdem in den deutschen Staaten eine Reihe von Publizisten, die auf Auslandsnachrichten spezialisiert waren, etwa Georg Forsters Schwager Matthias Christian Sprengel (1746–1803) in Halle, der die aktuellen Entwicklungen in Nordamerika und Indien beobachtete und kommentierte und Reiseberichte über viele Länder editorisch zugänglich machte. Das zeitgenössische Geschehen in Europa wurde in einer noch viel größeren Zahl journalistischer Organe dargestellt. So lasen Hegel, Hölderlin und Schelling im Tübinger Stift Johann Wilhelm von Archenholz' 'Minerva', eine Zeitschrift mit großer Sympathie für

¹⁶ Eine gute Einführung in die Geographie der Aufklärung ist David N. Livingstone: *The Geographical Tradition*, Oxford 1992, 102–138; vgl. daneben *Geography and Enlightenment*, ed. by David N. Livingstone and Charles W. J. Withers, Chicago/London 1999. – *Geography and Revolution*, ed. by David N. Livingstone and Charles W. J. Withers, Chicago/London 2005. – Charles W. J. Withers: *Placing the Enlightenment. Thinking Geographically about the Age of Reason*, Chicago/London 2007. – Sowie den Klassiker Numa Broc: *La géographie des philosophes: Géographes et voyageurs français au XVIII^e siècle*, Paris 1975.

¹⁷ Constantine [Anm. 8], 199.

¹⁸ Diese Reisetätigkeit begann in den 1670er Jahren mit dem französischen Archäologen Jacob Spon und dem englischen Botaniker George Wheeler.

die Französische Revolution.¹⁹ Dieser Nachrichtenmarkt kannte keine politischen Grenzen. Der späte Goethe zum Beispiel bezog seine Auslandskennntnisse weniger aus deutschen Journalen als aus der vorzüglichen französischen Zeitschrift 'Le Globe'.²⁰ In kaum einer nennenswerten Fürsten-, Universitäts- oder Privatbibliothek der Zeit fehlte eine gut bestückte Abteilung zur Welt- und Auslandskunde.

In den produktiven Jahren Friedrich Hölderlins – so lässt sich zusammenfassen – waren die deutschen Intellektuellen über die Welt hervorragend informiert, auch wenn nur wenige unter ihnen die Gelegenheit zum Sammeln eigener Erfahrung auf Auslandsreisen hatten. Sie nahmen aber teil an einer gesamteuropäischen Zirkulation der Ideen und Bilder über ferne Räume. Die These von der erzwungenen Flucht ins Imaginäre ist deshalb nur sehr begrenzt gültig. Die Obsession deutscher Autoren (bis hin zu 'Faust II' und den See-Fragmenten des späten Schiller) mit dem Meer, das viele von ihnen nie oder nur in wenigen erfüllten Momenten zu Gesicht bekamen, mag hierher gehören. Die deutsche geographische und geopoetische Imagination litt nicht an der Isolation von kolonialer Praxis und von den Quellen eines informationellen „Weltverkehrs“. Die Neigung der Deutschen, sich in ihren Studierstuben als die wahren Universalisten zu stilisieren, hatte viele Ursachen. Ein Mangel an Empirie und Detailkenntnis zählte nicht dazu.

III Deutsche und orientalische Fragen, Militär, Geopolitik, Raumordnung

Um 1800 war die Geographie zu einer politischen Schicksalsfrage der Deutschen geworden. Der Grund dafür ist nicht, wie heute gelegentlich behauptet wird, ein tiefer epistemischer Bruch, der sich in so etwas wie „Territorialisierung“ ausdrückte.²¹ Staaten senkten sich keineswegs

¹⁹ Pinkard [Anm. 2], 24.

²⁰ Heinz Hamm: *Goethe und die französische Zeitschrift 'Le Globe'. Eine Lektüre im Zeichen der „Weltliteratur“*, Weimar 1998. – Peter Goßens: *Weltliteratur. Modelle transnationaler Literaturwahrnehmung im 19. Jahrhundert*, Stuttgart/Weimar 2011, 97–104.

²¹ Jörg Dünne: *Die kartographische Imagination. Erinnern, Erzählen und Fingieren in der Frühen Neuzeit*, München 2011, 23–30. Dünne stellt mit Michel Foucault und Carl Schmitt eine gegenläufige Doppelbewegung fest:

tiefer denn je in die Erde ein. Das kann man erst für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, also das Zeitalter der Eisenbahn, behaupten. Die Revolutionskriege und dann die Eroberungsfeldzüge Napoleons hatten die Grenzen in Europa radikal zur Disposition gestellt.²² In Frankreich wurde während der Revolution aus patriotischen Motiven das Prinzip der „natürlichen“ Grenzen formuliert, ohne – wie Woodrow Wilsons Postulat der nationalen Selbstbestimmung 1919 – allgemeine Gültigkeit zugesprochen zu bekommen: Nicht jeder politische Verband sollte solche „natürlichen“ Grenzen der Flüsse und Gebirge für sich beanspruchen dürfen. Napoleons neue politische Raumordnung folgte diesem Prinzip nicht. Ihr Ziel war es, jedenfalls in Deutschland, neue Einheiten zu schaffen, die zum Nutzen verlässlich mit Frankreich kollaborierender Dynastien rational administrierbar wären. Das war ein ganz von Politik gesteuerter geographischer Voluntarismus, der letztlich auf das Austarieren der Gewichte in einem von Frankreich zwar nicht brutal unterdrückten, aber doch hegemonial kontrollierten Europa hinauslief – ein durchgeformter Kontinent als Widerlager gegen die dem französischen Zugriff entzogene maritime Weltmacht England.

Friedrich Hölderlin war diesem Geschehen nahe und doch fern. Genau jener Reichstag in Regensburg, den er mit Sinclair im Herbst 1802 besuchte,²³ beschloss wenige Monate später unter französischem Druck den Reichsdeputationshauptschluß, eine revolutionäre Neuordnung der politischen Landkarte Mitteleuropas. Hölderlin begann damals möglicherweise das Interesse am Zeitgeschehen zu verlieren; das Wiederaufflammen eines gesamteuropäischen Krieges, umfassender denn je, im Spätsommer 1805 fiel mit einer neuerlichen existentiellen Krise zusammen. Erst mit dem Wiener Kongress 1814/15 kam das europä-

Territorialisierung, teilweise als Ergebnis gewaltsamer Landnahme, gleichzeitig De-Territorialisierung zum Netzwerk nach dem Vorbild des portugiesischen Reiches. Der *locus classicus* über 1800 als raumgeschichtliche Zäsur ist Michel Foucault: *Des espaces autres*. In ders.: *Dits et écrits*, Paris 1994, IV, 752–762.

²² Zur Frage der Grenzen in Westeuropa um 1800 vgl. Bernhard Struck: Vom offenen Raum zum nationalen Territorium. Grenzen in der deutschen Reiseliteratur über Polen und Frankreich um 1800. In: *Die Welt erfahren. Reisen als kulturelle Begegnung von 1780 bis heute*, hrsg. von Arnd Bauerkämper, Hans Erich Bödeker und Bernhard Struck, Frankfurt a.M./New York 2004, 71–94; vor allem 90f.

²³ Dieter Burdorf: *Friedrich Hölderlin*, München 2011, 28.

ische Raumbild wieder zur Ruhe. Hölderlin hatte aber schon 1797 oder 1798, als der Krieg noch relativ begrenzt war, die neuartige Dramatik erkannt: „Und Heere tobten, wie die kochende See.“ (MA I, 171, v. 9)

Kurz bevor Friedrich Hölderlin sein Zimmer im Turm bezog, hatte ein anderer Turm einen neuen Nutzer gefunden. Im Schloss Hohentübingen wurde 1803 eine Wohnung für den Astronomen Johann Gottlieb Friedrich von Bohnenberger (1765–1831) eingerichtet; zugleich wurde ihm das große Turmzimmer unter dem Observatorium überlassen.²⁴ Bohnenberger, eine Leuchte der Tübinger Naturwissenschaften, war zugleich einer der führenden Kartographen seiner Zeit. Von Hohentübingen aus leitete er die wissenschaftliche Vermessung Württembergs mit seinem Büro im Nordostturm des Schlosses als kartographischem Nullpunkt.²⁵ Bohnenberger stellte sich in die Tradition und den Dienst der französischen Militärgeographie.²⁶ Frankreich war um etwa 1670 die kartographisch führende Nation Europas geworden.²⁷ Sogar die von Jesuitenmissionaren und einheimischen Geodäten in den chinesischen Provinzen gesammelten Daten wurden in Paris zu einem grandiosen Atlas des Kaiserreiches zusammengefügt. Die *Carte de France* von 1746/47, nach ihrem wichtigsten Schöpfer auch *Carte de Cassini* genannt, war die erste geometrisch genaue Karte eines nationalen Territoriums. Napoleons Ingenieur-Geographen konnten hier anknüpfen, und sie hatten es vor 1800 schon in Italien und Ägypten getan.²⁸

Wo immer er hinkam, ließ Napoleon Bonaparte vorhandene Karten einziehen und das Land neu vermessen. Die Karte war für ihn eine

²⁴ Franz A. Bundschuh: „Bohnenberger, Johann Gottlieb Friedrich von“. In: *Neue Deutsche Biographie* 2 (1955), 421 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd116232897.html>

²⁵ Zum Kontext der französischen Erdvermessung: Paul Murdin: *Die Kartenmacher. Der Wettstreit um die Vermessung der Welt*, aus dem Englischen von Susanne Kuhlmann-Krieg, Mannheim 2010, 203–228.

²⁶ Zur Militärgeographie nicht nur Frankreichs im 18. Jahrhundert vgl. Withers: *Placing the Enlightenment* [Anm. 16], 195–201.

²⁷ Vorzüglich: Martin Rickenbacher: *Napoleons Karten der Schweiz. Landesvermessung als Machtfaktor, 1798–1815*, Baden 2011, 289.

²⁸ Ebd., 289f. Zu Ägypten vgl. Anne Marie Claire Godlewska: *Geography Unbound: French Geographic Science from Cassini to Humboldt*, Chicago/London 1999, 210. Grundlegend zur Vermessungsgeschichte (am Beispiel der Schweiz) ist David Gugerli und Daniel Speich: *Topografien der Nation. Politik, kartografische Ordnung und Landschaft im 19. Jahrhundert*, Zürich 2002.

Kriegswaffe.²⁹ Sie hatte unmittelbaren militärischen Nutzen und diente zugleich als Medium französischer Bildpropaganda. Für die deutschen Länder wurde eine *Carte de l'Empereur* in Angriff genommen. Ihr Prachtstück war die Schwabenskarte („Charte von Schwaben“).³⁰ Begonnen 1798 und ab 1801 fortgeführt vom personell üppig besetzten Topographischen Büro der Rheinarmee unter General Jean-Victor Moreau (1763–1813), wurde sie bald unter maßgeblicher Mitwirkung Bohnenbergers weiter ausgebaut. Diese Karte war für die französische Kriegsplanung von höchster Wichtigkeit, diente doch das Oberrhein als Aufmarschachse in Richtung Bayern und Österreich.³¹ Die Kartenblätter von Oberrhein und Oberschwaben wurden der Öffentlichkeit schrittweise zwischen 1818 und 1828 zugänglich gemacht; sie repräsentierten damals den fortgeschrittensten Stand kartographischer Wissenschaft und Kunst.³²

In den folgenden Jahrzehnten – um die Geschichte kurz fortzusetzen – verfeinerte vor allem die preußische und sächsische Kartographie die französisch-süddeutschen Methoden. Im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 profitierte das deutsche Militär vom Vorteil überlegener Karten. Die Briten hatten die besten Seekarten der Welt, waren aber mit der Landvermessung um Jahrzehnte hinterher. Sie vermaßen zunächst – und abermals teilweise aus militärischen Gründen – Kolonialgebiete wie Indien und Irland, erst später England. Noch zu Beginn des Ersten Weltkriegs litt die britische Armee unter dem Handikap unzureichender Karten Flanderns und Nordfrankreichs.

Friedrich Hölderlin lebte in einer Zeit kartographischer Umwälzungen. Erstmals wurde nun in Europa ein inkohärentes Mosaik uneinheitlicher lokaler und regionaler Karten durch eine großflächige Darstellung ersetzt, die auf einem regelmäßigen Grundriss beruhte. Politische Grenzen rahmten nicht länger die kartographische Repräsentation. Sie wurden nun selbst Bestandteil eines Kartenbildes, das tenden-

ziell rand- und nahtlos, universal und weltumspannend war. Im Prinzip konnte nun jeder Fleck der Erde auf einer Weltkarte mit einem einheitlichen Gitter eingetragen werden. Freilich wurde eine solche Weltkarte, die zahllose Triangulationen verlangt, erst im 20. Jahrhundert realisiert, und selbst dann nicht lückenlos.³³

Friedrich Hölderlins poetische Geographie scheint einer völlig anderen Vorstellungswelt zu entstammen. Man hält ihn wohl kaum für einen Liebhaber der Geometrie. Aber David Constantine hat darauf aufmerksam gemacht, dass im Laufe von Hölderlins Entwicklung als Lyriker seine Orts- und Wegangaben immer genauer werden. Hölderlin bemühte sich, so Constantine 1979 in seiner Studie ‘The Significance of Locality in the Poetry of Friedrich Hölderlin’, etwas über Orte herauszufinden und bezog sich dann kenntnisreich auf sie.³⁴ So gut wie nie gebe es in Hölderlins reifem Werk Fehler oder Verwechslungen.³⁵ Dieter Henrich hat Ähnliches beobachtet.³⁶ Dies gilt auch und gerade für die Jahre etwa nach der Jahrhundertwende, als Hölderlin sich aus der allgemeinen Referenzkultur der Reisebeschreibungen – jeder Gebildete in seiner Generation kannte die heroischen Entdeckerberichte aus der Südsee – gelöst und zu einer ganz eigenen Raumimagination gefunden hatte.³⁷ Nicht nur sein Schwaben und sein Land an Main und Rhein, auch sein Griechenland liegt nicht in einem topographischen Irgendwo, einem U-Topia, sondern an den Gestaden des Ägäischen Meeres.

Allerdings wusste man in West- und Mitteleuropa um 1780 über Tahiti besser Bescheid als über die Geographie des zeitgenössischen Griechenland. Das zersplitterte und zerklüftete Land, zu dem man in

³³ Gemeint ist die von 1913 bis 1980 bearbeitete Internationale Weltkarte (IWK), engl. International Map of the World (IMW) im Maßstab 1:1.000.000.

³⁴ David J. Constantine: *The Significance of Locality in the Poetry of Friedrich Hölderlin*, London 1979, 13: „Hölderlin takes trouble to find out about places, and then refers knowledgeably to them.“

³⁵ „There are almost no inaccuracies or confusions in Hölderlin’s mature work.“ (Ebd., 14) Auch Constantine [Anm. 7], 171: „an intensely and precisely visualized imaginative world of real places put to particular poetic use“.

³⁶ Dieter Henrich: *Der Gang des Andenkens. Beobachtungen und Gedanken zu Hölderlins Gedicht*, Stuttgart 1986, 13, 33. Vgl. zur poetischen Kartographie allgemein Franco Moretti: *Atlas of the European Novel, 1800–1900*, London 1998.

³⁷ Constantine [Anm. 34], 18.

²⁹ Rickenbacher [Anm. 27], 293 f.

³⁰ Ebd., 291.

³¹ Ebd., 198 f.

³² *Topographischer Atlas Baden-Württemberg*, hrsg. vom Landesvermessungsamt Baden-Württemberg, Neumünster 1979, 14. Zur organisatorischen Geschichte der darauf aufbauenden späteren Landesvermessung in Südwestdeutschland (1828–40) vgl. <https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/olf/ein-fueh.php?bestand=17668> [Zugriff am 3. 1. 2013].

der traditionellen Kulturgeographie auch die griechisch besiedelte Küste von Asia Minor zählte, war nie mit jener Sorgfalt vermessen worden, welche die Jesuiten China angedeihen ließen. Die wenigen westlichen Forschungsreisenden, die seit den 1670er Jahren nach Griechenland gekommen waren, hatten sich vorrangig für hellenische und frühchristliche Ruinen interessiert.³⁸ Das festländische und erst recht das insulare Griechenland lagen abseits der Reiserouten ins Osmanische Reich. Nicht Athen, sondern Konstantinopel war die große urbane Attraktion im östlichen Mittelmeer. Zwar gab es eine indigene griechische Kartenproduktion, doch war sie nicht länger, wie noch in der Renaissance, nach Italien hin orientiert, sondern versorgte Abnehmer in der osmanischen Staatsbürokratie; andere Karten entstanden in der westeuropäischen Diaspora.³⁹ Es lässt sich vermuten, dass auch während des Aufschwungs neuhumanistischer Griechenlandstudien solches visuelle Material wenig Einfluß auf westeuropäische Griechenlandbilder hatte. Die Auffassung von Griechenland war eher, auf den unverwüstlichen Pausanias aus dem 2. Jahrhundert nach Christus zurückgehend, topographisch, landschaftsästhetisch und ethnographisch als kartographisch bestimmt.

Nun trifft aber gerade diese Aussage auf Hölderlin besonders wenig zu. Er gehörte zu den ersten in Deutschland, die den griechischen Aufstand von 1770 als das Zeichen einer neuen Zeit erkannten. Diese nach kurzer Zeit gescheiterte Revolte, in der die beteiligten Griechen sich weniger als Helden eines kampfeslustigen Abendlandes bewährten denn durch russische Großmachtspolitik instrumentalisieren ließen, wurde in der zeitgenössischen Publizistik kaum beachtet.⁴⁰ Als Hölderlin ab 1793 am 'Hyperion' schrieb, waren weder eine griechische Nationalbewe-

³⁸ Constantine [Anm. 8], passim; zur geographischen Erforschung Griechenlands auch Matthew H. Edney: *Reconsidering Enlightenment Geography and Map-Making: Reconnaissance, Mapping, Archive*. In: *Geography and Enlightenment* [Anm. 16], 65–78; sowie vor allem Hans-Joachim Gehrke: *Die wissenschaftliche Entdeckung des Landes Helläs*. In: *Geographia Antiqua* 1, 1992, 15–36 und 2, 1993, 3–11.

³⁹ George Tolias: *Maps printed in Greek during the Age of Enlightenment, 1665–1820*. In: *e-Perimetron* 5, No. 1, 2010, 1–48.

⁴⁰ Zum „Orlov-Aufstand“ und seinen Hintergründen vgl. David Brewer: *Greece, the Hidden Centuries. Turkish Rule from the Fall of Constantinople to Greek Independence*, London/New York 2010, 185–195.

gung noch der militante Philhellenismus deutscher und britischer Bürger und Intellektueller in Sicht, der erst in den 1820er Jahren virulent wurde und dann weniger die Kontinuität zur Antike als den aktuellen christlich-muslimischen Gegensatz beschwor.⁴¹ 1770 hatten die Griechen eine totale Niederlage erlitten. Hölderlin thematisierte eine flüchtige Episode des Zeitgeschehens am Rande der europäischen Zivilisationssphäre. Sein Roman wurde später im Zusammenhang der Ereignisse von 1821 und den folgenden Jahren neu gelesen; erst dadurch entdeckte eine breitere Öffentlichkeit im Rückblick nach einem halben Jahrhundert den ersten fehlgeschlagenen Anlauf von Griechen, sich von türkischer Herrschaft zu befreien.⁴²

'Hyperion' ist in einem seiner zahlreichen Aspekte also ein zeitgeschichtlicher Roman, mit einem Abstand zum erzählten Geschehen, der ziemlich genau unserem eigenen vom Fall der Mauer entspricht. In seinem Buch 'Geopolitik und Geschichtsphilosophie 1748–1798' hat Christoph V. Albrecht 1998 dargelegt, dass Hölderlin zur Vorbereitung auf den Roman nicht nur die Reisebeschreibungen von Richard Chandler und dem etwas hitziger anti-osmanisch gestimmten Grafen Choiseul-Gouffier studierte, sondern auch Griechenlandkarten, Zeitungsberichte und französische Propagandaschriften. Die Schauplätze und poetischen Räume sind kartographisch exakt und plausibel konstruiert;⁴³ die in der damaligen Geographie aktuelle Methode der physischen Erdbeschreibung findet sich bis ins Detail wieder.⁴⁴ Der Autor unterlegt dem Romangeschehen, so könnte man ergänzen, eine abstrakte Raumlogik, die derjenigen von Professor Bohnenbergers napoleonisch inspirierter Schwabenkarte ziemlich nahekommt.

Hölderlin, so fährt sein Interpret Albrecht fort, war auch mit der Kriegsführung seiner Zeit vertraut. Im Roman lässt er die Griechen mit Methoden naturräumlicher Optimierung kämpfen. Solche Methoden

⁴¹ Suzanne L. Marchand: *Down from Olympus: Archaeology and Philhellenism in Germany, 1750–1970*, Princeton, NJ 1996, 33. – Christoph Hauser: *Anfänge bürgerlicher Organisation. Philhellenismus und Frühliberalismus in Südwestdeutschland*, Göttingen 1990, 205–207.

⁴² Andrea Polaschegg: *Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgendändischer Imagination im 19. Jahrhundert*, Berlin/New York 2005, 234 f.

⁴³ Christoph V. Albrecht: *Geopolitik und Geschichtsphilosophie 1748–1798*, Berlin 1998, 160–162.

⁴⁴ Ebd., 164.

vor allem der beweglichen Bergkriegführung mit schnell agierenden kleinen Verbänden, manchmal an Guerillataktik erinnernd, hatten zunächst die Österreicher an ihrer Militärgrenze zum Osmanischen Reich praktiziert. Dann hatte Bonaparte sie wiederentdeckt und seinerseits damit den Alpenübergang nach Italien erzwungen. Krieg, das verstand der korsische General ebenso wie sein gleichaltriger schwäbischer Zeitgenosse, verlangt vom materiell unterlegenen Angreifer flinke Raumnutzung.⁴⁵ Wer den Raum und die Zeit zu seinen Verbündeten macht, verschafft sich entscheidende Vorteile.

Man muss Albrechts Deutung nicht über diesen Punkt hinaus zu der geschichtsphilosophischen Pointe folgen, auf die sie letztlich hinausläuft. Aber man kann festhalten: Die großen historischen Kräfte der Jahre von Friedrich Hölderlins künstlerischer Produktivität waren zum einen die Französische Revolution mit ihren allerdings bald zurückgenommenen demokratischen und soziallegalitären Versprechungen, zum anderen die napoleonische – in technologischer Hinsicht noch vorindustrielle – Beschleunigung und Effektivierung der Kriegführung. Diese Kriegführung bedeutete in beispiellosem Maße Raumnutzung; sie beruhte auf kartographischer Rationalisierung und der Verbesserung von Detailgenauigkeit. Selbstverständlich war sie kein Mittel zum Zweck. Abgesehen von der Machtsteigerung des Familienunternehmens „Bonaparte“ zielte sie auf Reichsbildung und die Durchsetzung eines von oben nach unten durchorganisierten „modernen“ bürokratischen Staates, der dann etwa auch im rheinbündischen Südwestdeutschland mit nachhaltiger Wirkung eingeführt wurde. Gustav Seibt hat vor einigen Jahren ein schönes Buch mit dem Titel ‘Goethe und Napoleon’ geschrieben.⁴⁶ Ließe sich ihm ein – gewiss viel kürzeres – an die Seite stellen über Hölderlin und Bonaparte? Wenn ja, dann sollte es ein Kapitel über Räume enthalten.

Und vielleicht ein zweites Kapitel über den Orient. In den Jahren zwischen etwa 1770 und 1830 differenzierte sich das Konzept des Orients in beispielloser Vielfalt. Die Aufmerksamkeit des nördlichen Europa wurde mehrfach und immer nur kurz auf diese vage definierte, zumeist (aber nicht ausnahmslos) durch den muslimischen Glauben ihrer Bewohner identifizierbare Weltgegend gelenkt: erst im Rus-

sisch-Türkischen Krieg von 1768–1774, der ein Machtgleichgewicht an der südöstlichen Flanke Europas zerstörte, das mehr als ein Dreivierteljahrhundert lang bestanden hatte, dann in Bonapartes plötzlicher Invasion Ägyptens 1798, schließlich in der Interventionspolitik der Großmächte gegenüber dem Osmanischen Reich, die 1832 zur Entstehung eines semi-souveränen griechischen Staates führte.⁴⁷ Vor diesem realen Hintergrund wurde der Imaginationsraum Orient oder „Asien“ im geographisch engeren Sinne – bei Hölderlin reicht es östlich bis zum Indus – mit einer Vielzahl von Sinngebungen gefüllt. Es gab einen mythologischen, einen poetischen, einen ethnographischen, einen geopolitischen, einen philhellenischen, einen christlichen Orient und mehrere Varianten der Einordnung des Orients in geschichtsphilosophische Hierarchien und Stufenmodelle.

Die Raumlogik des Orients war eine andere als die innereuropäischer Politik; sie kondensierte sich in der sogenannten „orientalischen Frage“. Das war die Frage nach der Zukunft des Osmanischen Reiches. Die europäischen Großmächte hatten es im 18. Jahrhundert eingedämmt, aber seine Existenz nicht in Frage gestellt. Das änderte sich erst mit dem Russisch-Türkischen Krieg von 1768. Wer fortan die Expansion des Zarenreiches aufhalten wollte, musste zwangsläufig das Osmanische Reich stützen, unabhängig davon, ob man mit dessen offizieller Religion und seinem politischen System sympathisierte. Der Sultan wurde nicht zum Wiener Kongress eingeladen; sein Land war folglich kein Mitglied des europäischen Gleichgewichtssystems (Großbritannien war dies allerdings in mancher Hinsicht auch nicht). Das Reich des Großherrn rückte mental und kommunikativ näher an Europa heran und wurde zugleich in der europäischen Propaganda verfremdet, jedenfalls bis es in den 1830er Jahren mit energischen Anstrengungen der Verwestlichung begann. Diese wiederum schienen zu beweisen, dass „die Kultur“ nun den Rückmarsch angetreten hatte: War sie ursprünglich aus dem tiefen Osten gekommen (vom „Indus“ eben), so strebte sie nunmehr zivilisierend in die Gegenrichtung; in Indien hatten sich die Briten bereits festgesetzt.

Der (muslimische) Orient war mithin räumlich ambivalent. Nach der

⁴⁷ Vgl. Die erträumte Nation. Griechenlands Wiedergeburt im 19. Jahrhundert, hrsg. von Reinhard Heydenreuter, Jan Murken und Raimund Wünsche, München 1995. Als völkerrechtliche Geburtsstunde des griechischen Staates gilt die Londoner Konvention vom 7. März 1832.

⁴⁵ Ebd., 175.

⁴⁶ Gustav Seibt: Goethe und Napoleon. Eine historische Begegnung, München 2008.

postnapoleonischen Pazifizierung und Neuordnung Europas blieb er in schroffem Gegensatz dazu eine Region militärischer Unruhe, eine Gegend beweglicher Grenzen und strittiger politischer Legitimität. Manche – solch seltsame Bundesgenossen wie der despotische Zar und die liberalen Philhellenen – sahen ihn reif für eine *Conquista* im Namen von Zivilisation oder Christentum. Andere suchten gerade den kulturellen wie geopolitischen *status quo* zu bewahren. Dieses Paradox bildete sich aber erst *nach* Hölderlins Zeit heraus. Hölderlin wurde Zeuge von Bonapartes Invasion Ägyptens 1798, bei der sich der Erste Konsul als wohlmeinender Protektor des Islam in Szene setzte; und es dürfte ihm nicht entgangen sein, dass die Briten zu genau derselben Zeit zur großen Schlussoffensive der Eroberung Indiens ansetzten, übrigens einem Erdteil mit einer riesigen muslimischen Bevölkerungsgruppe.

Hölderlins Generation – Hegel sollte in den 1820er Jahren seine eigenen geschichtsphilosophischen Schlüsse ziehen – erlebte als erste, wie der Orient in weltpolitische Zusammenhänge einbezogen wurde. Eine Dynamik, die bereits vor der Französischen Revolution gleichzeitig mit der russischen Südexpansion unter Katharina II. und der britischen Eroberung Bengalens begonnen hatte, schob die europäische Frontier voran und manövrierte Asien in eine globale Defensive. Noch war allerdings das ideologische Motiv einer gegen den Islam gerichteten Befreiungsmision nicht dominant.

IV Geographisches Wissen

Zum Schluss ein Blick auf die Veränderungen des geographischen Wissens zu Hölderlins Zeit. Von Kartographie war bereits die Rede. Doch Kartographie ist nicht Geographie. Geographen haben sie zumeist als ihre Magd betrachtet. Spätestens seit dem frühen 19. Jahrhundert gehörten kartographische Fertigkeiten zur Ausbildung von Geographen. Aber die Kartographie wurde zunehmend als eine Art von bebildeter Mathematik betrachtet, eher Kunstlehre als Wissenschaft. Kartographie repräsentiert und konstruiert Wirklichkeit, ohne selbst zu deren Erklärung beizutragen.⁴⁸ Deshalb ist die Karte eher ein Hilfsmittel als

⁴⁸ Vgl. auch Denis Cosgrove: *Apollo's Eye. A Cartographic Genealogy of the Earth in the Western Imagination*, Baltimore/London 2001, 244, 251 f.

der Endzweck der Geographie. Als eine Technik der Bestandsaufnahme war die Kartographie mit der älteren Statistik und bilanzierenden Staatenkunde, darüber hinaus mit einer klassifizierenden Naturbeschreibung à la Linné verwandt. Sobald sich die Geographie von einer beschreibenden und ordnenden in eine problemlösende Wissenschaft umdefinierte, verlor die Kartenmacherei an Prestige. *Mapping*, diese Lieblingsprozedur der Postmoderne, überließ man im 19. Jahrhundert den Vermessungshandwerkern im Militär und in den kartographischen Instituten.

Was aber bedeutete um 1800 „Geographie“? Als akademische Fachdisziplin gab es sie noch nicht, dazu wurde sie selbst in den fortgeschrittensten Ländern – Frankreich und Deutschland – erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Großbritannien hinkte, wie gesagt, noch langsamer hinterher. Dort blieb die geographische Weltkenntnis im Grunde bis zum Ende des Jahrhunderts eine Sache teils von seefahrenden Fachleuten der Admiralität,⁴⁹ teils von tatsächlich oder imaginär reisenden Amateuren, die sich in der 1830 gegründeten Royal Geographical Society sammelten. Um 1830 entstanden auch in anderen europäischen Ländern solche geographischen Gesellschaften, die durchaus ernsthaft Forschung betrieben, initiierten und diskutierten, in Berlin 1828 die heute noch bestehende Gesellschaft für Erdkunde.⁵⁰

Man muss das Thema der Entwicklung geographischen Wissens zunächst einmal eng institutionell in den Blick nehmen, um zu vermeiden, dass es in einem solch uferlosen Diskurs wie dem des allgemeinen Naturverständnisses untergeht. Die zeitgenössischen Debatten für oder gegen Newton (1810 erschien Goethes 'Entwurf einer Farbenlehre'), um idealistische Naturphilosophie, romantische Naturwissenschaft und Landschaftsmalerei (etwa ab 1819 bei Carl Gustav Carus) sind auf eine hier kaum zu entwirrende Weise indirekt mit Raumwahrnehmungen verbunden. Thesen wie die von der Subjektivierung des Raumes in die-

⁴⁹ Vgl. Julia Angster: *Erdbeeren und Piraten. Die Royal Navy und die Ordnung der Welt 1770–1860*, Göttingen 2012, 115–144.

⁵⁰ Vgl. Iris Schröder: *Das Wissen von der ganzen Welt. Globale Geographien und räumliche Ordnungen Afrikas und Europas 1790–1870*, Paderborn 2011, 27–59.

ser Zeit⁵¹ bringen aber auseinanderstrebende Tendenzen allzu gewaltsam auf einen schein-eindeutigen Begriff.

In den Jahren unmittelbar nach 1800 wurden in Schottland, Frankreich und Deutschland deskriptive Universalgeographien in der Form mehrbändiger Handbücher auf den Markt gebracht.⁵² Einige davon bemühten sich um größere darstellerische Abwechslung und überhaupt einen flüssigeren Stil als die Kompendien des späten 18. Jahrhunderts, konnten aber selten den literarisch einprägsamsten Reisebeschreibungen – Georg Forster und Bougainville über die Südsee, Niebuhr über Arabien, Chandler über Griechenland und Kleinasien – das Wasser reichen. Ein neuartiges Konzept von Geographie boten sie noch nicht an.

Als Hölderlin 1807 den Turm bezog, war ein solches Konzept gerade im Entstehen. Er selbst konnte von ihm noch nichts wissen. Alexander von Humboldt war 1804 aus Amerika zurückgekehrt, und in den folgenden Jahren widmete er sich der Ausarbeitung seiner Reiseerfahrungen und der gesammelten Materialien. Schon von unterwegs hatte er über seine Reisen in Briefen berichtet, von denen einige unverzüglich publiziert wurden; Hölderlin mag etwas von diesem Material gekannt haben.⁵³ Es dauerte etwa zwei Jahrzehnte, bis er in einer Vielzahl einzelner Werke seine Art der Geographie und sein Paradigma von Wissenschaft entwickelt hatte. Humboldt trat vor 1830 zweimal popularisierend vor eine größere deutsche Öffentlichkeit: 1808 mit seinem Bestseller 'Ansichten der Natur' und 1827/28 mit seinen ebenfalls weit hin beachteten 'Kosmos'-Vorträgen in der Berliner Singakademie.

Neben ihm arbeitete in Berlin Carl Ritter, seit der Jahrhundertwende kontinuierlich publizierend und seit dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts mit seinem gigantischen Hauptwerk 'Die Erdkunde im Verhältniß zur Natur und zur Geschichte des Menschen' beschäftigt, dem großen Projekt, die Geographie zu einer historischen Wissenschaft

⁵¹ Einschlägig ist hier Tang Chenxi: *The Geographic Imagination of Modernity: Geography, Literature, and Philosophy in German Romanticism*, Stanford 2008, bes. 56 ff. Tangs diskurshistorisches Argument bedürfte einer ausführlichen Diskussion, die an dieser Stelle nicht möglich ist.

⁵² Schröder [Anm. 50], 71–86.

⁵³ Ich danke Prof. Dr. Luigi Reitani für diesen Hinweis. Vgl. auch Tang [Anm. 51], 197: „Although their paths seem never to have crossed, Hölderlin must have been aware of Humboldt's expedition and must have followed it closely.“ Eine Vermutung.

vom Menschen in seinen natürlichen Umständen zu erheben und sie damit für die idealistische Philosophie ebenso wie für die gleichzeitig entstehende Geschichtsschreibung des Historismus zu einer ebenbürtigen Gesprächspartnerin zu machen. Dass dieses Angebot letztlich nicht angenommen wurde und Ritter in Frankreich und Osteuropa größeren Einfluss als in Deutschland erlangte, lag nicht in erster Linie an ihm selbst.⁵⁴

Spätestens um 1840 war das Humboldt-Ritter'sche Paradigma einer wissenschaftlichen Geographie voll entwickelt. Humboldt und Ritter, die beide 1859 starben, unterschieden sich in vielerlei Hinsicht, und sie arbeiteten in Berlin nicht so eng zusammen, wie sie es heute in einem Sonderforschungsbereich nahezu zwangsläufig täten, aber in der Grundkonzeption waren sie sich einig: Geographie sollte forschend betrieben, gelehrt und einem breiten Lesepublikum vermittelt werden als eine global interessierte (also nicht europäisch verengte), auf der jeweils besten naturwissenschaftlichen, ethnographischen und historischen Empirie beruhende Analyse und Darstellung von Wechselwirkungen zwischen menschlichen Gesellschaften und der Fülle der Naturphänomene in historisch wandelbaren Kontexten. Diese neue Geographie integrierte eine Vielzahl von Faktoren zu einem Gesamtbild und widmete sich den dynamischen Relationen zwischen diesen Faktoren, ohne eine dogmatisch geschlossene Welterklärung anzustreben. Sie suchte nach nicht-deterministischen Erklärungen von Kulturerscheinungen vor dem Hintergrund ihrer naturräumlichen Voraussetzungen. Ihre besondere Aufmerksamkeit galt allen möglichen Arten von Mobilität: von Völkerwanderungen bis zu Pflanzen- und Tierrmigrationen. Schließlich experimentierte sie mit neuartigen Formen der Darstellung jenseits der schematischen Anordnung des Stoffes in Kompendienform, bei Humboldt vorzugsweise dem „Naturgemälde“. Dies alles geschah unter Ablehnung naturphilosophischer – man würde heute vielleicht sagen: esoterischer – Spekulationen, von denen Humboldt und Ritter schon in ihrer Jugend, als derlei in Deutschland *en vogue* war, nichts wissen wollten.

⁵⁴ Peter Goßens: *Carl Ritter und die Weltliteratur. Zur Frühgeschichte des „spatial turn“*. In: *Von Ähnlichkeiten und Unterschieden. Vergleich, Analogie und Klassifikation in Wissenschaft und Literatur (18./19. Jahrhundert)*, hrsg. von Michael Eggers, Heidelberg 2011, 91–120.

Das klingt ungeheuer modern und aktuell. Und man kann Hans Magnus Enzensberger, dem Potsdamer Literaturwissenschaftler Ottmar Ette und vielen anderen nur zustimmen, wenn sie Humboldt als einen Klassiker für unsere Zeit propagieren; auch eine Renaissance des literarisch sperrigeren Carl Ritter scheint im Gange zu sein, unabhängig von der disziplinhistorischen Bedeutung Ritters und Humboldts als Gründervätern der Geographie. Was aber hat das mit Friedrich Hölderlin zu tun?⁵⁵ Alexander von Humboldt war fast auf den Tag genau ein halbes Jahr älter als Friedrich Hölderlin – und Napoleon vier Wochen älter als Alexander. Haben sich der Schwabe und der Brandenburger je getroffen, vielleicht bei dem gemeinsamen Freund und Förderer Friedrich Schiller in Jena? Welch unterschiedliche Lebensläufe, welch polar entgegengesetzte intellektuellen Stile! Und doch wird man, wenn man sie sucht, Gemeinsamkeiten finden.

In den Raumbildern beider Autoren springen sie nicht sogleich ins Auge. Hölderlin war kein Vorläufer und Prophet von Humboldts zugleich analytischer und holistischer Geographie. Die Raumimaginationen, die der amateurhafte Leser, unbelehrt von germanistischer Fachliteratur, in den Gedichten findet, scheinen in den Standardpositionen der Wissensgeschichte nicht aufzugehen: aufklärerische Geographie, romantische Naturphilosophie, *Humboldtian science*.⁵⁶ Humboldts Räume sind voll, dicht bestückt mit Phänomenen; nichts entgeht dem aufmerksamen Blick und den Messmethoden des Wissenschaftlers: zwischen allem weiß er Wirkungsbeziehungen aufzudecken.⁵⁷ Geographie

⁵⁵ Spekulationen über einen möglichen Einfluss Ritters auf Hölderlin bei Helmut Mottel: „Apoll envers terre“. Hölderlins mythopoetische Weltentwürfe, Würzburg 1998, 111 f.

⁵⁶ Zum Paradigma der „Humboldtian Science“ vgl. Andreas Daum: Alexander von Humboldt, die Natur als „Kosmos“ und die Suche nach Einheit. Zur Geschichte von Wissen und seiner Wirkung als Raumgeschichte. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 23, 2000, 243–268; Ottmar Ette versucht dagegen, einen Humboldt'schen Holismus als „Weltwissenschaft“ wiederzubeleben: Alexander von Humboldt und die Globalisierung. Das Mobile des Wissens, Frankfurt a. M./Leipzig 2009.

⁵⁷ Dies wird bereits deutlich in Humboldts populärer Schrift 'Ansichten der Natur' (1808). Vgl. dazu Thomas Richter: Alexander von Humboldt: 'Ansichten der Natur'. Naturforschung zwischen Poetik und Wissenschaft, Tübingen 2009.

ist einerseits Registrierung von Fakten, andererseits kosmische Vision, im Kern aber Problemlösung.⁵⁸ Hölderlins Räume hingegen wirken eher leer, auf das Wesentliche reduziert, sparsam mit Zeichen besetzt. Der Dichter teilt gewisse geographisch-historische Theorien seiner Zeitgenossen, etwa die einer ost-westlichen Kulturwanderung, doch das Knacken wissenschaftlicher Nüsse, wie der Goethe der 'Farbenlehre' es liebte, interessiert ihn wenig. Im Gespräch mit Humboldt kann man ihn sich nicht leicht vorstellen.

Aber zwei Ähnlichkeiten springen ins Auge: Erstens liebten Humboldt wie Hölderlin das Hochgebirge. Mit seinen kühnen Andenbesteigungen war Humboldt der erfolgreichste Bergsteiger seiner Zeit. Später, als er selbst nicht mehr reisen konnte, schickte er seine Schüler in den Himalaya und andere Gebirgslandschaften der Erde und befasste sich theoretisch mit den Gebirgen Zentralasiens. Der Lehnstuhlreisende Carl Ritter wiederum, aus zahllosen Schriftquellen informiert, schilderte mit besonderer Hingabe Tibet, Kaschmir und andere Hochländer Asiens und entwickelte eine neuartige Terminologie zur Beschreibung von Gebirgsformen. Der alte Topos von gebirgiger Höhe als Ort der Freiheit klingt auch bei diesen nüchternen Geographen immer wieder an.

In der Hymne 'Patmos', entstanden im Winter 1802/03, findet Friedrich Hölderlin ein konzentriertes Bild für die mobile Meisterung des Lebens im Hochgebirge. Die Menschen wären durch tiefe Klüfte voneinander getrennt, gelänge ihnen nicht die Kulturleistung, die Tiefe zu überbrücken: „[...] furchtlos gehn / Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg / Auf leichtgebauten Brüken.“⁵⁹ Der Humboldt-Leser wird dadurch sogleich an eine ausführliche Beschreibung erinnert, die Humboldt in seinem Tagebuch notierte und 1810 in redigierter Form in seinen 'Vues des Cordillères' zusammen mit einer Farbtafel der Öffentlichkeit mitteilte. Am 18. Juli 1802, wenige Monate bevor Hölderlin an der Hymne 'Patmos' arbeitete, erreichte Humboldt das Dorf Penipe in Ecuador. Dort studierte und überquerte er eine Seilbrücke, die ein besonders gelungenes Exemplar eines Brückentypus darstellte, den er auch andernorts gesehen hatte; sie erinnerte ihn an ähnlich konstruierte Kettenbrücken in Bhutan und im Inneren Afrikas, von denen er in

⁵⁸ Eine Position, die vor allem Volney einflussreich vertrat. Siehe Godlewska [Anm. 28], 202.

⁵⁹ 'Patmos' (1. Fassung), MA I, 447, v. 6–8.

Reiseberichten gelesen hatte. Humboldt gibt Ratschläge, wie eine solch gefährliche Brücke zu benutzen sei („so schnell wie möglich und mit vorgebeugtem Oberkörper“), er lobt die Vorzüge der keineswegs primitiven Seil- und Holzkonstruktionen gegenüber Steinbrücken sowie ihre zivilisatorische Wirkung innerhalb von Verkehrssystemen.⁶⁰ Hölderlin und Humboldt treffen sich in einer Bilderwelt von Höhe, Überbrückung und Überwindung des Trennenden. Vereinzelung und Isolation vom gesellschaftlichen Umgang waren für Humboldt die wahren Anzeichen von Barbarei. Solche Isolation als stete Gefährdung einer Gebirgs-existenz blieb auch dem klar beobachtenden Hölderlin nicht verborgen. Nach einer Rhönwanderung schreibt er an Hegel: „Die Bergbewohner sind, wie überall, etwas barsch, und einfältig. Übrigens mögen sie manche gute Seite haben, die unsere Kultur vertilgt hat.“⁶¹

Ein zweiter Bezug zwischen den beiden gleichaltrigen Zeitgenossen könnte sich aus ihrem Interesse an höhenjustierten Sehepunkten ergeben. Bei Hölderlin sind es vor allem Vögel, die auf ganz unterschiedlichen Flughöhen Ausblicke auf Landschaften und Räume ermöglichen. Sie können viel leichter als die erdgebundenen Menschen ihren Beobachtungspunkt variieren. Die Freiheit des Vogels liegt nicht nur in der Grenzenlosigkeit des Mediums Luft, sondern auch in der gesteigerten Wahrnehmungsmöglichkeit aus wählbarer Distanz. Hölderlin-Kenner werden sofort zahlreiche Stellen aus dem Werk nennen können. Hier nur eine kleine Auswahl:

die Kraniche im ersten Vers von ‘Der Archipelagus’, wo später auch immer wieder die Höhenposition der Götter angesprochen wird („die Kräfte der Höhe“: MA I, 296, v. 25);

Adler in ‘Patmos’ (MA I, 447, v. 6), im Entwurf ‘Wenn aber die Himmlischen ...’ (MA I, 401, v. 60–67) und natürlich der Flug des Adlers vom Indus nach Griechenland und Italien und weiter in den Norden in ‘Germanien’ (MA I, 405 f., v. 42–60) und in ‘Der Adler’ (MA I, 470 f.);

in ‘Heidelberg’ die Neckarbrücke als fliegender Vogel: „Wie der Vo-

gel des Walds über die Gipfel fliegt [...]“ (MA I, 252, v. 5) – über die Gipfel, nicht über die Wipfel!;

in ‘Der Wanderer’: „Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.“ (2. Fassung, MA I, 307, v. 56);

am Beginn des Gedichts ‘Dem Allbekannten’: „Frei wie die Schwalben, ist der Gesang, sie fliegen und wandern / Fröhlich von Land zu Land [...]“ (MA I, 272, v. 1 f.).

Und der „Genius“, der das lyrische Ich in ‘Patmos’ über Länder und Kontinente hinweg trägt, kann nur ein geflügelter sein, der Kapitän eines fliegenden Teppichs. Ähnlich hatte schon der Orientreisende und revolutionäre Politiker Constantin François de Volney 1791 in seiner geschichtsphilosophischen Betrachtung ‘Les Ruines’ einen fiktiven Blickpunkt „aus dem höchsten der Lufthimmel“ eingenommen.⁶²

Vogelperspektive, Fernsicht, schnelle und freie Bewegung im Flug: Von einem solchen hohen und mobilen Blickpunkt aus entwirft Hölderlin gern seine Räume, die dadurch kraftvoll dynamisiert werden. Man könnte von einer stratosphärischen Phantasie sprechen. Hölderlin, den man sich mühelos als Luftschiffer, Pilot oder Astronaut vorstellt, teilt sie mit Jean Paul, dem skeptischen Bewunderer der Montgolfiere und Verfasser früher Luftfahrtsliteratur.⁶³ Alexander von Humboldt war sie nicht fremd. Er hatte als erster Mensch – oder zumindest erster Europäer – die Welt aus einer Höhe von 6000 Metern gesehen. In seiner wissenschaftlich bahnbrechenden ‘Geographie der Pflanzen’ studierte er die Höhenlinien der Vegetation. Zu Beginn des ersten Bandes seines Spätwerks ‘Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung’ stimmte er 1845 seine Leser auf eine Reise vom Makro- in den Mikrokosmos ein:

Wir beginnen mit den Tiefen des Weltraums und der Region der fernsten Nebelflecke, stufenweise herabsteigend durch die Sternschicht, der unser Sonnensystem angehört, zu dem luft- und meerumflossenen Erdsphäroid, seiner Gestaltung, Temperatur und magnetischen Spannung zu der

⁶⁰ Alexander von Humboldt: Ansichten der Kordilleren und Monumente der eingeborenen Völker Amerikas. Aus dem Französischen von Claudia Kalscheuer, ediert und mit einem Nachwort versehen von Oliver Lubrich und Ottmar Ette, Frankfurt a.M. 2004, 281–283; hier 282.

⁶¹ Hölderlin an Hegel, 10. Juli 1794, MA II, 541.

⁶² Constantin François de Volney: Die Ruinen oder Betrachtungen über die Revolutionen der Reiche, übers. von Dorothea Margareta Forkel und Georg Forster, hrsg. von Günther Mensching, Frankfurt a.M. 1977, 37.

⁶³ Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch (1801), Das Kampaner Thal (1797).

Lebensfülle, welche, vom Lichte angeregt, sich an seiner Oberfläche entfaltet. So umfaßt ein Weltgemälde in wenigen Zügen die ungemessenen Himmelsräume wie die mikroskopischen kleinen Organismen des Thier- und Pflanzenreichs, welche unsere stehenden Gewässer und die verwitternde Rinde der Felsen bewohnen.⁶⁴

Das ist der Hölderlin'schen Sicht von oben nicht fern, allerdings als vertikale Himmels- und Erdreise in anderen Dimensionen gedacht. Friedrich Hölderlin bevorzugt die mittlere, horizontale Flughöhe der Schwalben und Adler, von der aus sowohl die engen Räume der Menschen als auch die Weiten der Kontinente erkennbar sind. Weniger der leere Kosmos als die belebende Luft ist sein liebstes Element – wie es 1800 in der Elegie 'Der Wanderer' heißt: „Wo ich frei, wie Geflügelte, spielt' auf luftigen Aesten,“ (2. Fassung, MA I, 307, v. 69).

⁶⁴ Alexander von Humboldt: Kosmos – Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, hrsg. von Ottmar Ette, Frankfurt a. M. 2004, 38.

Erinnerte und konstruierte Landschaft: Raumstrukturen in Hölderlins Lyrik

Von

Sabine Doering

I „Täglich geh' ich heraus“: Zum Phänomen der Raumdarstellung im Gedicht

„Täglich geh' ich heraus, und such' ein Anderes immer“.¹ Mit diesen Worten beginnt Friedrich Hölderlins Elegie 'Menons Klagen um Diotima'. Das Gedicht beschreibt den Weg des sprechenden Ich, der es aus einer nicht näher genannten Umgrenzung hinaus in die Natur führt. Zu ihr gehören, wie bald präzisiert wird, die „Pfade des Lands“ (v. 2), „die kühlenden Höhn“ (v. 3) und „die Quellen“ (v. 4). Das Verfahren ist kein Einzelfall: Mehrfach lässt Hölderlin den Anfang eines Gedichts mit dem Beginn einer Wanderung oder eines Spaziergangs zusammenfallen; unser Bild von ihm als Dichter des Wanderns² hat darin eine wesentliche Begründung.

Über das Wandermotiv hinaus ist diese Gestaltung des Gedichtbeginns auch aus poetologischer Sicht bedeutsam: Die Schilderung

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 35–59.

¹ Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe [Münchener Ausgabe = MA], hrsg. von Michael Knaupp, 3 Bde., München/Wien 1992–1993; hier MA I, 291, v. 1).

² Vgl. dazu u. a. Peter Härtling: Gegenden. Orte. Hölderlins Landschaft. In: Hölderlin und Nürtingen, hrsg. von dems. und Gerhard Kurz, Stuttgart/Weimar 1994, 1–15. Über einen Nachvollzug von Hölderlins Wanderung nach Bordeaux berichtet Thomas Knubben: Hölderlin. Eine Winterreise, Tübingen 2011. Dass sich der „literarische Wanderer“ stets „durch höchst artifizielle Landschaften“ bewegt, betont Klaus Manger in seiner Studie zur literarischen Vermittlung des Wanderns in der Zeit um 1800: Klaus Manger: Wie gelangt der Wanderer aus Klopstocks oder Goethes Landschaft in die Landschaft Eichendorffs? In: Landschaft am „Scheidpunkt“. Evolutionen einer Gattung in Kunsttheorie, Kunstschaffen und Literatur um 1800, hrsg. von Markus Bertsch und Reinhard Wegner, Göttingen 2010, 137–156; hier 137.

einer Wanderung oder eines Spaziergangs³ führt fast notwendig zu der Vorstellung eines in sich strukturierten Raums. Wer sich bewegt, legt Strecken zwischen einzelnen Orten zurück, die einem gemeinsamen zwei- oder dreidimensionalen Koordinatensystem angehören. So selbstverständlich diese Einsicht zunächst erscheint, ist sie doch bedeutsam für die literarische Landschafts- und Raumdarstellung; denn Räume können in Texten ja auch unabhängig von Bewegung geschildert werden. Erinnerung sei hier nur an die unbewegten Tableaus, in denen Andreas Gryphius in seinen Gedichten Szenarien der Vergänglichkeit entfaltet: „wo Thir und Vögel waren / Traurt itzt die Einsamkeit“, heißt es lapidar in seinem ‚Abend‘-Sonett.⁴

Neben der Schilderung von Wanderungen finden sich in Hölderlins Gedichten vielfältige andere Verfahren, mit denen Räume beschrieben werden. Die Evokation bestimmter bekannter, realer oder idealer Landschaften gehört dazu wie auch die Nennung konkreter topographischer Orte. In diesem Fall reicht oftmals die bloße Erwähnung, hinreichendes geophysikalisches Wissen vorausgesetzt, um die Vorstellung des tatsächlichen geographischen Raums hervorzurufen, seien es nun die Namen von Kontinenten – „Asia“ (MA I, 448, v. 31) –, Landschaften – „Glückselig Suevien“ (MA I, 336, v. 1) – oder von Städten, Gebirgen und Flüssen. Die von Hölderlin so gern geschilderten Ströme sind ein geradezu ideales Medium der Raumdarstellung; schließlich durchmisst

³ Die Entwicklung des Spaziergangs als typisch bürgerliche Beschäftigung untersucht ausführlich Gudrun M. König in ihrer Tübinger Dissertation: Eine Kulturgeschichte des Spaziergangs. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780–1850, Wien u. a. 1996 (mit vereinzelt Hinweisen auf Hölderlins Spaziergänge während seiner Tübinger Stiftszeit: 137, 139, 143). Hölderlins Spaziergänge nach 1806 und ihren möglichen Niederschlag in dem Gedicht ‚Der Spaziergang‘ betrachtet Thomas Schestag: Promenaden. Rousseau – Schiller – Hölderlin. In: Kopflandschaften – Landschaftsgänge. Kulturgeschichte und Poetik des Spaziergangs, hrsg. von Axel Gellhaus, Christian Moser und Helmut J. Schneider, Köln u. a. 2007, 99–117. Die Besonderheiten des Spaziergangs als Form der Landschaftswahrnehmung untersucht aus soziologischer Perspektive Lucius Burckhardt, der dafür eine eigene Disziplin erschafft: Lucius Burckhardt: Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft, hrsg. von Markus Ritte und Martin Schmitz, Berlin 2008, insbesondere 257–300: Spaziergangswissenschaft.

⁴ Andreas Gryphius: Gedichte. Eine Auswahl. Text nach der Ausgabe letzter Hand von 1663, hrsg. von Adalbert Elschenbroich, Stuttgart 1996, 11.

jeder Fluss durch die ihm innewohnende Bewegung eine bestimmte Strecke und kann schwerlich allein punktuell, als singulärer Ort, vorgestellt werden.⁵

Diese Überlegungen skizzieren den Hintergrund für die Frage nach den Verfahren der Raumdarstellung und Raumerzeugung in Hölderlins Lyrik. Die Räume, die in Hölderlins Gedichten hervorgerufen und strukturiert werden, können weite Dimensionen haben, vom Äther bis in den Abgrund, von den Fernen Asiens bis hin zu den „Indiern“, den westindischen Inseln, die in ‚Andenken‘ aufgerufen werden. Sie können aber auch viel kleiner sein, wenn beispielsweise Gärten oder einzelne Landschaftsformationen wie der „Winkel von Hahrdt“ beschrieben werden. Die konkreten topographischen Orte werden allerdings nicht im Zentrum der folgenden Untersuchungen stehen, so unbestritten wichtig die Topographie für Hölderlins Dichtung auch ist. Gründliche Untersuchungen der letzten Jahre haben Erhellendes dazu gesagt.⁶ Mein Interesse gilt hauptsächlich *topologischen* Fragen, also den Raumstrukturen, die Hölderlin in seiner Lyrik erschafft, häufig nach sich ähnelnden und wiederkehrenden Mustern.⁷ Auch diese Frage nach den Raum-

⁵ Die grundsätzliche Bedeutung von Flüssen für die Strukturierung und Wahrnehmung von Räumen erläutert Ute Schneider: Fluss. In: Lexikon der Raumphilosophie, unter Mitarbeit von Franziska Kümmerling hrsg. von Stephan Günzel, Darmstadt 2012, 124 f.

⁶ Eng auf die konkrete Topographie der im jeweiligen Gedicht beschriebenen Landschaft bezieht sich die Arbeit von Martin Anderle: Die Landschaft in den Gedichten Hölderlins. Die Funktion des Konkreten im idealistischen Weltbild, Bonn 1986. Auf die zunehmende Herausbildung topographischer Verfahren in Hölderlins Lyrik und ihre Bedeutung für die Gedichtinterpretation hat wiederholt Anke Bennholdt-Thomsen aufmerksam gemacht, beispielsweise in ihrer Beobachtung: „Daß das poetische Verfahren des späten Hölderlin in der Praxis sich der Topographie bedient, der Nennung von Ortsnamen und genaueren Bestimmung von Lokalitäten und Gegenden, die der Dichter selbst gesehen, von denen er gehört oder gelesen hat, lassen berühmte Gedichte erkennen, die diesen Sachverhalt zweifelsfrei veranschaulichen“ (Anke Bennholdt-Thomsen: Das topographische Verfahren bei Hölderlin und in der Lyrik nach 1945. In: Hölderlin und die Moderne. Eine Bestandsaufnahme, hrsg. von Gerhard Kurz, Valérie Lawitschka und Jürgen Wertheimer, Tübingen 1995, 300–322; 301).

⁷ Vgl. dazu auch die grundsätzlichen Überlegungen bei Sabine Doering: Vom Wohnen an Treppen und Masten. Imaginationen des bewohnten Raums

strukturen und der Beschaffenheit des poetischen Raums bei Hölderlin ist nicht neu; aufschlussreiche Studien dazu stammen in jüngerer Zeit⁸ – neben der grundlegenden Untersuchung von Wolfgang Binder über ‚Äther und Abgrund in Hölderlins Dichtung‘⁹ – insbesondere von Luigi Reitani,¹⁰ Johann Kreuzer¹¹ und Ulrich Port,¹² welchem wir wichtige Einsichten in die ikonographischen Verfahren Hölderlins verdanken; meine Überlegungen haben von den genannten Studien wichtige Anstöße erfahren.¹³

„Täglich geh’ ich heraus“ – diese vier Eingangswörter der Elegie ‚Menons Klagen um Diotima‘ lassen nicht weniger als drei Prinzipien der Raumbildung erkennen, die für Hölderlin besonders wichtig sind.

in Hölderlins Lyrik. In: Hölderlin: Literatur und Politik, Turm-Vorträge 7, 2008–2011, hrsg. von Valérie Lawitschka, Tübingen 2012, 256–277.

⁸ Eine der frühesten Untersuchungen zu diesem Thema dürfte die Studie von Lothar Böhme sein: Die Landschaft in den Werken Hölderlins und Jean Pauls. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig, Naumburg a.S. 1908. Böhme konzentriert sich ganz auf den ‚Hyperion‘ und die ‚Empedokles‘-Fragmente; Hölderlins Gedichte berücksichtigt er hingegen nicht.

⁹ Wolfgang Binder: Äther und Abgrund in Hölderlins Dichtung. In: Friedrich Hölderlin. Studien von Wolfgang Binder, hrsg. von Elisabeth Binder und Klaus Weimar, Frankfurt a.M. 1987, 110–134.

¹⁰ Luigi Reitani: Ortserkundungen, Raumverwandlungen. Zur poetischen Topographie Hölderlins. In: HJb 35, 2006–2007, 9–29.

¹¹ Johann Kreuzer: Landschaft als poetischer Raum – Friedrich Hölderlin. In: Hölderlin: Sprache und Raum, Turm-Vorträge 6, 1999–2007, hrsg. von Valérie Lawitschka, Tübingen 2008, 117–148.

¹² Ulrich Port: Der Ptolemäer. Über Hölderlins Landschaftskunst. In: HJb 33, 2002–2003, 35–77.

¹³ Angesichts des großen Stellenwerts von Landschaftsschilderungen in Hölderlins Dichtung ist der Negativbefund auffällig, dass einige Überblickswerke zu literarischen Landschaftsdarstellungen seine Lyrik nicht einmal erwähnen. Über die Gründe kann nur spekuliert werden; möglicherweise sind dafür auch die häufigen Übergänge von realen zu imaginierten Landschaften in Hölderlins Gedichten relevant. Vgl. beispielsweise Eckhard Lobsien: Landschaft in Texten. Zu Geschichte und Phänomenologie der literarischen Beschreibung, Stuttgart 1981; Kurt-H. Weber: Die literarische Landschaft. Zur Geschichte ihrer Entdeckung von der Antike bis zur Gegenwart, Berlin/New York 2010 sowie den von Thomas Noll, Urte Stobbe und Christian Scholl herausgegebenen Sammelband: Landschaft um 1800. Aspekte der Wahrnehmung in Kunst, Literatur, Musik und Naturwissenschaft, Göttingen 2012.

Da ist *erstens* die bereits erwähnte Dynamik der Bewegung, hier markiert durch das Präfixverb ‚herausgehen‘, das eine gerichtete Bewegung meint. Das Adverb ‚heraus‘ ist, ebenso wie seine Entsprechung ‚hinaus‘, ein deiktisches Wort, setzt also eine bestimmte Positionierung im Raum voraus, die sich mit einem individuellen Standpunkt verbindet, der genannt oder erschlossen werden muss. Auf dieses Phänomen der Deixis, der Orientierung im Raum am Standpunkt des Sprechers, wird zurückzukommen sein, ebenso auf die Technik, Raumvorstellungen mit Hilfe von Bewegungsverben zu erzeugen – ein Verfahren, das Hölderlin insbesondere an den Gedichten Klopstocks studieren konnte.

Damit ist nach der Dynamik der Bewegung bereits das *zweite* Prinzip der Raumbildung genannt, welches Hölderlin gern nutzt: die Subjektivierung der Raumwahrnehmung. Hier sind es die suchenden Wege des sprechenden Ich, die zur Grundlage der Raumerfahrung werden, nicht etwa der neutrale Blick eines Kartographen, der ohne individuelle Fluchtpunkte auskommt. Freilich kennt auch Hölderlin solche neutralen, stand- und bezugspunktlosen Raumbeschreibungen, wie es zuletzt Ulrich Port in seiner Unterscheidung von ptolemäischer und kopernikanischer Raumerfahrung bei Hölderlin erläutert hat.¹⁴

Drittens wird der Eingang der ‚Elegie‘ von einer Zeitangabe bestimmt, verdeutlicht doch bereits das allererste Wort, dass es sich hier um eine wiederholte Bewegung im Raum handelt: „Täglich geh’ ich heraus“. Diesem hier habituellen Gang steht in vielen Gedichten Hölderlins eine einmalige, nicht wiederholte, häufig auch unwiederholbare Raumerfahrung gegenüber. Das erzählende Präteritum ist dort ein Indikator für diese Einmaligkeit, etwa in der Elegie ‚Der Wanderer‘: „Und es trieb die Rede mich an, noch Andres zu suchen. / Fern zum nördlichen Pol kam ich in Schiffen herauf.“ (MA I, 306, v. 19f.) Eine weitere Form der Temporalisierung der Raumerfahrung besteht darin, Veränderungen des Raumes im Medium der Zeit zu beschreiben. Solche chronotopischen Verfahren, wie Michail Bachtin¹⁵ die Verschränkung

¹⁴ Port [Anm. 12].

¹⁵ „Den grundlegenden wechselseitigen Zusammenhang der in der Literatur künstlerisch erfaßten Zeit-und-Raum-Beziehungen wollen wir als *Chronotopos* („Raumzeit“ müßte die wörtliche Übersetzung lauten) bezeichnen. [...] Für uns ist wichtig, daß sich in ihm der untrennbare Zusammenhang von Zeit und Raum (die Zeit als vierte Dimension des Raumes) ausdrückt.

der beiden Kategorien von Raum und Zeit im literarischen Text genannt hat, können das Raumerleben zu einer temporären, einmaligen, vergänglichen und deshalb besonders wertvollen Erfahrung werden lassen. Hölderlins Ode 'Abendphantasie', von der noch die Rede sein wird, ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür.

Dynamisierung, Subjektivierung, Temporalisierung: Es sind drei gewichtige Verfahren, die – bereits im Vorgriff auf die weiteren Überlegungen – am Beispiel des Eingangsverses der Elegie 'Menons Klagen' erläutert wurden. Wenig tragfähig wären diese Überlegungen jedoch, ließen sie sich allein auf diesen einen, nicht einmal vollständig zitierten Hexameter beziehen. Deshalb sollen nun poetologische Verfahren der Raumerzeugung an einer größeren Anzahl von Gedichten Hölderlins verfolgt werden. Leitend ist dabei die genannte topologische Perspektive, die nach Ähnlichkeiten der Raumbeziehungen und Raumstrukturen fragt. Zunächst werden frühe Gedichte Hölderlins betrachtet, insbesondere seine Hexameterdichtungen, weil dort die Herausbildung bestimmter Verfahren anschaulich zu verfolgen ist, die zu Hölderlins unverwechselbarer poetischer Signatur gehören und die ihn von seinen dichterischen Vorbildern – Klopstock und Schiller vor allem – unterscheiden. Anschließend werden ausgewählte Oden und Elegien, Gesänge, einzelne Fragmente und Teile der spätesten Gedichte in die Untersuchung einbezogen.

Das Ziel dieser Überlegungen ist also einerseits recht eng gesteckt, da

Wir verstehen den Chronotopos als eine Form-Inhalt-Kategorie der Literatur [...]. Im künstlerisch-literarischen Chronotopos verschmelzen räumliche und zeitliche Merkmale zu einem sinnvollen und konkreten Ganzen. Die Zeit verdichtet sich hierbei, sie zieht sich zusammen und wird auf künstlerische Weise sichtbar; der Raum gewinnt Intensität, er wird in die Bewegung der Zeit, des Sujets, der Geschichte hineingezogen. Die Merkmale der Zeit offenbaren sich im Raum, und der Raum wird von der Zeit mit Sinn erfüllt und dimensioniert. Diese Überschneidung der Reihen und dieses Verschmelzen der Merkmale sind charakteristisch für den künstlerischen Chronotopos.“ (Michail M. Bachtin: Chronotopos. Aus dem Russischen von Michael Dewey. Mit einem Nachwort von Michael C. Frank und Kirsten Mahlke, Frankfurt a.M. 2008, 7f.). Die Bedeutung Bachtins für moderne kulturwissenschaftliche Raumkonzepte untersucht Michael C. Frank: Die Literaturwissenschaften und der *spatial turn*: Ansätze bei Jurij Lotman und Michail Bachtin. In: Raum und Bewegung in der Literatur. Die Literaturwissenschaften und der *spatial turn*, hrsg. von Wolfgang Hallet und Birgit Neumann, Bielefeld 2009, 53–80.

auf der Ebene der einzelnen Gedichte konkrete Verfahren erkundet werden, die bestimmte Raumvorstellungen erzeugen, ohne dass zunächst nach ihrem ideen- oder kunstgeschichtlichen Hintergrund gefragt wird. Andererseits eröffnen sich dadurch grundsätzliche Einsichten in die Möglichkeiten der Raumdarstellung im Gedicht, die zu einem vertieften Verständnis von Hölderlins Poetik beitragen können.

II „So eilt' ich herauf auf die Haide“: Die allmähliche Herausbildung der Landschaftserfahrung

In seinen Jugendgedichten entwirft Hölderlin nur selten konkrete Raumvorstellungen. Insbesondere in den Tübinger Hymnen finden sich, wenn überhaupt, konventionelle Landschaftsdarstellungen, deren geringe Anschaulichkeit ihrer grundsätzlichen Austauschbarkeit entspricht. Nicht die konkrete Anschauung ist im Einzelfall relevant, sondern allein der stereotype Aufruf bestimmter Topoi.

*Engelfreuden ahndend wallen
Wir hinaus auf Gottes Flur
Wo die Jubel wiederhallen
In dem Tempel der Natur; (MA I, 89, v. 1–4)*

lautet der Anfang des 1790 entstandenen 'Liedes der Liebe'. Die Wendung „Gottes Flur“ und der ihr im Reim verbundene „Tempel der Natur“ wecken die Vorstellung eines sakralen Naturraums, der an keine konkrete, in sich strukturierte Landschaft gebunden ist. Auch die im Fortgang des Gedichts genannten Landschaftselemente – der heimische „Rebenhügel“ (v. 13), das „Schattenthal“ (v. 14), die „Blumen auf der Au“ (v. 18), die „Frühlingsrosen“ (v. 19) sowie die fernen „Wüsteneien“ (v. 33) – bleiben rhetorische Versatzstücke, die sich zu keiner synthetischen Gesamtvorstellung verbinden.

Es ist faszinierend zu beobachten, wie Hölderlin sich allmählich von konventionellen Darstellungstechniken löst und in seinen Gedichten mehr und mehr dynamische, in sich strukturierte Landschaften entwirft, deren horizontale und vertikale Ausdehnung nun immer kohärentere Vorstellungsräume bildet. Eine wichtige Funktion nehmen dabei seine Hexameterdichtungen seit den späten 1780er Jahren ein. Hier werden

konventionelle Landschaftsbilder, die zunächst noch stark von Hölderlins literarischen Vorbildern Ossian und Klopstock geprägt sind, zunehmend von individuelleren und konkreteren Vorstellungen abgelöst. Dieser allmähliche Wandel spiegelt sich auch in dem eingangs erwähnten Verfahren der Individualisierung der Raumerfahrung. Während in dem eben zitierten 'Lied der Liebe' unanschaulich von einem kollektiven „Wallen“ die Rede ist, dessen Subjekte nicht näher beschrieben oder differenziert werden, setzt bereits das 1788 entstandene, von Hölderlin als vorletztes im Marbacher Quartheft notierte Gedicht 'Die Tek' mit der Beschreibung einer individuellen Wanderung ein:

*Ah! so hab' ich noch die Traubenhügel erstiegen
Ehe der leuchtende Stral an der gülden Ferne hinabsinkt.*

(MA I, 49, v. 1f.)

Bleiben die weiteren Verse in der Beschreibung des „herbstlichen Jubel[s]“ (v. 7) und der Dankbarkeit gegenüber dem „Schaffer der edlen Gefühle“ (v. 6) noch weitgehend konventionell und wenig konkret, fließen doch tatsächliche Landschaftsbeobachtungen in den weiteren Text ein, wenn auch natürlich kritisch anzumerken ist, dass die Teck mit ihrer tatsächlichen Höhe von 775 Metern kaum die Bezeichnung „Riesengebirge“ verdient:

*Aber siehe! allmächtig reißen mich hin in ernste Bewundrung
Gegenüber die waldigte Riesengebirge. [...]
Ha! wie jenes so königlich über die Brüder emporragt!
Tek ist sein Nahme. [...]* (MA I, 49, v. 17f., 21f.)

Entscheidender als geographische Exaktheit ist hier die Schaffung eines weiten Landschaftsraums, dessen Größe Hölderlin mit Hilfe von Lokaladverbien („gegenüber“) und Präfixverben andeutet: Nachdem der Sprecher seinen leicht erhöhten Standort, die „Traubenhügel“, erstiegen hat, beobachtet er das ‚Hinabsinken‘ des Sonnenstrahls, während das „Riesengebirge“ sich wiederum von unten nach oben erhebt, es „ragt empör“.

Schon in dem ein Jahr zuvor, also 1787, entstandenen Hexametergedicht 'Auf einer Haide geschrieben', das eine Ossianische Stimmung

heroischer Ödnis entwirft, hatte Hölderlin dasselbe Stilmittel der Präfixverben intensiv genutzt. Gerade weil dieses Gedicht noch nicht die sprachliche Virtuosität der späteren Oden und Gesänge zeigt, lassen sich die Verfahren der Raumdarstellung hier besonders anschaulich, gewissermaßen an einem frühen Übungsstück, beobachten.

*Wie getrennte Geliebte nach langentbehrter Umarmung
In die Arme sich stürzen, so eilt' ich herauf auf die Haide,
[...]
Aber horch! was rauschet herauf im schwarzen Gebüsch?
[...]
Siehe! – wie herrlich! wie groß! ein hochgeweihtes Hirschheer
Wandelt langsam vorüber – hinab nach der Quelle des Thales. –*
(MA I, 48, 5f., 16, 18f.)

Die gegenläufigen Bewegungen des „Empor“ bzw. des „Herauf“ und „Hinab“ bewirken in beiden Gedichten eine starke Betonung der Vertikalen und zugleich eine stete Verschiebung des Blickpunkts, während mit den Adverbien „vorüber“ und „gegenüber“ die horizontale Ausdehnung des Raums charakterisiert wird. Zwei zentrale Raumachsen, die für Hölderlins Landschaftsdichtung immer wichtiger werden, prägen also schon diese relativ frühen lyrischen Landschaftsbeschreibungen, auch wenn hier noch Hölderlins starke Orientierung an seinen dichterischen Vorbildern zu erkennen ist. Gerade das Stilmittel der Präfixverben – „heraufrauschen“, „vorüberwandeln“ – konnte Hölderlin ausgiebig an den Gedichten Klopstocks studieren, der dieses Verfahren, wie August Langen¹⁶ sorgfältig herausgearbeitet hat, nicht erfunden, aber doch intensiv und virtuos genutzt hat. Aufgrund ihrer deiktischen Struktur situieren die Präfixverben das beobachtende Ich jeweils inmitten des beschriebenen Raumes. Denn wo Hirsche, wie Hölderlin es sagt, „heraufrauschen“, blickt der Beobachter nicht von außen auf

¹⁶ August Langen: Verbale Dynamik in der dichterischen Landschaftsschilderung des 18. Jahrhunderts. In: Landschaft und Raum in der Erzählkunst, hrsg. von Alexander Ritter, Darmstadt 1975, 112–191 (zuerst 1948/49). Die Bedeutung der Präfixverben für die Möglichkeit einer dynamischen, nicht statischen Landschaftsbeschreibung erläutert am Beispiel Eichendorffs ausführlich Richard Alewyn ('Eine Landschaft Eichendorffs'. In ders.: Probleme und Gestalten. Essays, Frankfurt a.M. 1974, 203–231, vgl. insbesondere 221 f.).

ein Geschehen, das mit Hilfe fester Koordinaten beschrieben werden könnte, sondern er befindet sich mitten auf dem beschriebenen Schauplatz. Bewegung wird mit Hilfe von Raumachsen dargestellt, in deren Schnittpunkt sich das wahrnehmende Subjekt befindet, das wechselnde Perspektiven einnimmt, wodurch sich also auch die Achsen innerhalb des Raums beständig verschieben.

Diese Beobachtung ist für die weiteren Überlegungen zentral und soll an anderen Gedichten überprüft werden. Hölderlin, so lautet meine These, entwirft den poetischen Raum seiner Gedichte gern entlang der basalen Raumachsen, und besonders häufig positioniert er das sprechende Ich am Schnittpunkt von zwei oder gar drei dieser Raumachsen. Diese Achsen umfassen die Vertikale (mit der Orientierung von oben und unten),¹⁷ die Transversale, die an der Polarität von links und rechts verläuft, sowie schließlich die Sagittale entlang der Ausrichtung „vorn / hinten“. In einer phänomenologisch orientierten Betrachtung strukturieren diese drei Achsen das menschliche Raumerleben, denn zumindest der in unserem Kulturkreis sozialisierte Mensch versteht sich als Ausgangspunkt, als Origo dieser Achsen, wenn er sich im Raum positioniert.¹⁸ Dieses phänomenologische Raummodell erlaubt es, Besonderheiten der Raumstrukturen in Hölderlins Lyrik sowie Entwicklungen und Veränderungen darin zu beschreiben.

Ein weiteres Beispiel aus Hölderlins früher Hexameterdichtung kann dies illustrieren. Das im Homburger Quartheft überlieferte, vermutlich 1797 entstandene Gedicht ‘Die Muße’ beginnt ebenfalls mit dem Weg des sprechenden Ich in die Natur.¹⁹ Ein Mittel der Perspektivierung ist

¹⁷ Für Wolfgang Binder ([Anm. 9], 110) ist diese vertikale Raumachse die in Hölderlins Dichtung bevorzugte und privilegierte.

¹⁸ Phänomenologische Ansätze zur Raumwahrnehmung heben stets die Position des wahrnehmenden Ich als Ausgangspunkt für die Orientierung im Raum hervor. So etwa Alfred Schütz (Alfred Schütz und Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt, Konstanz 2003, z. B. 71) oder auch Otto Friedrich Bollnow: Mensch und Raum, Stuttgart 112010 (zuerst 1963), 46: „Vertikale Achse und horizontale Ebene bilden zusammen das einfachste Schema des konkreten menschlichen Raums.“

¹⁹ Die Bedeutung dieses Gedichts für die Entwicklung der Raumvorstellungen in Hölderlins Lyrik betonte Dietrich Seckel bereits 1938. Seine kenntnisreiche Untersuchung zu ‘Hölderlins Raumgestaltung’ ist wieder abgedruckt in: Landschaft und Raum in der Erzählkunst [Anm. 16], 44–68; hier 47.

hier die Häufung der Personalpronomina der ersten Person Singular;²⁰ durch die der Sprecher dieser Zeilen die Naturvorgänge durchweg auf sich bezieht:

*Sorglos schlummert die Brust und es ruhn die strengen Gedanken.
Auf die Wiese geh' ich hinaus, wo das Gras aus der Wurzel
Frisch, wie die Quelle mir keimt, wo die liebliche Lippe der Blume
Mir sich öffnet und stum mit süßem Othem mich anhaucht.
Und an tausend Zweigen des Hains, wie an brennenden Kerzen
Mir das Flämchen des Lebens glänzt, die röthliche Blüthe,
Wo im sonnigen Quell die zufriednen Fische sich regen,
Wo die Schwalbe das Nest mit den thörigen Jungen umflattert,
Und die Schmetterlinge sich freun und die Bienen da wandl' ich
Mitten in ihrer Lust; ich steh im friedlichen Felde
Wie ein liebender Ulmbaum da, und wie Reben und Trauben
Schlingen sich rund um mich die süßen Spiele des Lebens.*

(MA I, 169 f., v. 1–12)

Es ist eine eigentümliche, der im Titel genannten Grundhaltung der „Muße“ verpflichtete Vorstellung, wie sich der zunächst „hinausgehende“, später im Freien „wandelnde“ Sprecher des Gedichts allmählich in das statische Zentrum einer idyllischen Szenerie verwandelt, in deren Mitte er „wie ein liebender Ulmbaum“ steht, um den sich die „süßen Spiele des Lebens“ schlingen wie kreisende Planeten um ihre Sonne. Für einen Moment kommt das erlebende Ich hier ganz zur Ruhe, bevor es, zumindest in seiner Imagination, neue Bewegung erfährt. Das hier beobachtete Verfahren – mittels der Personalpronomina werden Elemente der Natur in Beziehung zu dem sie durchwandernden Subjekt gesetzt – erinnert an Schillers berühmte, zwei Jahre zuvor (1795) erschienene Elegie ‘Der Spaziergang’. Dort wird das erlebende Ich ebenfalls in vielfältiger Verbindung zu den Teilen des ihn umgebenden Naturraums geschildert. Anders als Hölderlin in seinen Wander-Gedich-

²⁰ Vgl. dazu auch die Beobachtung Gregor Thurmairs: „Die Beschreibung der Natur, in die der Spaziergänger sich stellt, ist – ausgedrückt im wiederholten ‚mir‘ – auf diesen bezogen und folgt gewissermaßen der Schöpfungsgeschichte: Um ihn herum konstituiert sie sich.“ (Gregor Thurmair: Einfalt und einfaches Leben. Der Motivbereich des Idyllischen im Werk Friedrich Hölderlins, München 1980, 62).

ten verzichtet Schiller allerdings schon am Anfang seiner Elegie auf eine Schilderung des Spaziergangs als aktive Bewegung. Vielmehr „wirkt“ das lyrische Ich, wie Wolfgang Riedel es in seiner ausführlichen Analyse der Elegie beschrieben hat, „eher passiv, scheint von der Landschaft [...] geführt zu werden“:²¹

Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht,
[...]
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichten Klee,
Glühend trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.²²

Bei allen Gemeinsamkeiten in der Schilderung der innigen Beziehung zwischen dem erlebenden Ich und der es umgebenden Natur verdeutlichen diese Verse Schillers einen grundsätzlichen Unterschied in der Raumwahrnehmung gegenüber den erwähnten Gedichten Hölderlins. Wo sich bei Schiller der Pfad durch die Landschaft bewegt und den Spaziergänger mit sich fortträgt, ist es bei Hölderlin die Bewegung des Sprechers selbst, mit der das einzelne Gedicht einsetzt. Die aktive Raumeignung steht am Beginn der Landschaftsszenen: „So eilt' ich herauf auf die Haide“.

III „Wohin denn ich?“ Orientierung im Raum

Was bislang exemplarisch an Hexametergedichten Hölderlins beschrieben wurde, lässt sich an seiner Odendichtung weiter verfolgen: die häufige Strukturierung des im Gedicht entworfenen Raums entlang der

²¹ Wolfgang Riedel: „Der Spaziergang“. Ästhetik der Landschaft und Geschichtsphilosophie der Natur bei Schiller, Würzburg 1989, 33.

²² Schillers Werke. Nationalausgabe. Zweiter Band, Teil 1: Gedichte in der Reihenfolge ihres Erscheinens 1799–1805 – der geplanten Ausgabe letzter Hand (Prachtausgabe) – aus dem Nachlaß (Text), hrsg. von Norbert Oellers, Weimar 1983, 308 f. (im weiteren zitiert als NA).

zentralen Raumachsen. In der Ode 'Heidelberg' wird rückblickend der Moment eines glückhaften Aufenthalts auf der Heidelberger Brücke genau im gemeinsamen Zentrum dreier Raumachsen beschrieben: Die Brücke „schwingt“ sich quer über den Strom, der seinerseits hinaus in die Ferne zieht, während die Anlage der Stadt entlang der dritten Dimension angeordnet ist: Die Burg „hieng [...] nieder bis auf den Grund“ (v. 21 f.), wie Hölderlin es beschreibt. Auch die letzte Strophe betont die vertikale Achse:

*Sträucher blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.* (MA 1, 253, v. 29–32)

„Niederhängen“ und „herabblühen“: Abermals sind es Präfixverben, nun mit der starken Betonung der Abwärtsbewegung, die den Eindruck der Dreidimensionalität des Raums hervorrufen. Die Harmonie der Landschaftserfahrung in der Ode 'Heidelberg' entsteht dadurch, dass hier ein besonderer Moment beschrieben wird: In dem einen herausgehobenen Augenblick, als ein „Zauber“ den vorbeiziehenden Wanderer „einst“ auf der Brücke „fesselte“ (v. 9), konnte dieser die harmonische Öffnung des Raums in die drei basalen Dimensionen erleben – rechts / links, vorn / hinten und oben / unten.²³ Ausgewogener lässt sich die Positionierung eines wahrnehmenden Ich im Raum kaum entwerfen, als Hölderlin es hier am Beispiel des Wanderers vorführt, der fest auf der steinernen Neckarbrücke steht und sich zugleich als Zentrum des in alle Dimensionen offenen und bewegten Raums wahrnimmt.²⁴ Die Momenthaftig-

²³ Auf diese besondere Raumgestaltung in 'Heidelberg' wurde schon oft hingewiesen. Vgl. beispielsweise Seckel [Anm. 19], 55, und Romano Guardini: Form und Sinn der Landschaft in den Dichtungen Hölderlins, Stuttgart/Tübingen 1946, 27; Dieter Henrich: Der Gang des Andenkens. Beobachtungen und Gedanken zu Hölderlins Gedicht, Stuttgart 1986 sowie Sabine Doering: Hölderlins Ode 'Heidelberg'. In: Der Deutschunterricht 2006, H. 2, 7–15.

²⁴ Darauf machte bereits Romano Guardini ([Anm. 23], 26) aufmerksam. In seiner komplexen rhetorischen Textanalyse, deren Ziel es ist, 'Heidelberg' als Beschreibung der „Handlungsweise des Geistes“ zu verstehen, konstatiert auch Ralf Simon die Ausgewogenheit der verschiedenen Raumdimensionen in dieser Ode, wobei er mit dem Begriff des Vektors ebenfalls auf mathematische Terminologie zurückgreift: „Man wird nicht umhin können, die Kraftvektoren des

keit der Raumerfahrung wird als Glückserfahrung geschildert, die in der Erinnerung wieder aufgerufen werden kann; ähnlich verfährt Hölderlin später in der Hymne 'Andenken', wenn dort die Erinnerungen an Bordeaux geschildert werden.

Die Flüchtigkeit des Raumerlebens kann auch Anlass zur Klage werden. Das illustriert eine andere berühmte Ode Hölderlins, die 'Abendphantasie', die ihre spezifische Struktur ebenfalls durch Bewegungen im Raum gewinnt. Während in der ersten Strophe statische Bilder vorherrschen („Vor seiner Hütte ruhig im Schatten sitzt / Der Pflüger, dem Genügsamen raucht sein Heerd.“ [MA I, 230, v. 1 f.]), betont die zweite Strophe die Bewegung in der Horizontalen: „Wohl kehren itzt die Schiffer zum Hafen auch, / In fernen Städten“. Der harmonischen und ruhigen Raumordnung der zwei Eingangsstrophen kontrastiert die elliptische Frage, mit der unvermittelt die dritte Strophe einsetzt: „Wohin denn ich?“ Auffällig – und vor dem Hintergrund des bislang Erläuterten wiederum wenig verwunderlich – ist die Wahl des Fragepronomens, das dezidiert eine Richtung erfragt und das Hölderlin in seiner Lyrik relativ selten verwendet.²⁵ Die elliptische Frage spiegelt die Ungewißheit des sprechenden Ich, wo es Orientierung finden kann.²⁶ Anders als in

der zuvor betrachteten Ode 'Heidelberg' kennt dieses Ich weder einen festen, ruhenden Standort noch eine Zielrichtung für seine Sehnsucht:

*Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müh' und Ruh'
Ist alles freudig; warum schläft denn
Nimmer nur mir in der Brust der Stachel? (MA I, 230, v. 9–12)*

Eine Antwort auf die Frage nach dem Wohin gibt nur vordergründig die vierte Strophe, die den Blick des Sprechers nun in die Vertikale, an den Abendhimmel lenkt, an dem die herabsinkende Sonne mit einem Naturbild des Anfangs beschrieben wird: „Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf“ (v. 13). Das in derselben Strophe genannte Richtungsadverb „dorthin“ scheint, auch aufgrund seiner parallelen syntaktischen Struktur, die drängende Frage nach dem „Wohin“ zunächst zu beantworten: „o dorthin nimmt mich, / Purpurne Wolken!“ (v. 15 f.) Der Wunsch des Sprechers, an den blühenden Abendhimmel versetzt zu werden, um „droben“ (v. 16) von seinen irdischen Sorgen aus „Lieb' und Laid“ (v. 17) erlöst zu werden, erweist sich indes als trügerische Illusion: „Doch, wie verscheucht von thöriger Bitte, flieht / Der Zauber; dunkel wirts und einsam / Unter dem Himmel, wie immer, bin ich –“ (v. 18–20). Nachdem sich der erhoffte Ausweg nach oben, an den Himmel, als unzugänglich erweist, wechselt die Schlussstrophe der Ode die Bezugsdimension: An die Stelle der räumlichen Ferne tritt nun in chronotopischer Verschränkung die zeitliche Distanz – mit der Hoffnung, dass ihre Überwindung die ersehnte Erfüllung und Ruhe bringen möge:

*Komm du nun, sanfter Schlummer! zu viel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend! verglühst du ja,
Du ruhelose, träumerische!
Friedlich und heiter ist dann das Alter. (MA I, 231, v. 21–24)*

Hölderlins 'Abendphantasie' wurde von den Interpreten gewiss nicht vernachlässigt. Deshalb erstaunt es um so mehr, dass, soweit ich es überblicke, eine mögliche Anregung für diese Ode, bei der das Fragepronomen „wohin“ eine gewichtige Rolle spielt, bislang nicht wahrgenom-

Textes als eine eigene, präzise austarierte Formation begreifen zu müssen“ (Ralf Simon: Die Bildlichkeit des lyrischen Textes. Studien zu Hölderlin, Brentano, Eichendorff, Heine, Mörike, George und Rilke, München 2011, 60).

²⁵ Vgl. dazu die Übersichtstabellen zur Häufigkeit und Verteilung der Interrogativa in Hölderlins Lyrik bei Sabine Doering: „Aber was ist diß?“ Formen und Funktionen der Frage in Hölderlins dichterischem Werk, Göttingen 1992, 371. In Hölderlins gesamter Lyrik wird das Interrogativum „wohin“ insgesamt nur sechsmal verwendet; weitaus häufiger sind etwa die Fragewörter „warum“, „was“, „wer“, „wie“ und „wo“.

²⁶ Andreas Döhler versteht Hölderlins Frage „Wohin denn ich?“ als ausdrückliche Replik auf Schiller: „Gespannter und drängender, paraphrasiert sie, ja ironisiert sie den Fragesatz ‚Aber wo bin ich?‘, der als rhetorische Brücke in der ‚Elegie‘ Friedrich Schillers zur Standortbestimmung des Subjekts hinüberführt. Ihr elliptischer Bau, ihre Akzentuierung des Subjekts durch Syntax und Rhythmus – ihre gesteigerte Expressivität insgesamt – persifizieren die Schillersche ruhig-beherrschte, diktional selbstsichere und oratorische Scheinfrage.“ (Andreas Döhler: Individualität als Texteigenschaft. Formierung und Schwund des poetischen Ichs in der Ode 'Abendphantasie' von Friedrich Hölderlin, mss. Diss. Leipzig 1990, 15).

men, zumindest nicht kommentiert wurde.²⁷ Der vermutete Bezug führt einmal mehr zu Schiller, mit dem Hölderlin in einem komplizierten Geflecht aus Bewunderung, Abhängigkeit und Auflehnung verbunden war.

In seiner 'Anthologie auf das Jahr 1782' veröffentlichte Schiller ein mehrstrophiges Gedicht mit dem Titel 'Morgenfantasie'. In späteren Publikationen (seit dem zweiten Teil der 'Gedichte', 1803) trug es die Überschrift 'Der Flüchtling' – was ein Grund dafür sein mag, dass es bislang nicht in Beziehung zu Hölderlins jüngerer 'Abendphantasie' gesetzt wurde. Über diese Korrespondenz der Titel hinaus – der „Morgenfantasie“ entspricht eine „Abendphantasie“ – finden sich motivische und weitere wörtliche Entsprechungen zwischen beiden Gedichten, während die Form unterschiedlich ist. Wo Hölderlin die alkäische Odenstrophe virtuos handhabt und das strenge metrische Grundschema in allen Strophen beibehält, verteilt Schiller die 43 Verse seines Gedichts auf sechs variabel gebaute Versgruppen mit wechselndem Metrum und Rhythmus. Der in der späteren Betitelung als Sprecher identifizierte „Flüchtling“ tritt zunächst nicht direkt in Erscheinung, vielmehr entwirft die erste Strophe ein heiteres Naturbild, das einem klassizistischem Kunstideal entspricht:²⁸

Frisch athmet des Morgens lebendiger Hauch,
 Purpurisch zukt durch düstre Tannenrizen
 Das junge Licht, und äugelt aus dem Strauch,
 In goldnen Flammen blizen
 Der Berge Wolkenispizen,
 Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
 Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
 Die schon in lachender Wonne
 Jugendlichschön in Auroras Umarmungen glüht. (NA I, 119)

²⁷ Friedrich Sengle plädiert zwar dafür, Hölderlins Ode 'Des Morgens' mit dem ursprünglichen, von Hölderlin zunächst erwogenen, später verworfenen Titel 'Morgenphantasie' zu veröffentlichen, geht aber an keiner Stelle auf das parallele Gedicht Schillers ein (Friedrich Sengle: 'Morgenphantasie' und 'Des Morgens' oder bessere Fassung und autorisierte Fassung. In: HJb 1948/1949, 132–138).

²⁸ Vgl. dazu Ulrich Port: 'Die Schönheit der Natur erbeuten'. Problemgeschichtliche Untersuchungen zum ästhetischen Modell von Hölderlins 'Hyperion', Würzburg 1996, 292, Anm. 8.

In diesem Tableau, das das Morgenlicht beschreibt, ist das erlebende Ich noch nicht wahrnehmbar. Es offenbart sich erst am Beginn der folgenden Versgruppe, wenn es sich nun unmittelbar an das zuvor gepriesene Morgenlicht wendet: „Sei Licht mir gesegnet!“ (NA I, 119). Im Fortgang des Gedichts wird nun ein idyllischer Naturraum entfaltet, mit betauten Wiesen, Zephyrwinden, einer „lachende[n] Flur“ (v. 21) und Waldungen, über denen Adler, Falken und Habichte schweben. Die Raubvögel stehen im Kontrast zur menschlichen Zivilisation, welche durch die Rauchwolken über den Städten und durch Wagen repräsentiert wird, die – eine aparte Formulierung – „erknarren / Ins ächzende Thal“ (v. 25 f.). Nach diesen ausführlichen Schilderungen, die den Gegensatz zwischen Stadt und freier Natur beschreiben, meldet sich in der vorletzten Versgruppe unvermittelt das lyrische Ich direkt zu Wort. Auffällig – in Kenntnis der jüngeren Ode Hölderlins – ist hier die direkte Frage, die die Orientierungslosigkeit des Sprechers ausdrückt und die ebenfalls mit dem Fragepronomen „Wohin“ einsetzt:

Den Frieden zu finden,
 Wohin soll ich wenden
 Am elenden Stab?
 Die lachende Erde
 Mit Jünglingsgebärde
 Für mich nur ein Grab! (NA I, 119 f.)

In der letzten Strophe wendet sich der Blick des Orientierung suchenden Ich von der Erde an den Himmel, wobei Lesern Hölderlins die Verweise auf das Morgen- und vor allem das Abendrot wiederum vertraut vorkommen dürften:

Steig empor, o Morgenroth, und röthe
 Mit purpurnem Kusse Hain und Feld,
 Säusle nieder Abendroth und flöte
 Sanft in Schlummer die erstorbne Welt
 Morgen – ach! du röthest
 Eine Todenflur,
 Ach! und du o Abendroth umflötest
 Meinen langen Schlummer nur. (NA I, 120)

Soweit Schillers 'Morgenfantasie', deren Ich mit der Frage nach dem „Wohin“ Orientierung sucht, die es weder in der idyllischen Natur noch im Tagewerk der rauchenden Städte zu finden weiß und das auf eine mögliche Ausflucht in den Lichtphänomenen von Morgen- und Abendrot hofft. Der Gedanke ist naheliegend, dass Hölderlin das Schiller'sche Gedicht gekannt haben mag und darauf replizierte, als er in seiner 'Abendphantasie' die Frage formulierte, auf die sein Gedicht freilich ebensowenig wie dasjenige Schillers eine dauerhafte Antwort zu geben vermag: „Wohin denn ich?“ Der Vergleich verdeutlicht zugleich markante Unterschiede zwischen beiden Gedichten, denn Hölderlins knappe Frage, die keinerlei Ergänzungen enthält, verleiht der Orientierungslosigkeit größere Eindringlichkeit als Schillers Frage, die im Vergleich damit fast geschwätzig wirkt.

Orientierungslosigkeit im Raum bleibt für Hölderlin ein Motiv, welches er in seiner Lyrik nach 1800 weiter entfaltet, und wieder spielt dabei die Frage nach der Richtung eine bedeutende Rolle. Zwei Beispiele können dies illustrieren. Die eingangs zitierte Elegie 'Menons Klagen um Diotima' beschreibt in ihren einleitenden Distichen die Suche des trauernden Ich nach Trost und Ruhe:

*Täglich geh' ich heraus, und such' ein Anderes immer,
Habe längst sie befragt alle die Pfade des Lands;
Droben die kühlenden Höhn, die Schatten alle besuch' ich,
Und die Quellen; hinauf irret der Geist und hinab,
Ruh' erbittend; so flieht das getroffene Wild in die Wälder,
Wo es um Mittag sonst sicher im Dunkel geruht;
Aber nimmer erquikt sein grünes Laager das Herz ihm,
Jammern und schlummerlos treibt es der Stachel umher.*
(MA I, 291, v. 1–8)

„Hinauf irret der Geist und hinab“: Ähnlich wie in der 'Abendphantasie' wird hier die Ratlosigkeit des sprechenden Ich in Raumstrukturen übersetzt. Der fehlenden existentiellen Orientierung entspricht die unbeantwortete, möglicherweise sogar unbeantwortbare Frage nach dem „Wohin“.

Ähnlich heißt es am Ende der ersten Strophe von 'Mnemosyne': „Vorwärts aber und rückwärts wollen wir / Nicht sehn.“ (MA I, 437, v.

15f.) Dem regredierenden Moment des Stillstands bzw. des Sich-Wiegen-Lassens auf dem Wasser steht erneut eine nun als Bedrohung empfundene Raumausdehnung gegenüber, von der nicht deutlich wird, in welche der drei Dimensionen sie sich erstreckt, ja ob sie überhaupt auf eine einzelne Dimension beschränkt ist: „Und immer / Ins Ungebundene geht eine Sehnsucht.“ (MA I, 437, v. 12f.)

IV „Da werd' ich zum Adler“: schwebende Raumerfahrung

Bislang wurden verschiedene Verfahren der literarischen Raumdarstellung erläutert, bei denen sich das sprechende, also stets auch das wahrnehmende Ich direkt innerhalb des jeweiligen Raumes positioniert. Eine ganz anders geartete, für Hölderlin ebenfalls signifikante Form der Raumdarstellung liegt jenen Gedichten zugrunde, die einen imaginären Flug schildern. In diesen Fällen überblickt das sprechende Ich wie aus der Vogelperspektive weite Landschaftsräume, ohne sich direkt darin zu bewegen. Solche Flugimaginationen finden sich, worauf man seit langem hingewiesen hat,²⁹ erstaunlich häufig in Hölderlins Gedichten, und oftmals dient tatsächlich der Vogelflug als Analogie, um die damit verbundene Landschaftsschilderung aus großer Höhe heraus vorstellbar zu machen.

In dem bereits zitierten Hexametergedicht 'Die Muße' ist der Übergang zwischen verschiedenen Weisen der Raumerfahrung anschaulich gestaltet. Nachdem die Eingangspartie den Weg des sprechenden Ich hinaus in die Natur beschreibt („Auf die Wiese geh' ich hinaus“, MA I, 169, v. 2) und anschließend seine statische Ruhe schildert („ich steh im friedlichen Felde / Wie ein liebender Ulmbaum da“, v. 10f.), erfolgt kurz darauf eine weitere Metamorphose, die den Sprecher, eben noch baumgleich, unversehens in eine neue Sphäre versetzt:

*Oder schau ich hinauf zum Berge, der mit Gewölken
Sich die Scheitel umkränzt und die düstern Loken im Winde
Schüttelt, und wenn er mich trägt auf seiner kräftigen Schulter,
Wenn die leichtere Luft mir alle Sinne bezaubert
Und das unendliche Thal, wie eine farbige Wolke*

²⁹ Vgl. etwa Reitani [Anm. 10], 12 oder Port [Anm. 12], 35–37.

*Unter mir liegt, da werd' ich zum Adler, und ledig des Bodens
Wechselt mein Leben im All der Natur wie Nomaden den Wohnort.*
(MA I, 170, v. 13–19)

„Da werd' ich zum Adler“ – die imaginierte Verwandlung in den imposanten Vogel bildet die Voraussetzung dafür, dass das Ich, losgelöst von aller irdischen Schwere, nun breite Räume überblicken und sie schnell durchmessen kann.³⁰ Hölderlin nutzt die Vorstellung des Fluges gern, um in seinen Gedichten geographische Distanzen zu überwinden und verschiedene topographische Orte zueinander in Verbindung zu setzen, wie es etwa in der zweiten Strophe von 'Patmos' geschieht. Dort wird das Ich freilich nicht selbst zum Adler, obwohl diese Tiere ja in der ersten Strophe erwähnt werden („Im Finstern wohnen / Die Adler“, MA I, 447, v. 5 f.). Vielmehr gleicht die Situation des Sprechers hier eher der des aus der griechischen Mythologie bekannten Ganymed, den Zeus in der Gestalt eines Adlers ergreift und aus der vertrauten Umgebung herausreißt.

*So sprach ich, da entführte
Mich schneller, denn ich vermuthet
Und weit, wohin ich nimmer
Zu kommen gedacht, ein Genius mich
Vom eigenen Hauß'. Es dämmerten
Im Zwielight, da ich gieng
Der schattige Wald
Und die sehnsüchtigen Bäche
Der Heimath; nimmer kannt' ich die Länder;
Doch bald, in frischem Glanze,
Geheimnißvoll
Im goldenen Rauche, blühte
Schnellaufgewachsen,
Mit Schritten der Sonne,
Mit tausend Gipfeln duftend,*

Mir Asia auf [...]. (MA I, 447f., v. 16–31)

³⁰ In diesem Fall kann der Adler auch als Symbol der im Titel genannten Muße verstanden werden, vgl. dazu Peter Philipp Riedl: Die Kunst der Muße. Über ein Ideal in der Literatur um 1800. In: Publications of the English Goethe Society LXXX, 2011, 19–37, hier 31.

Der Vogelflug bleibt die wichtigste Analogie für die häufigen Flugimaginationen Hölderlins. In seinem geschichtsphilosophischen Weltbild kann der Weg der Zugvögel zum Gleichnis für die Kulturwanderung von Ost nach West werden. In der Hymne 'Die Wanderung' werden die Dichter ausdrücklich mit ihnen verglichen:

*Ich aber will dem Kaukasos zu!
Denn sagen hört' ich
Noch heut in den Lüften
Frei sei'n, wie Schwalben, die Dichter.* (MA I, 337, v. 25–28)

In dem späten Fragment 'Der Adler' schließlich schildert Hölderlin die Phasen der Kulturwanderung aus der erstaunlichen Ich-Perspektive des Vogels selbst:

*Mein Vater ist gewandert, auf dem Gotthard,
[...]
Der Urahn aber
Ist geflogen über der See
Scharfsinnend [...].* (MA I, 470, v. 1, 13–15)

Hölderlins Vorstellungswelt inadäquat erscheint angesichts solcher quasi-mythischer Flugschilderungen das Gedankenspiel, dass er die zeitgenössische Erfindung der Luftballone und Montgolfieren in seinen Gedichten hätte beschreiben können, wie es etwa sein Zeitgenosse Jean Paul in des 'Luftschiffers Gianozzo Seebuch' so virtuos getan hat.³¹ Immerhin kannte Hölderlin dieses hochmoderne Verkehrsmittel aus eigener Anschauung, teilte der Siebzehnjährige seiner Mutter doch im April 1787 aus Maulbronn mit: „Neulich stieg hier ein Luftballon“ (MA II, 405). Solche modernen technischen Erfindungen bleiben allerdings außerhalb der Vorstellungswelt seiner Dichtung.

Eine weitere Quelle für Hölderlins Flugvorstellungen ist neben dem Vogelflug der mythisch-visionäre Seelenflug.³² Schon in einem der frü-

³¹ Jean Paul. Sämtliche Werke, hrsg. von Norbert Miller, Abt. I, Bd. 3, Frankfurt a.M. 1996, 925–1010.

³² Heinz Schlaffer betont die Häufigkeit von Flugmetaphern in der Geschichte der Lyrik seit der Antike und verweist insbesondere auf die mögliche Herkunft dieser Vorstellung aus der Vergangenheit des Dichters „als Scha-

hesten überlieferten Gedichte Hölderlins findet sich diese Vorstellung, wenn es in 'Die Nacht' über die menschliche Seele heißt:

*Weit hinauf, weit über euch, ihr Sterne,
Geht sie entzückt mit heiligem Seraphsflug;
Sieht über euch herab mit göttlich heiligem Blike,
Auf ihre Erd, da wo sie schlummernd ruht ... (MA I, 11, v. 13–16)*

Ein verwandtes Bild des Blicks herab aus großer Höhe findet sich später in der Ode 'Chiron': „und drunten voll / Von üpp'gem Kraut, als in Gesichtern / Schau ich die Erd', ein gewaltig Feuer“ (MA I, 440, v. 30–32).

Der imaginierte Blick aus großer Höhe auf die Erde ist in Hölderlins Lyrik häufig mit besonderen Formen der optischen Wahrnehmung verbunden – was zurück zu grundsätzlicheren Fragen der literarischen Raumdarstellung führt. Dass sich mit der vorgestellten großen vertikalen Entfernung von der Erde die Lichtphänomene verändern, ist ein Gedanke, den Hölderlin mehrfach variiert. Heißt es in dem Hexametergedicht 'Die Muße', dass das eben noch durchwanderte Tal nun „wie eine farbige Wolke“ (MA I, 170, v. 17) unter dem Sprecher liegt, ist es in 'Patmos' das Dämmerlicht, in dem die vertrauten Regionen verschwinden; in 'Chiron' hingegen erscheint die Erde als ein „gewaltig Feuer“ (MA I, 440, v. 32). Der vertikalen Entrückung entspricht in diesen Fällen stets eine Veränderung der optischen Wahrnehmung. Aus konkreten Details werden entweder verschwommen wolkenhafte oder feurige Phänomene – Erfahrungen, die heute, angesichts der Alltäglichkeit von Flugreisen, erstaunlich realistisch erscheinen. Doch was für heutige Leser empirischer Erfahrung entspricht, entwickelte Hölderlin allein mit Hilfe seiner Vorstellungskraft und seines offenbar nicht geringen optisch-physikalischen Wissens.

Eine erstaunliche Parallele zu Hölderlins Vorstellung darüber, wie der Blick aus großer Höhe die Erscheinung der Erde verändern kann, findet sich bei Heinrich von Kleist. Während sein Prinz Friedrich von Homburg die angekündigte Hinrichtung erwartet, wird ihm in einer Vision die Erfahrung der Unsterblichkeit zuteil:

Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,
Durch stille Ätherräume schwingt mein Geist;
Und wie ein Schiff, vom Hauch des Winds entführt,
Die muntre Hafenstadt versinken sieht,
So geht mir dämmernd alles Leben unter:
Jetzt' unterscheid' ich Farben noch und Formen;
Und jetzt liegt Nebel Alles unter mir.³³

Die Übereinstimmung ist auffällig: Beide, Kleist wie Hölderlin, ziehen die Parallelen vom vertrauten Blick aufwärts in den Himmel, der sich irgendwann in Wolken und Nebel verlieren kann, zu der imaginierten inversen Position: Auch der Blick aus großer Höhe, folgern sie, lässt die geographischen Formationen der Erdoberfläche als „Wolke“ oder „Nebel“ erscheinen. Wenn Kleist seinen Dramenhelden schließlich in der Flugphantasie die sich verändernde Raumwahrnehmung mit den Begriffen „Farben noch und Formen“ beschreiben lässt, so stellt er hier eine Abstraktion der Wahrnehmung und eine zunehmende Lösung von konkreten Details vor, für die sich auch in Hölderlins Lyrik Beispiele finden lassen.

V „Linien und Winkel“: konkrete und abstrakte Räume

Angesichts der wiederkehrenden Strukturierung des poetischen Raums in Hölderlins Lyrik mittels der einander senkrecht schneidenden Achsen erscheint es von geradezu verblüffender Konsequenz, dass Hölderlin in seiner späten Lyrik vereinzelt Raumwahrnehmungen nun selbst in abstrakte geometrische Begriffe fasst. Der in den „Nachtgesängen“ beschriebene 'Winkel von Hahrtd' bezieht seinen Namen von jener konkreten geologischen Formation, die Hölderlin in seiner Kindheit und Jugend in der Nähe Nürtingens aufgesucht hatte. Sind es hier die aufgeworfenen Felsplatten, die eng mit der Sage um Herzog Ulrich von Württemberg verbunden sind, verwendet Hölderlin denselben Begriff des Winkels, wenn er in dem Fragment 'Das Nächste Beste' eine andere Landschaft beschreibt. Auffällig ist hier die Verbindung von konkreter

³³ Heinrich von Kleist. Dramen 1808–1811, unter Mitwirkung von Hans Rudolf Barth hrsg. von Ilse-Marie Barth und Hinrich C. Seeba, Frankfurt a. M. 1987, 642, v. 1833–1839.

mane“ – ein Konzept, das allenfalls indirekt mit Hölderlins visionären Flugbildern zu verbinden ist (Heinz Schlaffer: Geistersprache. Zweck und Mittel der Lyrik, München 2012, 63).

Anschauung und abstrakter Beschreibung – fast lässt das Verfahren an die modernen Hybrid-Karten denken, bei denen sich fotografische Abbildungen und Pläne von Straßennetzen überlagern:

[...] *Nemlich Gebirg*

*Geht weit und streket, hinter Amberg sich und
Fränkischen Hügel. Berühmt ist dieses. Umsonst nicht hat
Seitwärts gebogen Einer von Bergen der Jugend
Das Gebirg, und gerichtet das Gebirg
Heimatlich. Wildniß nemlich sind ihm die Alpen und
Das Gebirg, das theilet die Tale und die Länge lang
Geht über die Erd. Dort aber rauschen, über spizem Winkel
Frohlokende Bäume. Gut ist, das gesezt ist. (MA I, 421, v. 49–57)*

In einem anderen späten Fragment, ‘Griechenland’, heißt es lapidar: „Denn lange schon steht offen / Wie Blätter, zu lernen, oder Linien und Winkel / Die Natur“ (MA I, 479 f., v. 32–34). Hier wird die Wahrnehmung der natürlichen Topographie tatsächlich so weit abstrahiert und verallgemeinert, dass am Ende die geometrischen Grundelemente Linie und Winkel als ihre bestimmenden Phänomene übrigbleiben.

Die geometrische Grundform des Winkels steht zusammen mit dem Quadrat auch im Zentrum von Hölderlins Überlegungen zu bildnerischen Proportionen, die er im März 1804 in einem Brief an Leo von Seckendorf entwickelt, ausgehend von einem Band mit „pittoresken Ansichten des Rheins“ (MA II, 928). Nachdem Hölderlin seine Vorstellungen über das für eine Landschaftsabbildung angemessene Verhältnis von Erde und Himmel, also den Verlauf der Horizontlinie, und den Lichteinfall dargelegt hat, formuliert er eine grundlegende ästhetische Einsicht: „Es kommt wohl sehr viel auf den Winkel innerhalb des Kunstwerks und auf das Quadrat außerhalb desselben an.“³⁴ (MA II, 928) Hier beschreibt Hölderlin Phänomene der Wahrnehmung mit abstrakten geometrischen Formen, die sich ganz von einem konkreten

³⁴ Zu den kunsttheoretischen und poetologischen Implikationen dieser erstaunlich modernen wahrnehmungspsychologischen Einsicht vgl. insbesondere Gerhard Kurz: Winkel und Quadrat. Zu Hölderlins später Poetik und Geschichtsphilosophie. In: Hölderlin und die Moderne [Anm. 6], 280–299, sowie Rainer Nägele: „In Winkeln schreitend Gesang“. Hölderlins Geographie und Geometrie des Geistes. In: Bad Homburger Vorträge 2, 1988/89, 7–21.

Inhalt lösen. Die Grundformen Winkel, Linie und Quadrat lassen mit-hin in Hölderlins später Dichtung die topologischen Raumstrukturen offenbar werden, die sich – allerdings nicht in dieser geometrischen Terminologie – als ordnende Muster der Raumdarstellung bereits in seiner Dichtung seit den frühen 90er Jahren zeigen, insbesondere durch die häufige Strukturierung des Raums entlang der sich kreuzenden Achsen. Gerhard Kurz spricht in diesem Zusammenhang ausdrücklich von Hölderlins „geometrische[r] Imagination“.³⁵

Die Linie bleibt bis in Hölderlins letzte Jahre ein Grundelement seiner Anschauung:

*Die Linien des Lebens sind verschieden
Wie Wege sind, und wie der Berge Gränzen.
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden. (MA I, 922)*

Was dieser Vierzeiler beschreibt, ist eine statische Landschaft, in der das Gesetzte, wie es in ‘Das nächste Beste’ hieß, dominiert. Die Grenzen sind zentral und warten auf ihre harmonische Ergänzung und Vollen-dung im Jenseits, das Hölderlin lakonisch mit dem Deiktikum „dort“ beschreibt. Dieses auf minimale Elemente reduzierte Bild unterscheidet sich stark von den Raumdarstellungen in Hölderlins vorangehender Lyrik. Die von ihm so vielfältig genutzten Verfahren der Dynamisierung, Temporalisierung und Subjektivierung des Raumes fehlen hier vollständig. Geblieben aber ist die Strukturierung der Wahrnehmung durch Sichtachsen, deren geometrische Genauigkeit verblüffend ist.

„Die Linien des Lebens sind verschieden“, ganz zweifellos; Linien und Winkel aber durchziehen in großer Konstanz Hölderlins Land-schaftsdichtung über Jahrzehnte hinweg.

³⁵ Kurz [Anm. 34], 294.

„Heimath. / Und niemand weiß“. Hölderlins Heimat und Exil

Von

Johann Kreuzer

I

Auf Seite 38 (Bl. 19v) des Homburger Foliohefts notiert Hölderlin (vermutlich als Überschrift): „Heimath.“ und mit einigem Abstand darunter „Und niemand weiß“. Das folgende Blatt beginnt dann recto mit dem Eintrag: „Indessen laß mich wandeln / Und wilde Beeren pflücken“.¹

Gibt es zwischen dem evozierten ‚Wandeln‘ und ‚Niemandes Wissen‘ als Subtext der Rede von Heimat einen Zusammenhang? Um diese Frage zu beantworten, könnte man überlegen, ob das „Indessen laß mich wandeln“ nicht nur die zeitliche Bestimmung einer Zwischenzeit oder eines kompensatorischen Aufschubs hat, bei dem ‚indessen‘ wie ‚inzwischen‘ oder ‚statt dessen‘ gelesen wird. ‚Indessen‘ könnte auch die räumliche Konnotation von ‚innerhalb dessen‘ haben. So konnotiert würde Zeit in die Bedingung des Raums hineinwandern. Wenn räumliche Ensembles dergestalt von einem zeitlichen Geschehen durchwirkt erscheinen, gäbe es eine Querverbindung vom „indessen“ zur direkt gegenüberliegenden Notiz „Und niemand weiß“. Und man könnte schließen, dass es solche zeitlichen Indizes sind, die den Raum des natürlichen Gegebenen als Horizont ‚Heimat‘ umwölben. – Aber es mag damit das „indessen“ auf Seite 39 der Textlandschaft des Homburger Foliohefts interpretatorisch etwas überstrapaziert sein. Deshalb zurück zum Eintrag auf der Seite davor: „Heimath. / Und niemand weiß“.

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 60–87.

¹ Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke, Frankfurter Ausgabe [FHA], hrsg. von Dietrich E. Sattler, 20 Bde. und 3 Supplemente, Frankfurt a.M./Basel 1975–2008; hier Supplement III. Homburger Folioheft, hrsg. von D.E. Sattler u. Emery E. George, Frankfurt a.M./Basel 1986, 64 und 65. – Aus Umfangsgründen beschränken sich hier wie im folgenden die Nachweise in den Anmerkungen auf die Quellenbelege.

Im folgenden soll das Paradoxon, das aus dem Stichwort „Heimath“ und der Notiz „Und niemand weiß“ entsteht, mit der Betonung auf dem „Und niemand weiß“ gelesen werden, wobei der Akzent darauf liegt, daß die Negation, die sich hier ausspricht, ihrem Sinn nach auf eine bestimmte Negation führt. Das ist der innere Sinn, der Heimat und Exil verbindet. Die Verneinung, das ‚Niemandes Wissen‘, macht deutlich – wenn man so will: schmerzlich bewusst –, was sich nicht positiv, nicht wie ein gegebenes Objekt bestimmen lässt. Zugleich ist diese nicht positiv bestimmbare ‚Heimat‘ als Kriterium – etwa in der Rede vom Exil – präsent und auf diese Weise gegenwärtig. Durch die Abwesenheit, die benannt wird, erscheint vergegenwärtigt, was sich als objektiv gegeben nicht benennen lässt und gerade dadurch sich innerhalb der Grenzen unserer Erfahrung findet. Es ist eine Erfahrungsbewegung, die Hölderlin mit der Notiz auf Seite 38 im Homburger Folioheft – wie mit zwei Pinselstrichen einer Tuschmalerei – fasslich macht. Die folgenden Überlegungen laden dazu ein, dieser Erfahrungsbewegung nachzugehen.

Sie beginnen (im folgenden Teil 2) mit einigen Vorüberlegungen, die der Situierung des Themas dienen und insbesondere auch mögliche Missverständnisse diskutieren, denen die Rede von Heimat und Exil begegnet. Wichtig werden hierbei die beiden Briefe an Casimir Ulrich Böhlendorff. Danach folgt (in Teil 3) der Hinweis auf eine Stelle in ‚Die Wanderung‘, an der sich das „und“ in Heimat und Exil verdeutlichen lässt: nicht im Hölderlin’schen Sinne ist es, Heimat als Ursprung der Verbannung in das Exil einer Fremde nur entgegensetzen. Teil 4) erläutert diese Denkfigur an der Elegie ‚Der Wanderer‘ – verbunden mit Hinweisen auf ‚Die Wanderung‘ und ‚Lebenslauf‘ sowie zu den Elegien ‚Stutgard‘ und ‚Die Heimkunft‘. Um Missverständnissen zu begegnen, wird dann in Teil 5) von einer berühmten Stelle aus der Überarbeitung von ‚Brod und Wein‘ die Rede sein müssen. Das leitet über zu einer neuerlichen Lektüre des zweiten Böhlendorff-Briefes. Sie erfolgt um der „heimatlichen Natur“ wie des „philosophischen Lichts“ willen, von dem dort die Rede ist. Was hier philosophisches Licht heißt, steht für ein ‚Aufklärungsgeschehen‘, das mit der jeweils gegebenen Erfahrungsgeschichte zusammenschließt, aber mit ihr nicht allein zusammenschließt, sondern vielleicht auch in Übereinstimmung mit ihr oder sogar versöhnt sein lässt. Ein erkennender Selbstbezug, der den Lebensweg als einen eigenen erkenn- und mehr noch: erinnerbar werden lässt – das ist das

(wenn man so will) „philosophische Licht“, von dem Hölderlin nach der Rückkehr aus Bordeaux schreibt: „daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hieher!“ (MA II, 922)² Es ist der Wunsch, gelebte Zeit möge sich zu einem Sinngeganzen zusammenfinden.

Dass sich individuell gelebte Zeit zu einem Sinngeganzen zusammenfinde und behalten lasse: das ist wohl das ursprüngliche Bedürfnis, das sich in der Rede von Heimat wie Exil reflektiert. Hölderlin hat es ‚Atemholen‘ genannt: „Und was du hast, ist / Athem zu hohlen.“ (MA I, 471, 32 f.)³ Solches Atemholen wird ohne Erinnerung – ohne den Sinn, den sie hat, wie den Sinn, der sie ist – nicht möglich sein. Deswegen werden wir auf den Gesang Hölderlins, in dem von diesem Sinn die Rede ist, im abschließenden Teil 6 einzugehen haben.

II Vorüberlegungen – Zur Situierung des Themas

Die Negation dessen, was als Heimat ursprünglich erscheint, gehört zum Begriff dessen, was Heimat ist. Diese logische Feststellung braucht es angesichts der Konjunkturen, die das Thema der Heimat zu Beginn des 21. Jahrhunderts gewonnen hat. Die Feststellung, dass die Negation dessen, was als Heimat ursprünglich erscheint, unverzichtbar zu ihrem Begriff – und dies insbesondere im Sinne Hölderlins – gehört, erscheint aber nicht nur als Vorsichtsgebot gegenüber der Konjunktur ihrer Wiederentdeckungsmoden nötig. Die Erinnerung an die Verbindung des Sinns von Heimat mit den Formen ihrer Negation braucht es vor allem des Missbrauchs wegen, der mit dem Wort Heimat und den Bedürfnissen, die sich in ihm tradieren, getrieben wurde und getrieben wird. In keinem Giftschrank können jene Zeilen Hölderlins versteckt werden, die sich zum nicht nur heimlichen Missbrauch hernehmen ließen und einen Todesrausch dokumentieren, der gleichsam die Probe auf Heraklits Warnung macht, dass derselbe „Hades und Dionysos“ seien, „dem sie toben und feiern.“⁴ Etwa die beiden letzten Verse von ‚Der

² Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe [Münchner Ausgabe = MA], hrsg. von Michael Knaupp, 3 Bde., München/Wien 1992–1993; Brief an Böhlendorff vom November 1802.

³ Vgl. ‚Der Adler‘, FHA 7, 450 f.

⁴ Heraklit. Fragmente, Griechisch – deutsch, hrsg. von Bruno Snell, München/ Zürich 1986, 10 f., B 15.

Tod fürs Vaterland‘: „Und zähle nicht die Todten! dir ist, / Liebes! nicht Einer zu viel gefallen.“ Oder das in der Mitte der Ode sich stilisierende Opfertum: „O nimmt mich, nimmt mich mit in die Reihen auf, / Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Tods! / Umsonst zu sterben, lieb’ ich nicht, doch / Lieb’ ich, zu fallen am Opferhügel // Für’s Vaterland [...]“ (MA I, 225 f., v. 9–13). Da tut es gut, dass dieser Todesrausch dem Vaterland zugesprochen wird – und nicht der Heimat. (Dass ‚Vaterland‘ primär von den Konnotationen her zu verstehen ist, die *patrie* in der Epoche der Französischen Revolution hat, versteht sich sozusagen von selbst.) Und es tut gut, im ‚Hyperion‘ jene Richtigstellungen zu finden, die Hölderlin eigentlich gegen heimat-tümelnden Missbrauch schützen sollten – so wenn es in der Scheltrede heißt: „O Bellarmin! wo ein Volk das Schöne liebt, wo es den Genius in seinen Künstlern ehrt, da weht, wie Lebensluft, ein allgemeiner Geist, da öffnet sich der scheue Sinn, der Eigendünkel schmilzt, und fromm und groß sind alle Herzen und Helden gebiert die Begeisterung. Die Heimath aller Menschen ist bei solchem Volk’ und gerne mag der Fremde sich verweilen.“ (MA I, 757) Der Sinn, der der Rede von Heimat für und bei Hölderlin eignet, hat mit Lebensluft, einem allgemeinen Geist und dem Gegenteil von Eigendünkel zu tun. Die ‚Heimat aller Menschen‘ ist auch keine bloße Vernunftidee, ein Ideal, auf dessen Altar Opfer zu bringen sind. Wofür Heimat steht, ist ein Geist, der allem gemein ist und dem es deshalb wesentlich ist, dass er den Fremden sich verweilen lässt. Die Negation, die bewusst wird an dem, was als Fremde Abstand bedeutet – und zugleich jene Sehnsucht gründiert, die im Wort Heimat mitschwingt –, gehört zu ihrem Begriff.

Erlaubt sei an dieser Stelle der Hinweis auf die Schlusswendung, die Ernst Bloch seiner Enzyklopädie des Hoffnungsinns am Ende von ‚Das Prinzip Hoffnung‘ gegeben hat, wenn er von „der Erschaffung der Welt“, in der die bisherige „Vorgeschichte“ ende, sagt, „so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“⁵ Hoffnung wie Heimat sind Formen eines Rückbezugs – freilich des Rückbezugs auf etwas, was noch nicht ist. Sie sind zukunftsorientiert. Deshalb leitet Hölderlin im Pindar-Fragment ‚Das Alter‘ den Hoffnungsinns aus der „schuldlose[n] Sitte“ ab, die „das

⁵ Vgl. Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt a. M. 1970, 1628.

lebendige Herz erhält“ und spricht von einem „der schönsten Bilder des Lebens“.⁶

Was als Fremde Abstand bedeutet und zugleich Sehnsucht generiert, evoziert Hölderlin in jenem Niemandes Wissen, mit dem er das Stichwort Heimat untertitelt. Bezogen auf unser Thema heißt das: die Erfahrungsbewegung (Erfahrungsbewegung im buchstäblichen Sinne) des Exils gehört zum Sinn von Heimat. Einfach – gleichsam ursprünglich oder gar auf einen geographischen Raum beschränkt – ist sie nicht zu haben. Das unterscheidet ein verantwortbares Reden klar von jenem Fischen in trüben Gefühlsseligkeiten, von dem über den reaktionären Missbrauch hinaus die Hölderlin-Rezeption weiß Gott nicht verschont geblieben ist. Wenn nun die Erfahrungsbewegung des Exils zum Sinn von Heimat gehört, dann heißt das, dass er mit Entzweiung zu tun hat, mit Trennung.

Am eindringlichsten formuliert Hölderlin die affektiven Subschichten solcher Trennung – den von keiner kompensatorischen Sublimation gemilderten Schmerz, sich in die Fremde des Exils verwiesen zu sehen – in jenem Brief an Böhlendorff, in dem er ihm im Dezember 1801 seine Abreise nach Bordeaux avisiert:

Und nun leb wohl, mein Theurer! bis auf weiteres. Ich bin jetzt voll Abschieds. Ich habe lange nicht geweint. Aber es hat mich bittere Thränen gekostet, da ich mich entschloß, mein Vaterland noch jetzt zu verlassen, vielleicht auf immer. Denn was hab' ich lieberes auf der Welt? Aber sie können mich nicht brauchen. Deutsch will und muß ich übrigens bleiben, und wenn mich die Herzens- und die Nahrungsnoth nach Otaheiti triebe. (MA II, 914)

„[S]ie können mich nicht brauchen“: was gibt es Bittereres, als sich so in die Fremde verwiesen – vielleicht auf immer: also exiliert – zu sehen?

Wenn man liest, was Hölderlin nach der Rückkehr aus Bordeaux an Böhlendorff schreiben wird, wird man inne, was es Bittereres gibt als das Nicht-gebraucht-werden-Können seitens derer, die die Heimat zu jenem Vaterland haben werden lassen, vor dem er mit einer Notiz im Homburger Folioheft eindringlich warnt: „Daß aber uns das Vaterland

⁶ Johann Christian Friedrich Hölderlin. Theoretische Schriften. Mit einer Einl. hrsg. von Johann Kreuzer [im Folgenden ThSch], Hamburg 1998, 114.

nicht werde / Zum kleinen Raum. Schwer ist der / Zu liegen, mit Füßen den Händen auch.“⁷ Nach der Rückkehr in sein Vaterland beginnt Hölderlin im November 1802 den Brief an Böhlendorff wie folgt:

Mein Theurer!

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, bin indeß in Frankreich gewesen und habe die traurige einsame Erde gesehn; die Hirten des südlichen Frankreichs und einzelne Schönheiten, Männer und Frauen, die in der Angst des patriotischen Zweifels und des Hungers erwachsen sind.

(MA II, 920)

Der Brief ist berühmt. Die kataraktische Sequenz, in der Hölderlin das „gewaltige Element“, „die Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur, und ihre Eingeschränktheit“ wie „das rein männliche“, das ihn in „den Gegenden, die an die Vendée gränzen“, interessiert habe und „das im Todesgefühl sich wie in einer Virtuosität fühlt“, beschreibt, mündet in die Engführung, dass das dabei erfahrene Erzittern es ihm „nöthig“ gemacht habe, „nach manchen Erschütterungen und Rührungen der Seele mich vestzusezen, auf einige Zeit, und ich lebe indessen in meiner Vaterstadt.“ An dieser Stelle fährt Hölderlin nun fort:

Die heimathliche Natur ergreift mich auch um so mächtiger, je mehr ich sie studire. Das Gewitter, nicht blos in seiner höchsten Erscheinung, sondern in eben dieser Ansicht, als Macht und als Gestalt, in den übrigen Formen des Himmels, das Licht in seinem Wirken, nationell und als Prinzip und Schicksaalsweise bildend, daß uns etwas heilig ist, sein Drang im Kommen und Gehen, das Charakteristische der Wälder und das Zusammentreffen in einer Gegend von verschiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind um einen Ort und das philosophische Licht um mein Fenster ist jetzt meine Freude; daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hieher! (MA II, 921 f.)

Es ist keine idyllisierte oder dem Gefühl – heute würde man vielleicht sagen: spiritueller Wellness – domestizierte Natur, die hier als heimathliche angesprochen wird. Vom Gewitter ist die Rede, von Macht und Gestalt, vom Licht in seinem Wirken, dem Drang, der den Charakter

⁷ Homburger Folioheft S. 76, FHA Suppl. III, 102.

der Landschaft sowohl durchpulst wie überwölbt – und gleichsam als Abklang dieser merkwürdige Appell an ein Bleiben-, an das Behalten-können. Das ist mehr als die einfache Rückkehr an einen Ursprung welcher Art auch immer, es ist ein rückhaltloser Appell, dem „bis hierher!“ des eigenen Herkommens festhaltend zustimmen zu können.

Damit, dass dies möglich sei, hat zu tun, was ‚heimatliche Natur‘ heißt. Das ist nichts, was Bewusstsein – was ein Subjekt – aus sich selbst heraus vermag. Es ist aber auch nicht von Natur gegeben. Natur ist nicht, gleichsam so, ‚heimatlich‘: es braucht vielmehr ein Bildungsgeschehen, das eine Landschaft, eine Ansicht von „Karakteren der Natur“ heimatlich werden lässt. Man könnte hier an den Beginn der Elegie ‚Heimkunft‘ erinnern, in dem Hölderlin die formativen Kräfte interessieren, mit denen der „Schöpferische die Zeiten erneut“ – er nennt sie auch die titanischen Kräfte – und die im buchstäblichen Sinne jener Bildung zu Grunde liegen, die eine Landschaft in Abstufung zur „vielversprechenden Ferne“ als „Boden der Heimath“ ansprechen lassen – in ‚Heimkunft‘ sind das des Themas wegen

[...] *das Land und die rothen Ufer des Nekars,
Und die Wälder, das Grün luftiger Bäume, wo dann
Tannenfarb' ist gesellt zu Buchen ekig und Birken,
Und vielseitig ein Ort freundlich gefangen mich nimmt.*
(MA, I, 370, v. 69–72)

Es ist ein Selbstverhältnis von Natur, das als „Einwirkung“ auf sie im ‚Karakter einer Landschaft‘ stillschweigend „Geschichte“ präsentiert.⁸ Nicht von sich aus – gleichsam von selbst – eignet der erscheinenden Natur das Attribut ‚Heimat‘. Allein weil die Einwirkung auf sie zu dem gehört, was Natur bedeutet, wird sie vermögend, sich als heimatlich zu erweisen.

Begreift man in diesem Sinne Geschichte als ein Selbstverhältnis von Natur, dann hat das freilich zur Konsequenz, dass letztere nicht mehr als beruhigender Fluchtpunkt fungiert. Die „Stille der Menschen, ihr Leben in der Natur“ bietet keinen Trost jenseits der Spannung von Heimat und Fremde beziehungsweise Exil. Die „traurige einsame Er-

⁸ „Natur, in der Einwirkung Geschichte“, notiert Hölderlin in ‚Von der Fabel der Alten‘, ThSch, 78.

de“ verschärft diese Spannung vielmehr: das Verlassensein des Exils begegnet mit ihr in einer Allgemeinheit, die stumm bleibt. Wofür Natur steht, verliert für Hölderlin nicht erst Ende 1802, aber spätestens da seine unvordenkliche Unschuld. Als ursprüngliche oder ungemilderte Gewalt stellt sich statt dessen jener „ewig menschenfeindliche Naturgang“ (ThSch, 106) dar, von dem in den ‚Anmerkungen zur Antigonä‘ die Rede ist. Er bietet weder Schutz noch Beruhigung, sondern verlangt nach dem ‚Asyl‘ der „stillen Ruhestätten“ (ThSch, 116), die ihm ent-rinnen lassen, so Hölderlin im Pindar-Fragment ‚Die Asyle‘. Nicht mit einer gegebenen Natur, sondern dem, was hier als Asyl angesprochen wird, hat ‚Heimat‘ zu tun: „Heimat ist das Entronnensein.“⁹ Sie steht für einen Erfahrungsweg – für eine Geschichte, die mit Trennung, mit Entzweiung und Abschied beginnt. Hölderlins Vita ist davon durchgängig gezeichnet. Das Sich-trennen-, das Aufbrechen-Müssen ist so etwas wie ein *basso continuo* seiner Lebensgeschichte bis zur Ankunft im Turm. Die Stationen dieser Lebensgeschichte brauchen hier nicht eigens aufgelistet zu werden. An einer noch gleichsam zuversichtlichen Wegkreuzung benennt Hölderlin sehr hell-sichtig, was ihn dabei bewegt, wenn er die Mutter Anfang 1798 aus Frankfurt bittet, „Ihre Ruhe durch keine Gedanken an den Sohn stören“ zu lassen, „der eben in der Fremde lebt, und leben muß, bis seine eigne Natur und äußere Umstände ihm erlauben, auch irgendwo mit Herz und Sinnen einheimisch zu werden.“ (MA II, 677) Im darauffolgenden Herbst wird der, von dem Hölderlin hier in der dritten Person Singular spricht, Frankfurt verlassen haben.

Was Heimat und Exil für sein Werk heißt, erschöpft sich nun aber nicht im Referat von Wohnortswechseln. Zudem beschränkte das den Begriff der Heimat auf räumliche Unmittelbarkeiten. Das „wie ich gekommen bin, bis hierher“ würde gleichsam durchgestrichen und ‚Heimat‘ bekäme einen buchstäblich reduktiven, einen regressiven Sinn: den von so etwas wie der ‚Verbannung in ein Gegebenes‘. Wenn sie das nun nicht ist: kann das den Wunsch, „irgendwo mit Herz und Sinnen einheimisch zu werden“, durchstreichen? – wohl kaum. Der Erfahrungsanspruch des Wunsches dürfte bleiben.

⁹ So Adorno im Odysseus-Kapitel der ‚Dialektik der Aufklärung‘, unter Berufung auf Hölderlin; vgl. Max Horkheimer / Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung, Frankfurt a.M. 1969, 86.

III *Einschub*

Auf das reduktive Verständnis, das Heimat zugleich zum Bannkreis eines Raumes werden lässt, aus dem es kein Entrinnen – oder nur im Opfer – gibt, kommt Hölderlin an mehreren Stellen zu sprechen. Herausgegriffen sei der Beginn von 'Die Wanderung' – und zwar gerade deshalb, weil dieser „vaterländische Gesang“ mit emphatischem Gestus beginnt:

*Glückseelig Suevien, meine Mutter,
Auch du, der glänzenderen, der Schwester
Lombarda drüben gleich,
Von hundert Bächen durchflossen!
Und Bäume genug, weißblühend und röthlich,
Und dunklere, wild, tiefgrünenden Laubs voll
Und Alpengebirg der Schweiz auch überschattet
Benachbartes dich [...]. (MA I, 336 f., v. 1–8)*

Dieses selbstzufrieden wie begeistert erscheinende Heimatgefühl kulminiert dann in der gnomischen Sentenz der zweiten Strophe: „Schwer verläßt, / Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort“ (v. 18 f.) – an die das Bekenntnis anschließt:

*Und deine Kinder, die Städte,
Am weithindämmernenden See,
An Nekars Weiden, am Rheine
Sie alle meinen, es wäre
Sonst nirgend besser zu wohnen. (MA I, 337, v. 20–24)*

Die Emphatik dieses Beginns quillt aus selbstbezoglicher Heimatzufriedenheit gleichsam über. Aber: Untergründig, sozusagen sub-emphatisch untergräbt Hölderlin die Grenzen solcher geographischen Selbstzufriedenheit damit, indem er sagt, dass sie (die Städte) alle „*meinen* [Hervorhebung JK], es wäre sonst nirgend besser zu wohnen.“

Auf einem im Homburger Folioheft eingelegten Doppelblatt spricht Hölderlin von dem „Verwirren“, das „falsch anklebend / Der Heimath und der Schwere spottend / Der Mutter ewig sizen“ lässt „Im Schoose“ (MA I, 411) und versieht die Warnung vor der Borniertheit eines solchen

Anklebens mit einer Unterstreichung.¹⁰ Verwandt mit dieser Warnung vor der Borniertheit, die Heimat mit einem geographisch begrenzten Raum und der nicht nur landschaftlich begrenzten Selbstzufriedenheit in ihm verwechselt, ist der auf das selbstbeschränkte „Sie alle meinen, es wäre / Sonst nirgend besser zu wohnen“ folgende Ausruf: „Ich aber will dem Kaukasos zu! Denn sagen hört' ich / Noch heut in den Lüften / Frei sei'n, wie Schwalben, die Dichter.“ (MA I, 337, v. 25–28) Die Freiheit der Schwalben: die Evokation eines ungebundenen Sich-im-Freien-Bewegens wie die ihm folgende Sehnsucht lassen sich leicht nachvollziehen. Doch kann das damit Evozierte erfüllen, was Heimat verspricht? Die Lüfte wie die durchsichtige Klarheit des Äther sind Sinnbild für das Ungebundene, das Grenzen wie das Gebundensein an sie negiert. Aber lässt sich im Ungebundenen als einer Negation alles Realen bleiben? Gilt es nicht gerade auch aus dieser unbestimmten Negation und dem mit ihr verbundenen „realen Nichts“ zurückzufinden und gleichsam zurückzukehren? Allein ein solches Zurückfinden aus entgrenzender Sehnsucht wird jenes Bleiben ermöglichen, das sich Hölderlin im November 1802 mit dem Optativ „daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hierher!“ zuspricht.

Ehe wir in einem nächsten Schritt zur Elegie 'Der Wanderer' gelangen, ist, um der Konturierung des Sachthemas willen, zunächst ein kleiner Einschub nötig. Er gilt einer wirkmächtigen Umdeutung, die der Hölderlin'sche Wunsch: „Ich aber will dem Kaukasos zu!“ mit den ihm vorangehenden Versen 18/19 von 'Die Wanderung' („Schwer verläßt, / Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort.“) erfahren haben.¹¹ In seiner Erläuterung von 'Andenken' verspannt Heidegger das ‚dem Kaukasos zu‘ mit der Perspektive, die Hölderlin in 'Andenken' (in entgegengesetzter Himmelsrichtung) formuliert: „Nun aber sind zu Indiern / Die Männer gegangen“ (MA I, 474, v. 49 f.). Diese Perspektive – eine Richtung Amerika, das Hölderlin an der „luftigen Spiz“ in Bordeaux im Blick und im Sinn hat – wird mittels des „Indus“, den Heidegger aus 'Der Adler' isoliert, in die elterliche Heimat zurückgebogen:

¹⁰ Vgl. FHA Suppl. III, 119, 121; FHA 7, 387.

¹¹ Vgl. Martin Heidegger: »Andenken«. In ders.: Erläuterungen zu Hölderlins Dichtung, Frankfurt a. M. 1996, 89–147.

[...] zu Indiern – Das ist das Wort der Zuversicht. Am Indus wendet es sich zu Germanien. [...] Der Stromgeist des Indus hat die Urheimat der Eltern heimisch gemacht [...]. Im Bereich dieses Stromes sollen die fahrenden Männer Elterliches erfahren, damit sie, heimkommend, erfahrener sind, um die Eltern in ihrem ursprünglich Eigenen zu begrüßen und ihnen für das Bewahren des Ursprungs zu danken, das sie jetzt in der deutschen Heimat erfüllen.¹²

Diese Zeilen stehen in der Festschrift, die zu Hölderlins 100. Todestag 1943 erschienenen ist. Der fatale Beiklang, den sie in dieser zeitgeschichtlichen Konstellation haben, verstärkt sich noch, wenn man eine Stelle aus der Vorlesung zu 'Der Rhein' hinzunimmt. In ihr werden die Verse 18/19 von 'Die Wanderung' folgendermaßen kommentiert:

Die ursprüngliche Zugehörigkeit ist der Grund für die Treue zum Seyn. Die Treue zum Seyn ist die Voraussetzung für alles sich entfaltende, so und so seiende Verhalten. Umgekehrt, wer leicht den Ort verläßt, beweist doch, daß er keinen Ursprung hat und nur eben auch vorhanden ist.¹³

Das ist im Winter 1934/35 gesprochen und diese Äußerung als Diskreditierung der ins Exil Vertriebenen zu verstehen, dürfte noch eine milde Deutung sein: Wer den Ort verläßt, der sei ‚nur eben auch vorhanden‘. Ein solches Verständnis, das die „Treue zum Seyn“ der Treulosigkeit des Exils gegenüberstellt, hat die Rede von Heimat gründlich verdorben.

Ist damit aber das Bedürfnis, das Hölderlin im „Und niemand weiß“ anspricht und im Brief an die Mutter mit dem erwähnten Einheimischwerden „mit Herz und Sinnen“ umschreibt, gegenstandslos geworden? Sicher nicht. Für die auf dieses Bedürfnis zu gebenden Antworten aber ist zu präzisieren, dass Heimat sich auf keinen Ursprung beschränkt, sondern sich in einer Rückkehr erfüllt. Natürlich ist das Motiv – wie die Sehnsucht nach – sich erfüllender Rückkehr nicht ohne Ursprung denkbar. Aber den gesuchten Ursprung gibt es erst durch die Rückkehr als Resultat eines ebenso erfahrungs- wie zeitgesättigten Bewusstwerdungsgeschehens.

¹² Ebd., 139f. Vgl. MA I, 470.

¹³ Martin Heidegger: Hölderlins Hymnen 'Germanien' und 'Der Rhein', hrsg. von Susanne Ziegler, Frankfurt a. M. 1980, 192.

Damit kehren wir an jenen Punkt zurück, an dem diese Überlegungen angekommen waren im Verstehen der Wendung „wie ich gekommen bin, bis hierher“.

IV Stationen

Es ist bezeichnend, dass das erste Gedicht Hölderlins, in dem ‚Heimat‘ nicht bloßer Hintergrund oder nur beschworen ist, sondern ernstlich thematisiert wird, die Überschrift 'Der Wanderer' trägt. Ein Abstandgewonnenhaben ist Bedingung der Möglichkeit von ‚Heimat‘. Die Fremde dieses Abstandnehmens spitzt Hölderlin mit der Benennung bzw. einer Perspektive extremer geographischer Daten zu: der Blick reicht von den „Afrikanischen dürrn / Ebenen“ bis zum „Eispol“. Die angespannte Perspektive wird zum Horizont der Rückkehr: „[...] an den Rhein, in die glückliche Heimath“ (MA I, 178 f., v. 1 f., 21 f., 41). Was folgt, ist die Orchestrierung einer Idylle, die von „Friedlichen Bäume[n]“ über ein „Still ist's hier“ bis zu „der Mutter Gesang“ und dem „seeligen Schlaf“ des „Söhnlein[s]“ reicht. Hölderlin schreibt sich dann in der ursprünglichen Fassung (der ersten Reinschrift) der Elegie selbst in das Bild der in Vers 73 erreichten „Heimatliche[n] Natur“ mit dem „wilde[n] Holunder“ ein, der den „Zaun“ an „Haus und Garten“ und ihrem „heimliche[n] Dunkel“ umblüht.¹⁴ ‚Heimatlich‘ wird das skizzierte Naturensemble, denn es nimmt „Zärtlichpflegend [...] den Flüchtling noch auf“.

Man stutzt: Was lässt jemanden in der zuvor beschriebenen Idylle zum Flüchtling werden? Was treibt aus dem ursprünglichen Einssein mit der heimatlichen Natur heraus? – einen kurzen Hinweis gibt das erinnerte Hinabgehen „an den Bach, / Wo ich einst im kühlen Gebüsch, in der Stille des Mittags / Von Otahitis Gestad oder von Tinian las.“ (MA I, 180, v. 80–82)¹⁵ Hier taucht, eingefügt der Beschreibung des eigenen heimatlichen Herkommens, jenes Otahiti auf, mit dem Hölderlin 1801 einen Fluchtpunkt seiner „Herzens- und Nahrungsnoth“ benennen wird.

Schiller hat die beiden Verse, in denen Hölderlin das Lesen von Otahiti und Tinian jenem Ensemble zurechnet, aus dem sich das Wie-

¹⁴ Vgl. 'Der Wanderer', FHA 6, 34, 35, 56, v. 67–74.

¹⁵ Vgl. 'Der Wanderer' (Erste Fass.); vgl. 'Der Wanderer', FHA 6, 24 f., 53.

dererkennen heimatlicher Natur speist, für den Druck in den 'Horen' getilgt. Afrikanische Wüste und Nordpol: das war als extremer Bezug in die Ferne schweifender Einbildungskraft noch akzeptabel – aber die Reminiszenz an Inseln im Süd- und Westpazifik als integrales Moment der Erfahrung heimatlicher Natur: das war dann vielleicht doch zu viel. Zu viel war es vermutlich wegen des impliziten Hinweises auf Georg Forster, der 1792/93 Mitglied/Präsident des jakobinischen Mainzer Clubs gewesen war und in seiner 'Reise um die Welt' Tahiti mit sozial-utopischen Allusionen verbunden hatte.¹⁶ Für Hölderlin jedenfalls belegt die Otaihiti/Forster-Allusion, dass ihm das Sich-Erfreuen „am Ruhme [...] / Ahnender Schiffer“ (MA I, 307, v. 79f.) in den „Sagen“ – so wird es in der für den Druck in der 'Flora' überarbeiteten Fassung heißen – zum Raum dessen gehört, was heimatliche Einkehr meint.

Freilich wird schon in der ursprünglichen Fassung die Idyllisierung der Einkehr in die glückliche Heimat der Kindheit gebrochen. Zu deren Ziel wird die „Mildere Sonne!“, die Hoffnung „getreuer und weiser, / [...] und froh unter den Blumen zu ruhn.“ (MA I, 180, v. 89f.) In der 1801 in der 'Flora' gedruckten Fassung wird diese Brechung noch deutlicher. Statt vom „heiligen Vaterlandsboden“ (MA I, 178, v. 18), der „verwöhnt“, ist von den „Gärten des Vaters“ und dem „wandernden Vogel der Heimath“ die Rede, der „mahnt“ (MA I, 305, v. 15f.). Hatte zuerst die „heimatliche Natur“ den „Flüchtling noch“ aufgenommen (MA I, 180, 73f.), so heißt es jetzt: „Treu auch bist du von je, treu auch dem Flüchtlinge blieben, / Freundlich nimmst du, wie einst, Himmel der Heimath, mich auf.“ (MA I, 307, 71f.) Vor allem wird die Verbindung zwischen Heimat und Exil – ‚zu fliehen‘ dürfte sich als freiwilliges Ins-Exil-Gehen verstehen lassen – durch die Schlussequenz ergänzt. Die Vorstellung, die Einkehr, die Heimat meint, sei eine Rückkehr in dasselbe, wird gekappt. Rückkehr ist ohne Trennung von dem, was ursprünglich Heimat war, oder ohne den Index zeitlicher Differenz nicht zu haben.

Heimat wird zur Rückkehr ins Verschiedene:

*Kommen werd' ich, wie sonst, und die alten, die Nahmen der Liebe
Nennen, beschwören das Herz, ob es noch schlage, wie sonst,*

¹⁶ Vgl. Georg Forster: Reise um die Welt, deutsch in 2 Bänden, Berlin 1778–1780.

Aber stille werden sie seyn. [...]

Und so bin ich allein. [...] (MA I, 308, v. 93–97)

Es ist die Realität des Verschiedenseins, die mit dem Bewusstwerden von Heimat in den Raum ihrer Erfahrung tritt. Trennung ist kein durch die Rückkehr in die Heimat zu überwindendes Datum, Trennung ist vielmehr integrales Moment des Heimischwerdens selbst. So setzt Hölderlin das Erinnern von „Aether“, „Erd“ und Licht“ dem entgegen, was „bindet und scheidet [...] die Zeit [...]“, will man, „aller Leiden vergesse[n]“, „[...] schnell unter den Heimischen sei[n].“ (MA I, 308, v. 93–108) Es ist offenkundig ein sublimierendes Kompensat, das hier als ein Heimischwerden erwogen wird. Heimat ist nichts ursprünglich Gegebenes, sondern etwas, was erreicht werden will.

Damit kommen wir noch einmal zu 'Die Wanderung'.

Sie beginnt mit der erwähnten, gleichsam hymnischen Anrufung des geopoetischen Gevierts aus Schwaben, der Lombardei, der Schweiz und den Alpen:

*Glückseelig Suevien, meine Mutter,
Auch du, der glänzenderen, der Schwester
Lombarda drüben gleich,
Von hundert Bächen durchflossen!
Und Bäume genug, weißblühend und röthlich,
Und dunklere, wild, tiefgrünenden Laubs voll
Und Alpengebirg der Schweiz auch überschattet
Benachbartes dich [...].* (MA, I, 336, v. 1–8)

Was wie unbeirrtes Heimatgefühl erscheint, kulminiert in der Sentenz: „Schwer verläßt, / Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort.“ (MA I, 337, v. 18f.) Das wurde schon diskutiert – freilich von der stillschweigenden Voraussetzung ausgehend, daß die Gnome einen Ist-Zustand beschreibt, dem es zu folgen und den es zu bejahren gilt.

Kann es nun aber nicht sein, dass das „Schwer verläßt“ gar nicht als positiv zu wertende Maxime zu verstehen ist – als eine Maxime, die den Ursprung fasst als etwas, von dem man nicht wegkommt und von dem man auch nicht wegkommen, dem man nicht entspringen soll? Kann

es nicht umgekehrt sein, dass Hölderlin mit dem „Schwer verläßt“ ein Defizit beschreibt – einen Mangel, den es zu überwinden gilt?

Das würde der Rede vom Ursprung einen veränderten Sinn verleihen.

Wenn Ursprung dasjenige meint, was entspringen lässt, dann ist es gerade das Herauskommen aus dem Bannkreis seiner Nähe, worin sich seine Wirklichkeit – worin sich die Wirklichkeit dessen, was ursprünglich ist – beweist. Nicht die selbstzufriedene Borniertheit, zu „meinen, es wäre / Sonst nirgend besser zu wohnen [...]“, entspricht dem Entspringenlassen, in dem sich das Wesen des Ursprungs zeigt. Ihm entspricht statt dessen Hölderlins „im Geist [...] der Beethovenischen Eroica fortissimo dazwischen[fahrender]“¹⁷ Ausruf: „Ich aber will dem Kaukasos zu!“ (MA, I, 337, v. 25) Mit dem Kaukasos rückt Hölderlin die Grenze zwischen Europa und Asien in den Blick und mit ihr den Orient in jenem buchstäblich kulturgenealogischen Sinn, der es ihm erlaubt, sich in der Beschreibung des geschichtlichen Herkommens aus der Verkrampfung der Bipolarität Griechenland – Deutschland zu lösen. In den (von der ‚hesperischen Gegenwart‘ her gerechnet) ‚griechischen Ursprung‘ ist selbst etwas ursprünglich eingegangen. Das ist der Orient – „das Orientalische“, das „die griechische Kunst“ „verläugnet hat“: die Verleugnung dieser Ursprungsdimension stellt sich als jener „Kunstfehler“ dar, den Hölderlin dadurch zu „verbesser[n]“ strebt, dass er das in den Formen der Kunst Verdrängte „mehr herausheb[t]“. (MA II, 925) Kunst ist ein – und sei es ‚fehlerhafter‘ – Ausdruck geschichtlicher Erfahrung. Im Hinblick auf diese geschichtsdynamische Sicht gilt das evokative ‚Dem Kaukasos zu‘ nicht bloß dem Ausgang aus dem Befangensein im eigenen, ‚heimischen‘ Ursprung – ein Befangensein, das mit Heimat verwechselt wird. Die Evokation gilt dem Ausgang aus selbstverschuldeten Unmündigkeiten insgesamt. Ein Weggehen aus dem ursprünglich Nahen, das schwerfällt, ist erforderlich. Es wird zur Bedingung der Möglichkeit für die Erfahrung dessen, was Ursprung als Anfang bzw. Ausgang, d. h. als Entspringen meint.

Diese entspringenlassende Dimension kennzeichnet Hölderlin in der Zweiten Fassung der Ode ‚Lebenslauf‘ für den Menschen als Verstehen der „Freiheit, / Aufzubrechen, wohin er will.“ (MA I, 325, v. 15 f.) Nicht das ‚Ankleben an der Heimat‘ entspricht solch ursprünglicher Freiheit.

¹⁷ Theodor W. Adorno: Parataxis. In ders.: *Noten zur Literatur*, Frankfurt a. M. 1974, 456.

Ihr entspricht der Aufbruch – und zwar einer, der nicht seinerseits an eine geographisch fixierbare Gegend zu binden wäre. Denn zum „Land des Homer“, in das sich ‚Die Wanderung‘ bewegt, heißt es in der Elegie zu Beginn der vorletzten Strophe: „Doch nicht zu bleiben gedenk ich.“ Es ist ein Aufbruch in den Raum wie die Freiheit der Einbildungskraft, den die Begründung des „Ich aber will“ benennt: „Denn sagen hört‘ ich / Noch heut in den Lüften / Frei sei’n, wie Schwalben, die Dichter.“ (MA, I, 337, v. 25–28) In diesem Raum der Einbildungskraft mischt sich, was bisweilen Heimat und manchmal oder meistens Exil heißt. Es mischt sich immer dann, wenn man sich ‚zurückgestoßen‘ findet (vgl. MA I, 339, v. 96; MA I, 336 f., v. 1–24).

Vom Gegenteil eines solchen Sich-zurückgestoßen-Findens ist in den beiden Elegien die Rede, in denen Hölderlin seiner Geburtsheimat sozusagen am nächsten gekommen ist – in ‚Heimkunft‘ und ‚Stutgard‘. So heißt es in ‚Heimkunft‘ emphatisch zur Ankunft in Lindau: „Freilich wohl! das Geburtsland ists, der Boden der Heimath; / Was du suchest, es ist nahe, begegnet dir schon.“ (MA I, 369, v. 55 f.)¹⁸ Doch gerade ‚Heimkunft‘ durchzieht gegen Ende ein durchaus melancholischer Ton, ein vernehmlicher Abstand, der nicht zuletzt auch den auf den Boden der Heimat Zurückgekehrten fremd bleiben lässt: „[...] saget, wie bring ich den Dank? / [...] / Herzen schlagen, und doch bleibet die Rede zurück?“ (MA I, 322, v. 98; v. 102) heißt es bereits in der Ersten Fassung. Der Erwartungsstau, dass die Heimat sich so heimatlich zeige, wie sie erinnert ist, bleibt in der Sequenz der Fragen – Wie kann ich sagen? Wie bringe ich den Dank? – unüberhörbar unaufgelöst. Der Wunsch, dass „beinahe die Sorge / Schon befriediget [...]“ sei, „die unter das Freudige kam“, ist nicht mehr als ein Appell.¹⁹

Darüber kann auch die emphatische Anrede „[...] o Fürstin der Heimath!“ (MA I, 386, v. 79) in der vorletzten Strophe von ‚Stutgard‘ nicht hinwegtäuschen:

*Glückliches Stutgard, nimm freundlich den Fremdling mir auf!
Immer hast du Gesang mit Flöten und Saiten gebilligt,*

¹⁸ ‚Heimkunft‘, FHA 6, 318.

¹⁹ FHA 6, 308 f. und 319; MA I, 371, v. 105 f.

*Wie ich glaub' und des Lieds kindlich Geschwätz und der Mühn
Süße Vergessenheit bei gegenwärtigem Geiste [.]*²⁰

Erneut findet sich die Verbindung der Heimat mit dem Fremdling und damit mit einer Erfahrungsgeschichte, die sich einem Abstandgewinnen verdankt – einem Abstand, der dann zum Exil wird, wenn er irreversible Trennung bedeutet. Erneut reflektiert sich in der Rede von Heimat der Erfahrungsraum einer Geschichte, von dem die heimatliche Natur zeugt und dem diese deshalb antwortet, weil sie nicht mehr auf etwas unmittelbar Naturgegebenes beschränkt erscheint.

„Aufzubrechen, wohin er will“: im Raum der Einbildungskraft sind Heimat und Fremde gleichursprünglich präsent. Präsent ist in dieser Gleichursprünglichkeit auch der Wunsch jenes Heimischseins, an das Hölderlin in 'Stutgard' appelliert und in der das Ich der Elegie sich gerne aufgehoben wissen möchte. Aufgehoben wissen möchte es sich in der Realpräsenz des „gemeinsamen Gottes“ (v. 31), die in „der Mühn / Süße Vergessenheit bei gegenwärtigem Geiste“ sich zugleich als Realantizipation des geschichtlich Erhofften verstehen lässt: der politischen Realisierung der Wirklichkeit eines gemeinsamen Geistes. Ohne die reale Allgemeinheit solchen Heimischseinkönnens ist der Zurückkehrende gerade auch nahe dem „lieben Geburtsort“ „vereinzelt“ (v. 92): „allein ja / Bin ich und niemand nimmt mir von der Stirne den Traum?“, heißt es in der Elegie gegen Ende.²¹

Traumbeschwerte Vereinzelung scheint der Preis für jene ‚Erfüllung‘, die Heimat als Rückkehr mit sich bringt. Muss so die Denkfigur, dass Heimat sich in einer Rückkehr erfülle, nicht zumindest modifiziert werden? Mit dieser Frage gelangen unsere Überlegungen zur nächsten Station – einer berühmten Verstrias aus Hölderlins später Überarbeitung von 'Brod und Wein'.

V „Eigen wird Lebendiges“

Die Verse, um die es geht, lauten: „Glaube, wer es geprüft! nemlich zu Hauß ist der Geist / Nicht im Anfang, nicht an der Quell. Ihn zehret

die Heimath. / Kolonien liebt, und tapfer Vergessen der Geist.“²² Es ist schwer, nach der Deutungsgeschichte, die diese Gnome hinter und sozusagen in sich hat, sich zu dieser Verstrias zu verhalten. Im Zusammenhang dieser Überlegungen kann es nur um einen kleinen Nachtrag zu dieser Diskussion gehen – gewissermaßen um die Semantik der Rede von Heimat, die Hölderlin hier in die Oberfläche ihres Gebrauchs hineinragen lässt.

Versteht man unter Heimat das Bleiben im Anfang und an der Quelle, im Ursprung – ein Bleiben, dem die Fremde des Exils das gleichsam definitorische Gegenteil bedeutet –, dann vernichtet solches Bleiben den sich so in selbstverschuldete Anhänglichkeit beschränkenden ‚Geist‘. „Zehren“, so lassen sich die Auskünfte im Grimm'schen Wörterbuch zusammenfassen, transportiert ein Verbraucht-, ein allmähliches Aufgebrauchtwerden.²³ Durch das Enjambement, das die Zeile „Nicht im Anfang, nicht an der Quell. Ihn zehret die Heimath.“ ergibt, wie durch die Wortreihung, die im „ihn“ den Geist als Akkusativobjekt voranstellt und die erste Silbe im „zehret“ stark betont sein lässt, macht Hölderlin das ostinat deutlich. Gleichwohl – oder gerade deswegen – geht es ihm um jene Erfahrungsbewegung, die den ‚Geist‘, d. h. uns und die Erfahrungswirklichkeit, die ein geschichtliches ‚Wir‘ jeweils ‚ist‘, „zu Hauß“ sein lässt. Als Bedingung der Wirklichkeit dieser Erfahrungsbewegung nennt die Elegie das „Kolonien liebt und tapfer Vergessen der Geist“. Kolonie ist der Name für die Pflanzstätte des Gemeingeistes, für den Dionysos steht – der Name für eine Verpflanzungsbewegung. Sie hatte Hölderlin am Ende der dritten Strophe angesprochen mit der Wendung: „Dorther kommt und da lachet verpflanzet, der Gott.“ (MA I, 375, v. 54) Es ist der dionysische Gemeingeist, der mit einem ‚Lachen‘ aus heimatlicher Selbstbeschränkung weggeführt und die Fremde gerade lieben lässt.

Was hier als Fremde geliebt wird, ist keine bloße Zwischenstation auf dem Rückweg in eine Heimat, die dann doch wieder nur Selbstbeschränkung bedeutet. Was als Fremde geliebt wird, schließt ein Abschiednehmen in sich, das um sich weiß und dadurch in sich behält, was

²² 'Brod und Wein' ('Die Nacht'), FHA Suppl. III, 36; FHA 6, 232, 262; MA I, 381 und 383, v. 152–154.

²³ Vgl. Art. „zehren“, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Leipzig 1889 [Nachdr. München 1984, Bd. 31], Sp. 468–470.

²⁰ 'Stutgard', FHA 6, 201; MA I, 386, v. 80–83.

²¹ FHA Suppl. III, 41; FHA 6, 193, 198, 201; MA I, 387, v. 105f.

es verlässt – es schließt das „tapfer Vergessen“ in sich. Tapfer Vergessen steht deshalb nicht für einen Löschvorgang, der Erinnern und den Weg tilgen würde, der einen jeweils ‚bis hierher‘ hat kommen lassen. Dieser Weg bleibt – man könnte sagen: natürlich – erinnert. Tapfer Vergessen bedeutet auf ihm ein ausdrückliches Sich-bewusst-Machen, dass Erinnern sich von dem, was erinnert wird, unterscheidet. Das genau trennt Erinnern von der Rückbindung an einen statisch (dem Erinnern vorgängig) gedachten Ursprung und verdeutlicht, was ‚den Geist zu Hause sein‘ lässt. Was es für dieses ‚zu Hause sein‘ braucht, wird schließlich an einer Überarbeitung deutlich, die Hölderlin in der dritten Strophe vorgenommen hat. Hieß es zunächst: „So komm! daß wir das Offene schauen, / Daß ein Eigenes wir suchen, so weit es auch ist.“ (MA I, 374, v. 41 f.), so heißt es nun: „So komm! daß wir das Offene schauen, / Daß Lebendiges wir suchen, so weit es auch ist.“ (MA I, 375, v. 41 f.)²⁴ Nicht der sich schließende Kreis, der zum Eigenen zurückkehrt, sondern eine Aufgeschlossenheit, die sich dem Lebendigen als dem Noch-nicht-Bestimmten öffnet, um sich von ihm bestimmen zu lassen, entspricht dem „Maas“, von dem Hölderlin sagt, dass es „immer bestehet“ (MA I, 374, v. 44 f.).²⁵

Ist damit die Fremde, die Pflanzstätte des Geistes seine eigentliche Heimat und die Überschrift ‚Heimat und Exil‘ zu einer pleonastischen Doppelung geworden? Das wäre der Fall, wenn man das Lebendige, von dem Hölderlin hier spricht, zum Gegensatz des Eigenen machte. Und das wäre der Fall, wenn man das Gelingen der Erfahrungsbewegung als garantiert unterstellt, die eben beschrieben wurde und auf die zu Beginn dieser Überlegungen mit dem Hinweis auf den Sinn, den Hegel der bestimmten Negation zugesprochen hat, angespielt wurde. Garantiert ist das Gelingen der Erfahrungsbewegung, die aus ‚heiligtrunkener Vergessenheit‘ das ‚tausendfach von Zunge zu Zunge‘ fliegende Wort und mit ihm die Heimat wechselseitigen Verstehens gönnt, aber gerade nicht.²⁶ Wäre sie dies – durch welche Ursprungsinstanz auch immer –, wäre das Sich-Versetzen in den Freiraum nicht nötig, der zwischen entschrän-

²⁴ Vgl. ‚Brod und Wein‘ (‘Die Nacht’), FHA Suppl. III, 32.

²⁵ Vgl. ebd.

²⁶ Vgl. ‚Brod und Wein‘, v. 65–68. Vgl. auch die Veränderungen, die Hölderlin in der späten Überarbeitung an den Versen 65–68 der Elegie vornimmt, vgl. FHA 6, 226, 249, 253, 259; FHA Suppl. III, 33.

kender Vergessenheit und behaltenlassendem Gedächtnis diesseits der Kartographierung der Erfahrungswelt in Heimat = Identität und Exil = Nichtidentität liegt. Solange die Heimat wechselseitigen Verstehens aber nichts dinglich Feststellbarem oder objektiv Gegebenem gleichkommt, sondern für einen „Geist“ steht, der „allem gemein und jedem eigen ist“, bedarf sie der sprachlichen Fassung.²⁷ ‚Alles‘ wird zur Gelegenheit der Sprachfindung – und Dichtung in einem sehr grundlegenden Sinn zur Gelegenheitsdichtung: so auch könnte man den Raum der sprachfinderischen Praxis, den Hölderlin seit der Rückkehr aus Bordeaux abschreitet, verstehen.²⁸

Ich greife ein Beispiel heraus. Auf Seite 73 des Homburger Foliohefts notiert Hölderlin – vermutlich als Überschrift – „Das Nächste Beste.“

Die „Staaren“ mit ihrem „Freudengeschrei“ in der „Gasgogne“ finden sich darunter notiert um einer Erfahrungsbewegung willen, die die „liebenswürdige Fremde“ wie das sich ‚auftuende Herz der Erde‘ und die unter ‚Sonntagstänzen‘ „Gastfreundlich[en] [...] Schwellen“ mit dem Spüren der „Heimath / [...] Auf feuchter Wiese der Charente“ (MA I, 420) verbindet.²⁹ Auf Seite 74 wendet sich das Wandern der Sinne dahin, „wo auf hoher Wiese die Wälder sind wohl an / Der bairischen Ebne. [...] Gebirg / Geht weit und streket, hinter Amberg sich und / Fränkischen Hügeln. Berühmt ist dieses. Umsonst nicht hat / [...] Einer [...] gerichtet das Gebirg / Heimatlich. [...]“ (MA I, 421).³⁰ Beispiele für das, was sich hier – mit dem Oberpfälzer Wald und der Fränkischen Schweiz – als heimatlich angesprochen findet, gibt es individuell, das heißt unendlich viele.

Die Frage ist, was solche Wahrnehmungsdaten von ihrem Erfahrensein her als Zeichen verstehen lässt, die es dem „Geist“ ermöglichen, „zu Hauß“ zu sein und eine „Heimath“ zu finden, die nicht mehr „zehret“ wie jene, die „im Anfang“ war, „an der Quell“. Ist ein solches Verstehen möglich, dann steht ‚Anfang‘ für ein Anfangen und ‚Quelle‘ für die Denkfigur, dass Ursprung nicht ein in sich zurückkehrendes Bei-sich-Bleiben, sondern ein Entspringen meint. Nicht dadurch, dass

²⁷ Vgl. ‚Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig ist ...‘, ThSch, 39.

²⁸ Vgl. den Vers, mit dem Hölderlin die zweite Strophe von ‚Blödigkeit‘ beginnt: „Was geschiehet, es sei alles gelegen dir!“ (MA I, 443).

²⁹ Vgl. FHA Suppl. III, 99; FHA 7, 346 f.

³⁰ Vgl. FHA Suppl. III, 100; FHA 7, 348 f.

das Entsprungene in sie zurückkehrt bzw. ‚zurückfließt‘ oder – „falsch anklebend“ – „an“ ihr bleibt, kommt zu sich, was Quelle bedeutet, sondern im Hervorgehen und durch das Hervorgehen des Unterschiedenen. Beide Arten des ‚Zu-sich-Kommens‘ sind als Formen der Rückkehr sowie – sind sie von Bewusstsein begleitet – einer wissenden Selbstbeziehung deutbar. Aber nur eine lässt für Hölderlin den Geist „zu Hauß“ sein – jene, für die gilt, dass sich gerade im Hervorgehen und in der Differenz des Verschiedenen, das heißt im Abstand von der ursprünglichen Heimat wirklich zeigt, was Ursprung – und Heimat – als ‚Quelle‘ bedeutet.

Für das Verständnis dieses ‚Zu-Haus-Sein‘ des Geistes dürfte das „philosophische Licht“ ins Spiel kommen, von dem Hölderlin nach der Rückkehr aus Bordeaux an Böhlendorff schrieb.

Die Aufforderung, mit der Hölderlin das „Nemlich zu Hauß ist der Geist / Nicht im Anfang“ einleitet: „Glaube, wer es geprüft!“, legt den expliziten Rekurs auf philosophische Begrifflichkeit ebenfalls nahe: ‚Prüfen‘ ist die Bedingung der Möglichkeit jenes Für-wahr-Haltens, das Glauben meint – genau in diesem methodischen Sinn hatte Hölderlin im April 1795 in einem Brief an den Bruder bekannt, dass er „durch Studium der Kantischen Philosophie gewöhnt war, zu prüfen, ehe ich annahm.“ (MA II, 579) Was heißt das für jenes Aufklärungsgeschehen, das den Geist mit seiner – uns mit unserer – Erfahrungsgeschichte in einer Weise zusammenschließt, die in Übereinstimmung mit ihr und gar versöhnt mit dieser Erfahrungsgeschichte sein lässt?

Im Brief an Böhlendorff spricht Hölderlin die „heimatliche Natur“ an, zählt die Kräfte auf, die sich in ihrer „Ansicht“ einer zu entziffernden Schrift gleich zeigen, und schließt die Aufzählung dessen, was hier an der Natur so charakteristisch erscheint, dass es erfahrungsgesättigt bedeutend wird, mit der Bemerkung: „das philosophische Licht um mein Fenster ist jetzt meine Freude; daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hierher!“ (MA II, 921 f.) Damit appelliert er an die Form eines erinnernden Selbstbezugs, die es einem ermöglicht, sich zustimmend zum bisherigen Lebensweg zu verhalten, und die es einem zugleich erlaubt, das eigene Herkommen zu behalten.

Der logischen Form nach handelt es sich bei diesem Behalten – dem Appell an ein Behaltenkönnen wie Behaltenwollen – um einen

erkennenden Rückbezug, in dem Einheit (Identität) dadurch konstituiert wird, dass das Verschiedene als aus einem ursprünglich Einen hervorgegangen gedacht wird und sich mit ihm im Erkennen seines Hervorgehens wieder vermittelt. Das ist die klassische Denkfigur, dass eine ‚ursprüngliche Einigkeit aus sich herausgeht, um aus der äußersten Spannung der Entgegensetzung wieder in sich selbst zurückzugehen‘ – so reformuliert sie Hölderlin in einem (vermutlich im Sommer 1800 entstandenen) theoretischen Fragment.³¹

‚Klassisch‘ ist dieses Selbstentzweigungs- bzw. Vermittlungstheorem, weil die Denkfigur ‚Ursprünglich Eines / Einigkeit, Hervorgang / Differenz, erkennender Rückbezug‘ eine fast wörtliche Übersetzung der neuplatonischen Triade *monē – proodos – epistrophē* darstellt, die seit Proklos und dessen christlicher Adaptation bei Dionysius Pseudo-Areopagita über Johannes Scottus Eriugena, Eckhart von Hochheim und Nikolaus von Kues in die Neuzeit tradiert wurde und insbesondere auch in der Formierungsphase des Deutschen Idealismus signifikante Bedeutung hatte.

Hölderlin hat hier von Anbeginn eine eigenständige Position inne. So schreibt er im Februar 1796 Immanuel Niethammer von seiner Absicht, Schillers ‚Briefen über die ästhetische Erziehung‘ eigene – „Neue Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ – entgegenzusetzen und schließt dieser Ansage philosophischer Briefe folgenden Bericht an:

Schelling, den ich vor meiner Abreise sah, ist froh, in Deinem Journal mitzuarbeiten und durch Dich in die gelehrte Welt eingeführt zu werden. Wir sprachen nicht immer accordirend miteinander, aber wir waren uns einig, daß neue Ideen am deutlichsten in der Briefform dargestellt werden können. (MA II, 615)

Das Nicht-Akkordieren – deutlicher gesagt: der Dissens, der Hölderlin mit Schelling hatte ‚zanken‘ lassen³² – dürfte einen Anlass darin gehabt haben, wie die ‚Rückkehr‘ zu verstehen ist, qua der die Verschiedenen – das empirische Datum der Formen von Entzweigung – mit dem Einheitsgrund, aus dem das Entzweite als hervorgegangen gedacht wird, sich vermittelt bzw. zu vermitteln ist. Der Dissens betrifft nicht die Denk-

³¹ Vgl. ‚Das lyrische dem Schein nach idealische Gedicht‘, ThSch, 71 f.

³² Vgl. Brief an die Mutter vom 1. September 1798, MA II, 698.

figur selbst. Denn dass Vermittlung so gedacht werden muss, dass aus einem Ursprünglich-Einen (als Erstem) die Differenz des Verschiedenen (als Zweites) hervorgeht und in der Erkenntnis des Hervorgegangenseins (als Drittem) die Vermittlung des Verschiedenen mit dem Einen besteht und in der Form erkennenden Rückbezugs (der *epistrophē*) sich vollzieht: darin besteht Übereinkunft. In der „Vorrede zur Vorletzten Fassung“ des ‚Hyperion‘ hat Hölderlin diese Denkfigur mit der Rede von der „exzentrischen Bahn“ (MA I, 558), die wir alle durchliefen, in ebenso emphatische wie oft zitierte Worte gefasst. Aber schon an dieser Vorrede fällt auf, dass Hölderlin den erkennenden Rückbezug des Verschiedenen auf das Eine im Wissen um das Verlorenhaben und Vergangensein der „seeligen Einigkeit“ gründen lässt. Er denkt ihn nicht als Rückkehr zu ihr, die das Verschiedene revoziert oder gar dessen „Zer-nichtung“ postuliert – wie Schelling in der fraglichen Zeit.³³ Sein Dis-sens Schelling gegenüber rührt daher, *wie* der erkennende Rückbezug – bezogen auf den ‚Geist‘: die wissende Selbstbeziehung – zu denken ist. Hier besteht eine Option darin, dass die Vermittlung des aus dem Einen hervorgegangenen und von ihm sich unterschieden habenden Vielen in dessen rückkehrendem Verschwinden besteht. Das ist Schellings „Zer-nichtung“: Was Differenz bedeutet, wird rückgängig gemacht. Dem hält Hölderlin entgegen: „Die Weisen aber, die nur mit dem Geiste, nur allgemein unterscheiden, eilen schnell wieder ins reine Seyn zurück, und fallen in eine um so größere Indifferenz, weil sie hinlänglich unterschieden zu haben glauben, und die Nichtentgegensetzung, auf die sie zurück-gekommen sind, für eine ewige nehmen. Sie haben ihre Natur mit dem untersten Grade der Wirklichkeit, mit dem Schatten der Wirklichkeit [...] getäuscht [...].“³⁴ Die andere Option besteht darin, dass gerade *im* Hervorgehen des Verschiedenen sich wirklich zeigt, was als ursprüng-lich Eines – als „Seyn im einzigen Sinne des Wortes“ – gedacht wird bzw. zu denken ist, solange es Verschiedenes gibt. Die ‚Vermittlung‘ ist hier der sich begreifende Prozess des Differenz setzenden Erscheinens selbst. Das ist die Option Hölderlins. Er deutet die *epistrophē* nicht als Regression, sondern als Selbstverhältnis sich differenzierenden und in seinem Verschiedensein sich erinnernden Hervorgehens. Eine Notiz auf

³³ Vgl. F.W.J. Schelling: Vom Ich als Princip der Philosophie. In: Schriften von 1794–1798, Darmstadt 1975, 80.

³⁴ Vgl. ‚Die Weisen aber ...‘, ThSch, 16.

Seite 66 des Homburger Foliohefts bringt die Option, der Hölderlin folgt, auf den Punkt: „Unterschiedenes ist / gut. Ein jeder // und es hat / Ein jeder das Seine.“ (FHA Suppl. III, 92)

Nun ist in der Triade *monē – proodos – epistrophē* die *epistrophē* auch als Rückkehr des Geistes in seine ursprüngliche ‚Heimat‘ verstan-den worden. Die Option, der Hölderlin in der Auffassung des ‚Dritten‘ in der und für die ‚Verfahrungsweise des poetischen Geistes‘ folgt, schließt damit auch eine Auffassung dessen ein, was Heimat des Geistes als wissende Selbstbeziehung bedeutet. Das „philosophische Licht“, das er im Brief an Böhlendorff in Anspruch nahm, reflektiert die Bedin-gungen der Wirklichkeit, dass „eigen wird [...] / Lebendiges, und es fin-det eine Heimath / Der Geist.“ Das steht – entwurfsweise notiert – auf Seite 91 des Homburger Foliohefts unter der Überschrift „Mnemosyne“ (FHA Suppl. III, 117).

Damit kommen diese Überlegungen zu ihrem Schluss. Dass ‚eigen‘ werde ‚Lebendiges‘: damit ist offenkundig eine Erfahrungsbewegung angesprochen, die sich dann erfüllt, wenn es dem ‚Geist‘ gelingt, sich im Anderen und ihm gegenüber Fremden wiederzufinden, ohne dass dies heißt, dass er dieses Fremde sich dadurch oder er sich dem Fremden gleichgemacht hat. Das Gelingen dieser Erfahrungsbewegung *ist* Geist, erinnert wird sie als Heimat. Bezogen auf den Untertitel unserer Über-legungen heißt das: Nicht die Differenz zwischen Heimat und Exil gilt es zu überwinden, sondern die trostlose Ausweglosigkeit, die sie zu einem Gegensatz macht.

VI Vom Erinnern

Der Borniertheit, die Heimat mit einem geographisch begrenzten Raum verwechselt, hatte Hölderlin den Ausruf entgegengesetzt: „Ich aber will dem Kaukasos zu!“ (MA, I, 337, v. 25) In der Überarbeitung von ‚Brod und Wein‘ hatte er gefordert: „So komm! daß wir das Offene schauen, / Daß Lebendiges wir suchen, so weit es auch ist.“ (MA I, 375, v. 41 f.) ‚So weit es auch ist‘: es ist die Fremde in ihrem irreduziblen Anderssein, die es dem ‚Geist‘ ermöglicht, die Identität eines Bleibenskönnens und das heißt Heimat zu finden.

In der Arbeit an ‚Mnemosyne‘ ergänzt Hölderlin die so ange-

sprochene Erfahrungsbewegung durch eine Gelingensbedingung: eigen werde Lebendiges und es finde eine Heimat der Geist, wenn sich „Zur Erde neiget der Beste“ (MA I, 436, v. 7). Gleichgültig, welchen mythologischen Kontext man hier bemüht: mit dem Sich-Neigen ist von einer inversen Form des Transzendierens die Rede – von einer Deszendenz und Herabneigung des Gottes oder des Göttlichen zur Erde, die den Geist, das heißt uns, mit der Deutung unserer Erfahrungswirklichkeit einheimisch werden lässt in dem, was wir erinnert und zu erinnern haben. ‚Erde‘ mag hier als Inbegriff für jenes nichtidentisch Sinnliche stehen, das intelligibles Tun nicht aus sich heraus vermag und das es als das Andere seiner selbst anerkennen sollte. Tut es das nicht, bildet sich ein „Streit“. Die Deszendenz des ‚Besten‘ situiert die Überwindung dieses Streites im Erfahrungsbereich des sich sinnlich (irdisch) Zeigenden selbst. Am Sich-Zuneigen der „Sphäre“, die „höher ist, als die des Menschen“ (MA III, 141) – so hatte Hölderlin in einer Randnotiz zu ‚Wie wenn am Feiertage ...‘ definiert, worauf sich die Rede von Gott richtet³⁵ –, erfährt jenes Wiederfinden und dankende Zustimmung eine Entsprechung, das Heimat meint und zum Wunsch werden lässt, es möge sein, was hier erinnert erscheint.

Nun hat Hölderlin in der Verssequenz „eigen wird dann / Lebendiges, und es findet eine Heimath / Der Geist“ „eigen“, „dann“ und „und es findet eine Heimath“ gestrichen.³⁶ Das heißt aber nicht, dass in der Arbeit am Gesang der Mnemosyne an Bedeutung verliert, was mit dem Wort ‚Heimat‘ angesprochen wie erinnert wird. Vielmehr findet eine Transformation statt: Was ein Substantiv war, wandert als prädikativ gebrauchtes Adjektiv in die Strophe von ‚Mnemosyne‘, die mit der Frage „wie aber liebes?“ beginnt: „[...] Sonnenschein / Am Boden sehen wir und trokenen Staub / Und heimatlich die Schatten der Wälder [...]“. (FHA Suppl. III, 117) Heimat erscheint nicht mehr als festzustellendes oder gegebenenfalls zu erreichendes (substantivisches) Objekt. Heimatlich ist nur noch das Sehen, in dem ‚die Schatten der Wälder‘ uns so erscheinen. Doch stimmt das eben gesagte ‚nur noch‘? Macht es nicht vielmehr guten Sinn, Heimat nicht substantivisch, sondern in adjektivischer Bedeutung zu gebrauchen?

³⁵ Stuttgarter Foliobuch, Bl. 17^a, vgl. FHA Suppl. II, 63.

³⁶ Vgl. FHA Suppl. III das Faks. von S. 91 des Homburger Foliohefts und ebd., 117.

Heimat nicht als Substantiv – nicht als Subjekt, von dem (bzw. als Objekt, über das) Aussagen gemacht werden –, sondern als etwas zu verstehen, was in Aussagen prädiert erscheint, das heißt, sich in Aussagen beweist oder sich widerlegt findet, würde auch gut zur inneren Affinität passen, die zwischen dem Erfahrungsbereich, der sich in der Rede von Heimat und Exil reflektiert findet, und dem Sinn der Erinnerung besteht. So wenig sich Heimat in einem identifizierbaren Objekt erschöpft, so sehr ist Erinnern (als Vermögen) miss- (vielleicht sollte man besser sagen: ‚unter‘-) verstanden, wenn man meint, es mit dem, was jeweils erinnert wird, hinreichend erklärt zu haben oder erklären zu können. Es dürfte eine von Hölderlins ursprünglichen Einsichten sein – eine zugleich für seine Auffassung ‚freier Kunstmachung‘ irreversible –, dass Erinnern weder als allein reproduktive ‚Verinnerlichung‘ ursprünglich oder prämemorial gegebener Daten noch als Rückbindung an Vergangenes wirklich verstanden ist. Eine zweistellige Logik wird dem nicht rückbindend-repräsentativen, sondern hervorbringend-produktiven Sinn, den das Vermögen der Erinnerung hat, nicht gerecht. Vielmehr gilt es zu differenzieren zwischen dem, worauf sich Erinnern in seiner Realitätshaltigkeit bezieht (dem *Erinnerten*, mit dem es üblicherweise identifiziert wird) – dem Akt des *Erinnerns* selbst, der mit seinen Gegenständen nicht zusammenfällt, also nicht erfahrungsabgeleitet, sondern erfahrungskonstitutiv ist – wie schließlich jenem ‚Erinnern des *Erinnerns*‘, in dem wir begreifen, dass die *Erinnerung* eine nicht vergangenheitsgebundene, sondern gegenwärtigkeitsorientierte Relation bedeutet, die ihrerseits reproduziert werden will und deshalb der Übersetzung in Formen der Äußerung – d. h. der Sprachwerdung freier Kunstmachung – bedarf. Gelingt diese, dann findet sich reproduziert, was realiter noch nicht ist oder ‚nur‘ erinnert erscheint.

Gibt es eine strukturelle Affinität zwischen diesen Akten der Sprachfindung als Nachahmung von etwas, was noch nicht ist, und der Rede von Heimat, so dass Heimat mit dem Sinn zu tun hat, den Erinnern hat, wie dem, der sie ist?

Für die Beantwortung dieser Frage wie für den Sinn der Erinnerung ist ein Zusammenhang von Bedeutung, auf dessen Natur Hölderlin verschiedentlich hinweist und der zunächst paradox erscheint. Dieser Zusammenhang ist der zwischen Erinnern und Vergessen. Weil jene Erfahrungsbewegung, die Geist heißt, „nicht im Anfang, nicht an der

Quell“ sich erfüllt, bedarf sie der ausdrücklichen Wahrnehmung, dass wirkliches Erinnern ohne den wissenden Abstand von dem, was erinnert wird, nicht möglich ist. Es schließt, anders gesagt, Vergessen in sich. Erinnernd wissen wir, dass das, was wir erinnern, vom Erinnern selbst unterschieden ist – ohne diese Differenz, dieses reale Verschiedensein wäre Erinnern nicht nur nicht notwendig, sondern buchstäblich sinnlos.

Vergessen als Bedingung der Möglichkeit der Erinnerung? – das klingt nur dann paradox, wenn man – wie seit Platon üblich – Erinnern mit einem Speichervorgang gleichsetzt, dem Vergessen als gleichsam symmetrische Löschaktion gegenüberstehe.³⁷ Diese Gleichsetzung identifiziert Erinnern mit dem, was erinnert wird, beschränkt es auf einen sekundären Akt der Aufbewahrung wie der Reproduktion primär gegebener Eindrücke und denkt es als Rückbindung an vormemorial gegebene Ursprünge. Im Unterschied zu Hegel hat Hölderlin an seiner ursprünglichen Einsicht festgehalten, dass Erinnern weder mit seinen Gegenständen zusammenfällt noch sich im erkennenden Rückbezug des Denkens auf sich selbst erschöpft. Die Forderung, „eine Erinnerung zu haben“, gilt nicht der dauernden oder ununterbrochenen Präsenz des Erinnerten. Eine solche käme vielmehr traumatischem Nicht-Vergessen gleich. Die Forderung, „eine Erinnerung zu haben“, beruht stattdessen auf der Einsicht, dass die Gegenwärtigkeit des zu Erinnernden wie des Erinnerns selbst vorübergeht bzw. unterbrochen wird. Das implizite Bewussthaben dieses Unterbrochenseins, das Vergessen bezeichnet, gehört zum Erinnern. Erinnern müssen wir, weil wir vergessen. Deshalb ist es ein nie nur reproduktiver, sondern immer zugleich produktiver Akt. Für das ‚Sich-gegenwärtig-Bleiben‘, das Hölderlin als „Identität der Begeisterung“ und als „göttlichen Moment“ begreift, ist insofern Vergessen als integrales Moment der Erfahrungsbewegung des Geistes konstitutiv.³⁸ Gehört das implizite Begreifen dieser Bedeutung des Vergessens für den Sinn, den Erinnern hat, wie den, der es ist, jenem philosophischen Licht zu, von dem Hölderlin Böhlendorff schreibt, „daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hierher [...]“?

Wenn, dann ist die Erfahrungsbewegung, die den Geist eine Heimat finden lässt, das wirkliche Subjekt der Erinnerung. Freilich ist dies ein Subjekt, das immer von neuem zu erinnern antreibt und zugleich die

³⁷ Vgl. Platon: Phaidon 75d.

³⁸ Vgl. ‚Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig ist ...‘, ThSch, 49.

Wehmut erklärt, die jedes Erinnern durchzieht. Die Notiz „Und niemand weiß“ als Subtext zur Überschrift „Heimath“ verweist so auf die Bestimmung, die Hölderlin am Schluss des Homburger Foliohefts in der ‚Früchtestrophe‘ von ‚Mnemosyne‘ sagen lässt: „[...] Und immer / Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht.“ Der Wunsch, ungebunden und frei zu sein wie die Schwalben, aber gehört mit dem, gelebte Zeit möge sich zu einem Sinnnganzen zusammenfinden und dergestalt behalten lassen, zusammen. Beide münden gleichnotwendig in die Forderung: „Vieles aber ist / Zu behalten. Und Noth die Treue.“ Treue ist praktiziertes – rückwärts sowohl wie vorwärts sehendes – Erinnern.³⁹ Gelingt es, diese Praxis in Formen der Äußerung zu übersetzen, findet sich nachgeahmt, worauf das „Und niemand weiß“ bezüglich „Heimath“ referiert.

Epilog

Sehe ich recht, taucht Heimat – sei es nun als Substantiv oder adjektivisch gebraucht – in den Dichtungen nach 1806 nicht mehr auf. An die Stelle des sie erinnernden Suchens tritt meist die beschworene Unge-störtheit von Natur – ich sage meist, weil gelegentlich das Subjekt jenes Suchens noch nachzittert, so wenn in ‚Der Mensch‘ davon die Rede ist, dass „ausgezeichnet sich der Mensch zum Reste neiget, / Von der Natur getrennt und unbeneidet.“⁴⁰ Was Hölderlin hier, in der Rolle des un-beteiligten Beobachters als ungestörtes Getrenntsein beschwört, scheint kein Exil und keine beneidete Heimat mehr erfahren haben zu wollen.

³⁹ Vgl. FHA Suppl. III, 116: „Vieles aber ist / Zu behalten. Und Noth die Treue. / Vorwärts aber und rückwärts wollen wir / Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie / Auf schwankem Kahne der See.“

⁴⁰ ‚Der Mensch‘ (mit Scardanelli unterzeichnet), MA I, 932.

Hölderlins Orientkonzepte und der deutsche Orientalismus um 1800

Von

Dieter Burdorf

Es sind weniger die vollendeten Dichtungen Hölderlins, die großen Bögen der Oden, Elegien und Hymnen oder die komplexe Erzählstruktur des 'Hyperion', die uns immer wieder zu diesem Autor zurückkehren lassen, sondern vielmehr einzelne Sätze, Wendungen oder sogar nur Wörter, die aus dem Textzusammenhang, in dem sie stehen, herausstechen. Diese Textelemente, die damit zu Bruchstücken werden, haben so gar nichts von ‚Geflügelten Worten‘, die das zu bestätigen scheinen, was wir ohnehin schon zu wissen glauben, und es nur auf vermeintlich schöne Weise noch einmal ausdrücken. Nein, diese Bruchstücke aus Hölderlins Texten springen uns bei der ersten Lektüre durch ihre Befremdlichkeit und Rätselhaftigkeit geradezu entgegen, sie lassen uns nicht mehr los und werden beim wiederholten Lesen nicht vertrauter, sondern immer enigmatischer. Peter Szondi hat die Funktionsweise dieser Hölderlin-Bruchstücke 1967 zur Sprache gebracht, indem er die Wendung „Unterschiedenes ist / gut.“ (MA I, 410) aus dem Homburger Folioheft zum Motto seiner 'Hölderlin-Studien' machte.¹ Möglich ist diese Isolation der Einzelstellen durch Hölderlins Verfahren der poetischen 'Parataxis', der unverbundenen Nebeneinanderstellung von Gleichwertigem, wie es Theodor W. Adorno in seinem gleichnamigen Vortrag auf der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft 1963 beschrieben und mit Hölderlins eigener Forderung einer „Inversion der Perioden selbst“ (MA II, 57) im dichterischen Text begründet hat.²

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 88–114.

¹ Peter Szondi: Hölderlin-Studien. Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis, Frankfurt a.M. 1977, 5. Zitiert wird nach Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe [Münchner Ausgabe = MA], hrsg. von Michael Knaupp, 3 Bde., München/Wien 1992–1993.

² Theodor W. Adorno: Parataxis. Zur späten Lyrik Hölderlins. In ders.:

Einer dieser Sätze, die aus ihrem Zusammenhang herauspringen und uns in ihrer Rätselhaftigkeit nicht loslassen, steht in dem ersten der vier überlieferten Briefe Hölderlins an den Verleger Friedrich Wilmans aus den Jahren 1803 und 1804, die alle der Arbeit am Satz und an der Drucklegung der von Hölderlin übertragenen beiden Tragödien des Sophokles sowie an einigen geplanten Gedichtpublikationen gewidmet, also Geschäftskorrespondenz sind und doch neben einem Brief an Leo von Seckendorf vom März 1804 (MA II, 928 f.) sowie den 'Anmerkungen' zu den beiden Tragödienübersetzungen³ die einzigen Dokumente von Hölderlins später Poetik der Jahre 1803 bis 1806 bilden.

Der Brief ist am 28. September 1803 geschrieben und reagiert auf den „gütigen Antheil“ (MA II, 924), den Wilmans an den zuvor übersandten Übertragungen des 'König Ödipus' und der 'Antigone' genommen habe. In einem einzigen Satz, der zudem für sich allein einen Absatz bildet, umreißt Hölderlin, worauf er mit seiner Übersetzung zielte und was er in einer nicht realisierten „Einleitung zu den Tragödien“ auszuführen verspricht:

Ich hoffe, die griechische Kunst, die uns fremd ist, durch Nationalkonvenienz und Fehler, mit denen sie sich immer herum beholfen hat, dadurch lebendiger, als gewöhnlich dem Publikum darzustellen, daß ich das Orientalische, das sie verläugnet hat, mehr heraushebe, und ihren Kunstfehler, wo er vorkommt, verbessere. (MA II, 925)

Was soll das heißen? Dass die Kunst in verschiedenen Zeiten und Räumen unterschiedlichen Normensystemen folgt (Hölderlin nennt es hier „Nationalkonvenienz“), diesen gegen Johann Joachim Winckelmanns Forderung einer „Nachahmung der Alten“⁴ durch die Modernen gerichteten Gedanken kennen wir – nicht aber der Adressat Wilmans –

Gesammelte Schriften, hrsg. von Rolf Tiedemann u. a., Bd. 11, Frankfurt a. M. 1974, 447–491; 476.

³ Vgl. Monika Kasper: „Das Gesetz von allen der König“. Hölderlins 'Anmerkungen zum Oedipus' und zur 'Antigone', Würzburg 2000. – Bernhard Böschstein: Sophokles-Anmerkungen. In: Hölderlin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hrsg. von Johann Kreuzer, Stuttgart/Weimar 2002, 247–253.

⁴ Johann Joachim Winckelmann: Gedancken über die Nachahmung der Griechischen Werke in der Mahlerey und Bildhauer-Kunst [1755]. In: Bibliothek der Kunstliteratur in 4 Bdn., Bd. 2: Frühklassizismus. Position und Opposition: Winckelmann, Mengs, Heinse, hrsg. von Helmut Pfotenhauer, Markus

schon aus Hölderlins beiden Briefen an seinen Freund Casimir Ulrich Böhlendorff vom 4. Dezember 1801 und vom November 1802 (MA II, 912–914 und 920–922).⁵ Neu aber ist die Behauptung, die Griechen hätten aufgrund ihrer kulturgeschichtlichen Stellung systematisch „Fehler“, „Kunstfehler“ gemacht; ihre Kunst wirke dadurch für ein modernes Publikum nicht hinreichend ‚lebendig‘. Der Grundfehler aber, den die Griechen – und gemeint ist damit im Zusammenhang dieses Briefes zunächst Sophokles – begangen hätten, sei gewesen, dass sie „das Orientalische [...] verläugnet“ hätten; es müsse daher in der Übersetzung ‚mehr herausgehoben‘ werden. Das „Orientalische“, so kann man daraus schließen, gehört in Kunstwerke, zumindest in griechische Kunstwerke, hinein, und wenn man es auszuschließen versucht, so rächt sich das durch Fehlerhaftigkeit und Leblosigkeit der Kunstprodukte. Damit setzt sich Hölderlin gegenüber dem Verleger sicherlich auch von gleichzeitig in Arbeit befindlichen konkurrierenden Übersetzungen ab, erschienen doch im selben Jahr 1804 neben derjenigen von Hölderlin auch Sophokles-Übersetzungen von Friedrich Ast, Gottfried Fähse und Karl Wilhelm Ferdinand Solger. Doch ausdrücklich wird die Fehlerhaftigkeit der griechischen Kunst selbst, nicht den Übersetzungen der Sophokles-Tragödien (etwa der 1787 veröffentlichten Übertragung durch Christian Graf von Stolberg) zugeschrieben.

Was ist nun das „Orientalische“, das Sophokles fälschlich verleugnet habe? Hölderlin sagt es hier und auch an anderer Stelle nicht. Aber es lohnt sich, danach zu forschen, denn wenn wir es wüssten, könnten wir genauer sagen, wodurch sich aus Hölderlins Sicht die moderne Kunst, zu der er auch die Übersetzungen antiker Literatur zählt, von ihren griechischen Vorbildern zu unterscheiden habe, wenn sie etwas Eigenständiges erreichen will. Wir würden damit auch besser verstehen, was Hölderlin mit seinen in der zeitgenössischen Rezeption fast einhellig als Produkte eines „Narren“⁶ gescholtenen Sophokles-Übersetzungen er-

Bernauer und Norbert Miller unter Mitarbeit von Thomas Franke, Frankfurt a. M. 1995, 11–50; 14.

⁵ Vgl. Dieter Burdorf: Friedrich Hölderlin, München 2011, 33–38.

⁶ Heinrich Voß der Jüngere: Brief an Karl Wilhelm Ferdinand Solger vom 10. Oktober 1804; Hölderlin. Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe [StA], hrsg. von Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, 8 in 15 Bdn., Stuttgart 1943–1985; hier StA VII 2, 303.

reichen wollte, indem er ihnen ein Mixtum des ‚Orientalischen‘ beigab, dessen die Originale ermangelten.

Um diesen Begriff des ‚Orientalischen‘ in Hölderlins später Poetik schärfer zu fassen, müssen wir zwei Voraussetzungen schaffen: Wir müssen *erstens* danach fragen, welche Bedeutungen das Wort- und Begriffsfeld des ‚Orient‘ und des ‚Orientalischen‘, insbesondere in den zeitgenössischen Diskursen des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts, hat; und wir müssen *zweitens* zu klären versuchen, wie Hölderlin selbst diese Begriffe benutzt hat. Die Forschungen von Helmut Mottel,⁷ Alexander Honold⁸ und Eva Kocziszky haben dafür wichtige Grundlagen gelegt.⁹ Zu Recht weist Kocziszky darauf hin, dass es „den Orient“ als ein geschlossenes Kulturkonzept in der Einzahl bei Hölderlin überhaupt nicht gibt.¹⁰ Es ist demnach eine Mehrzahl von Begriffsverwendungen zu rekonstruieren, nicht nur in zeitgenössischen Texten, auf die Hölderlin nachweislich zurückgegriffen hat (etwa von Winkelmann und Herder), sondern auch in weiteren Darstellungen, die den Wissensstand und die Sprachpraxis seiner Zeit repräsentieren und resümieren. In einem weiteren Schritt ist Hölderlins Bild vom Orient zu skizzieren, bevor wir abschließend auf den fraglichen Satz aus dem Brief an Wilmans zurückkommen und ihn in den Kontext von Hölderlins Spätwerk setzen können.

⁷ Helmut Mottel: „Apoll envers terre“. Hölderlins mythopoetische Weltentwürfe, Würzburg 1998.

⁸ Alexander Honold: Hölderlins Orientierung. Poetische Markierungen eines kulturgeographischen Richtungssinns. In: „Die andere Stimme“. Das Fremde in der Kultur der Moderne, hrsg. von dems. und Manuel Köppen, Köln/Weimar/Wien 1999, 99–121. – Ders.: Nach Olympia. Hölderlin und die Erfindung der Antike, Berlin 2002. – Ders.: Hölderlins Kalender. Astronomie und Revolution um 1800, Berlin 2005[a]. – Ders.: Ströme, Züge, Richtungen. Wandern und Wanderungen bei Hölderlin. In: Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext, hrsg. von Hartmut Böhme, Stuttgart/Weimar 2005[b], 433–455.

⁹ Vgl. auch den nicht unproblematischen, aber anregenden älteren Essay von Rudolf Pannwitz: Hölderlins Erdkarte [1951]. In: Hölderlin. Beiträge zu seinem Verständnis in unserem Jahrhundert, hrsg. von Alfred Kellertat, Tübingen 1961, 276–286.

¹⁰ Eva Kocziszky: Orientalische Kulturräume bei Hölderlin: Kleinasien, Ägypten, Arabien. In: Recherches germaniques 36, 2006, 23–57; 24. – Vgl. dies.: Hölderlins Orient, Würzburg 2009, 123.

Das lateinische *oriens* ist das Partizip Präsens von *orior* (sich erheben, erscheinen, aufgehen, sichtbar werden); *sol oriens* ist demnach die aufgehende Sonne oder metonymisch auch die Richtung, in der diese zu sehen ist, der Osten.¹¹ Komplementär steht dieser der *sol occidentis*, die untergehende Sonne, der Westen, gegenüber.¹² Das Wort findet sich schon im Mittelhochdeutschen als *ôrient* oder *ôrjent* und ist daher auch ins Grimm'sche Wörterbuch aufgenommen worden.¹³ Näher am zeitgenössischen Gebrauch ist das von Karl Philipp Moritz begründete 'Grammatische Wörterbuch der deutschen Sprache'. In dessen drittem, von Balthasar Stenzel 1797 herausgegebenem Band heißt es unter dem Lemma ‚Orient‘:

Dies lateinische Wort bezeichnet die Gegend, wo die Sonne aufgehet. In dieser Bedeutung ist es schon nicht mehr gebräuchlich, man sagt dafür der Morgen. Gewöhnlicher ist es, die Länder damit zu benennen, welche Europa zu nächst gegen Morgen liegen, also *Morgenländer* [...].¹⁴

¹¹ Diesen Wortgebrauch finden wir schon in Vergils 'Aeneis' 5, v. 739: „et me saevus equis Oriens adflavit anhelis“; in der Übersetzung von Voß: „Ja, und der grausame Morgen mit schnaubendem Sonnengespann haucht.“ Des Publius Virgilius Maro Werke von Johann Heinrich Voß, 2., verbesserte Auflage, Braunschweig 1821, Bd. 2, 331.

¹² Sehr nützlich ist der Artikel von Helmut Hühn: Westen; Okzident [I]. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie, hrsg. von Joachim Ritter, Karlfried Gründer, Gottfried Gabriel u. a., Bd. 12, Darmstadt 2004, Sp. 661–668. Hühn zeigt auf, dass der Gegensatz ‚Westen – Osten‘ seit der frühen Antike überlagert wird von den benachbarten Dichotomien ‚Hellenen – Barbaren‘ und ‚Europa – Asien‘ (ebd., Sp. 661).

¹³ Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, Bd. 7, bearb. von Matthias von Lexer, Leipzig 1889 [Nachdr. München 1999, Bd. 13], Sp. 1345 f.

¹⁴ Karl Philipp Moritz: Grammatisches Wörterbuch der deutschen Sprache, fortgesetzt von Balthasar Stenzel, Bd. 3, Berlin 1797 [Nachdr. Hildesheim/Zürich/New York 1996], 102. – Ganz ähnlich Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber des Oberdeutschen. 2., vermehrte und verbesserte Aufl., Bd. 3, Leipzig 1798 [Nachdr. Hildesheim/Zürich/New York 1990], Sp. 615.

Aus heutiger Sicht muss diese Diagnose umgekehrt werden: Im Verlauf des 19. Jahrhunderts setzte sich eher die Bezeichnung ‚Orient‘ gegen das konkurrierende deutsche Wort ‚Morgenland‘ durch. Seit Ende des 20. Jahrhunderts müssen beide als verpönt gelten: Die Wirkung, die von Edward W. Saids 1978 erschienenem Buch 'Orientalism' ausgeht, einer Generalabrechnung mit dem europäischen, insbesondere dem britischen und französischen, Bild der arabischen und vorderasiatischen Länder und Kulturen, kann gar nicht überschätzt werden.¹⁵ An polemischer Verve wird Said noch durch den amerikanischen Germanisten Todd Kontje übertroffen, der in seinem Buch 'German Orientalisms' von 2004 eine direkte Linie vom „Romantic Orientalism“ eines Herder und Novalis zum „Fascist Orientalism“ des 20. Jahrhunderts zieht; allein Goethe wird (wie bei Said) in ein etwas milderer Licht gestellt.¹⁶ Hölderlin kommt in beiden Büchern nicht vor. Demgegenüber hat Andrea Polaschegg in ihrer Studie 'Der andere Orientalismus' zu zeigen versucht, dass die deutschen Bezugnahmen auf den Orient seit etwa 1800 anderen, meist nicht-imperialen Mustern folgen und im Zuge eines *linguistic turn* nicht mehr primär theologische und politische, sondern nunmehr poetische, übersetzerische und hermeneutische Zugänge zu diesen kulturellen Welten entwickeln.¹⁷

Abstrahiert man von diesen kulturkritischen Debatten der letzten Jahrzehnte, durch die das Wortfeld ‚Orient, Orientalismus‘ mit starken Wertungen aufgeladen wurde, so wird deutlich, dass die Rede von Orient und Okzident, von Morgen und Abend und den in den jewei-

¹⁵ Edward W. Said: Orientalismus [engl. 1978], Frankfurt a.M. 2009. – Vgl. Hans Joachim König u. a.: Orientalismus. In: Enzyklopädie der Neuzeit, hrsg. von Friedrich Jaeger u. a., Bd. 9, Stuttgart/Weimar 2009, Sp. 494–508.

¹⁶ Todd Kontje: German Orientalisms, Ann Arbor, MI 2004.

¹⁷ Andrea Polaschegg: Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert, Berlin/New York 2005 (zu Hölderlin darin nur knappe Bemerkungen über die Aktualität des 'Hyperion' angesichts des griechischen Befreiungskampfes in den 1820er Jahren; ebd., 234 f.). – Vgl. ferner Ludwig Ammann: Östliche Spiegel. Ansichten vom Orient im Zeitalter seiner Entdeckung durch den deutschen Leser 1800–1850, Hildesheim/Zürich/New York 1989. – Hans-Günther Schwarz: Der Orient und die Ästhetik der Moderne, München 2003. – Orientdiskurse in der deutschen Literatur, hrsg. von Klaus-Michael Bogdal, Bielefeld 2007. – Der Deutschen Morgenland. Bilder des Orients in der deutschen Literatur und Kultur von 1770 bis 1850, hrsg. von Charis Goer und Michael Hofmann, München 2008.

ligen Richtungen gelegenen Ländern, grundsätzlich unabhängig von bestimmten kulturellen Verortungen und nur auf den Standpunkt des Sprechers hin angeordnet ist, der mit Hilfe des Blicks auf den Lauf der Sonne seine raum-zeitliche Stellung zu bestimmen, seine ‚Orientierung‘ in der Welt zu finden versucht. Der Beobachter selbst – so fasst es Tassilo Schmitt im ‚Neuen Pauly‘ zusammen – zählt „weder zu Or.[ient] noch zu Ok.[zident]“, sondern nimmt eine „Selbstortung als dazwischen“ vor.¹⁸ Ein solches noch unbestimmtes, neutrales Verhältnis von Morgen und Abend, Ost und West, findet sich in der Seefahrerwelt der Homerischen ‚Odyssee‘; so sagt Alkinoos von Odysseus:

Dieser fremdling, ich kenn' ihn nicht, kam irrend ins haus mir,
Seis von des niedergangs, und seis von völkern des aufgangs.¹⁹

Und in der Stunde größter Desorientierung spricht Odysseus zu seinen Gefährten:

Freunde, wir wissen ja nicht, wo finsternis, oder wo licht ist;
Nicht wo die leuchtende sonne hinabsinkt unter die erde,
Noch wo sie wiederkehrt!²⁰

¹⁸ Tassilo Schmitt: Orient und Okzident. In: Der Neue Pauly. Enzyklopädie der Antike, hrsg. von Hubert Cancik und Helmuth Schneider, Bd. 9, Stuttgart/Weimar 2000, Sp. 22f.; Sp. 22. Vgl. Karl Schefold: Orient und Antike. In: Lexikon der Alten Welt [1990], Düsseldorf 2001, Bd. 2, Sp. 2146–2159. – Siegfried Epperlein: Zur Bedeutungsgeschichte von „Europa“, „Hesperia“ und „Occidentalis“ in der Antike und im frühen Mittelalter. In: Philologus 115, 1971, 81–92.

¹⁹ Homer: Odyssee 8, v. 28f. Hier zitiert nach: Homers Odyssee von Johann Heinrich Voss. 3., verbesserte Aufl., Bd. 1, Tübingen 1806, 154. Im Original ist von den morgendlichen (*eoíos*) und den abendlichen (*hespérios*) Menschen die Rede. In der Erstausgabe seiner Übersetzung spricht Voß freier „vom Morgen / oder vom Abendlande“. Homers Odyssee von Johann Heinrich Voß. Abdruck der 1. Ausg. vom Jahre 1781 mit einer Einl. von Michael Bernays, Stuttgart 1881, 129. – Zum altertumswissenschaftlichen Kontext vgl. Walter Burkert: Homerstudien und Orient. In: Zweihundert Jahre Homer-Forschung. Rückblick und Ausblick, hrsg. von Joachim Latacz, Stuttgart/Leipzig 1991, 155–181. – Albrecht Dihle: Die Griechen und die Fremden, München 1994.

²⁰ Homer: Odyssee 10, v. 191–193. Hier zitiert nach: Voß 1806 [Anm. 19], 208. Im Original heißt es *zôphos* (Dunkelheit, Westen) und *eôs* (Morgen, Mor-

Ernst Cassirer hat in seiner ‚Philosophie der symbolischen Formen‘ dieses archaische Weltbild rekonstruiert und dabei die Ost-West-Orientierung als grundlegend für das „mythische Denken“ bestimmt:

Die Entfaltung des mythischen Raumgefühls geht überall von dem Gegensatz von *Tag* und *Nacht*, von *Licht* und *Dunkel* aus. [...] Der Osten ist als Ursprung des Lichts auch der Quell und Ursprung alles Lebens – der Westen ist, als der Ort der sinkenden Sonne, von allen Schauern des Todes umweht.²¹

Johann Gottfried Herders in der ‚Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts‘ von 1774 vorgenommene Rekonstruktion des ersten Buchs der Genesis, in dem er die „Darstellung der Welterschöpfung“ als „Erzählung von der Geburt des Lichts“²² zu sehen gelehrt habe, ist für Cassirer ein unhintergebarer Schritt zum Verständnis dieses mythischen Weltverhältnisses von Ost und West.

Kann die Homerische ‚Odyssee‘ als Ausgangspunkt eines neutralen, nicht-wertenden Verständnisses von Sonnenauf- und -untergang, Ost und West, Morgen und Abend, Orient und Okzident (auch Hesperien genannt) angesehen werden, so betreibt Herodot im 5. Jahrhundert mit seinen ‚Historien‘ im Zeichen der Perserkriege die „Konstruktion eines Bildes der griechischen Identität im Vergleich zu den barbarischen Völkern“.²³ Diese Grenzziehung zwischen dem eigenen, inneren Raum, der die Maßstäbe des Weltverstehens bereitstellt, und dem äußeren Raum der anderen bleibt auch dann maßgeblich, wenn von „Grenzzonen“ die Rede ist:

genröte, Osten). 1781 übersetzt Voß: „wo Abend oder wo Morgen“ (Voß 1881 [Anm. 19], 178).

²¹ Ernst Cassirer: Philosophie der symbolischen Formen, 2. Teil: Das mythische Denken [1925]. Nachdr. Darmstadt 1994, 119 und 122.

²² Ebd., 120.

²³ Christian Jacob: Geographie. In: Das Wissen der Griechen. Eine Enzyklopädie, hrsg. von Jacques Brunschwig und Geoffrey Lloyd unter Mitarb. von Pierre Pellegrin [frz. 1996], München 2000, 269–280; 276. Vgl. auch François Hartog: Herodot. In: ebd., 592–597. – Der Gegensatz von Griechen und Persern, Europa und Asien wird eingeführt in Herodots ‚Historien‘ I, 4.

Diese Grenzzonen sind ein Raum der Andersheit und Maßlosigkeit, der Wunder der Natur oder der glücklichen Völker, die den Göttern nah sind: der langlebigen Äthiopier, der Inder, der Araber, die im Land der Gewürze leben.²⁴

In den Orient-Debatten des 18. Jahrhunderts verschärft sich diese Kontroverse zweier ganz unterschiedlicher Orientvorstellungen: Auf der einen Seite steht die Offenheit, für die Osten und Westen gleichwertige Himmelsrichtungen sind, auf der anderen Seite sehen wir die Grenzen ziehende Position, welcher die nicht-europäischen Kulturen teils defizitär, teils faszinierend, auf alle Fälle aber nicht recht geheuer sind. Während die eine Seite eher Kontinuitäten in der kulturellen Entwicklung betont, arbeitet die andere eher Diskontinuitäten und Brüche heraus.

Als ein Ausgangspunkt beider Positionen im 18. Jahrhundert kann Charles-Louis de Secondat, Baron de Montesquieu angesehen werden: Während er mit seinen 'Lettres persanes' von 1721, satirischen Briefen fiktiver persischer Reisender aus Paris, die Relativität aller kulturellen Maßstäbe aufzeigt,²⁵ arbeitet er im vierzehnten Buch seines 'Esprit des Lois' von 1748 ('Von den Gesetzen in ihrer Beziehung zur Natur des Klimas') heraus, warum die Menschen in den heißen Landstrichen insbesondere Asiens keine westlichen Maßstäben genügenden Kulturen hervorgebracht haben.²⁶

Johann Gottfried Herder kann mit seinen geschichtsphilosophischen Schriften der 1770er bis 1790er Jahre als Vertreter einer offenen Kulturtheorie bezeichnet werden, die keine Vorurteile gegenüber den nichteuropäischen Kulturen entwickelt, sondern im Gegenteil deren Leistungen und Vorzüge hervorhebt. Das gilt zunächst für die frühe, in rhapsodischem Stil verfasste Schrift 'Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit' von 1774: Im Verlauf seiner skiz-

²⁴ Jacob 2000 [Anm. 23], 275.

²⁵ Vgl. Winfried Engler: Die 'Lettres Persanes' oder wie bei Montesquieu der Orient den Okzident erzählt. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 80 (2005), 51–69. – Robert Charlier: Montesquieus 'Lettres Persanes' in Deutschland. Zur Erfolgsgeschichte eines literarischen Motivs. In: Montesquieu: Fran-zose – Europäer – Weltbürger, hrsg. von Effi Böhlke und Etienne François, Berlin 2005, 131–153.

²⁶ Montesquieu: Vom Geist der Gesetze. Übers. und hrsg. von Ernst Forst-hoff [1951], Bd. 1, Tübingen 21992, 310–328.

zenartigen Darstellung entwickelt Herder ein Konzept kultureller Entwicklung in Analogie zu den menschlichen Lebensaltern; dem Orient kommt dabei die Stellung eines „goldne[n] Zeitalter[s] der kindlichen Menschheit“²⁷ zu. Herder redet das „Morgenland“ selbst als „recht auserwählte[n] Boden Gottes“²⁸ an, der ursprünglich von Einfalt und Gottesfurcht geprägt gewesen und erst später dem „Despotismus der Eroberer“²⁹ zum Opfer gefallen sei. Bei den Ägyptern und Phöniziern, also den weiter westlich angesiedelten frühen Kulturen, die er nicht mehr zum Orient zählt, sieht Herder bereits das „Knabenalter[]“ der Menschheitsgeschichte erreicht.³⁰ Die griechische Kultur als nächste Stufe baue auf der ägyptischen und allen anderen Vorläufern auf. Dabei müsse man jeden kulturellen Zustand „auf seiner Stelle“ sehen, er dürfe nicht „mit dem Maßstabe einer andern Zeit“ gemessen werden.³¹ Demgegenüber habe selbst der „beste Geschichtschreiber der Kunst des Altertums, Winkelmann, [...] über die Kunstwerke der Aegypter offenbar nur nach griechischem Maßstabe geurteilt“.³² Herder kritisiert hier die teleologische Perspektive in Winckelmanns 'Geschichte der Kunst des Alterthums' von 1764, die in der klassischen Phase der antiken

²⁷ Johann Gottfried Herder: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. In: ders.: Werke in zehn Bänden, hrsg. von Günter Arnold u. a., Bd. 4, Frankfurt a. M. 1994, 9–107; 15. Herders zahlreiche Hervorhebungen einzelner Wörter werden hier und in den folgenden Zitaten nicht wiedergegeben. – Vgl. Ralph Häfner: Johann Gottfried Herders Kulturentstehungslehre. Studien zu den Quellen und zur Methode seines Geschichtsdenkens, Hamburg 1995. – Kai Kauffmann: ‚Bilderrede‘. Zur Beziehung von Theorien des Sprachursprungs und einer Poetik des Orientalismus bei Rousseau und Herder. In: Orientdiskurse in der deutschen Literatur [Anm. 17], 31–48. – Michael Hofmann: Humanitäts-Diskurs und Orient-Diskurs um 1780: Herder, Lessing, Wieland. In: Der Deutschen Morgenland [Anm. 17], 37–55; 41–49. – Leo Kreuzer: Johann Gottfried Herders Geschichtspantheismus als Denkmodell für einen anderen Orientalismus. In: ebd., 57–65. – Urpoesie und Morgenland. Johann Gottfried Herders 'Vom Geist der Ebräischen Poesie', hrsg. von Daniel Weidner, Berlin 2008.

²⁸ Herder 1994 [Anm. 27], 16.

²⁹ Ebd., 17.

³⁰ Ebd., 19.

³¹ Ebd., 22.

³² Ebd., 23.

griechischen Kunst den Höhepunkt der kulturellen Entwicklung der Menschheit zu konstruieren versucht.

In seinen 1784 bis 1791 erschienenen 'Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit' differenziert Herder seine Vorstellungen auf der Grundlage vermehrten und genaueren Wissens aus: Die Analogie der Lebensalter tritt zurück; jede Stufe und Kultur wird in ihrer eigenen Logik dargestellt. Herder beginnt nunmehr im äußersten Osten, in „Sina“ und Japan, und arbeitet sich westwärts über Indien, Persien und Ägypten nach Griechenland und Rom vor.³³ Platz ist aber in der Darstellung der nachantiken Kulturen im vierten Band unter Durchbrechung dieser Bewegung von Ost nach West auch für die „Reiche der Araber“ und die „Wirkung der Arabischen Reiche“ im Mittelalter.³⁴

Auf der Herder-Linie einer gleichgerichteten Aufmerksamkeit auf die Vielfalt der menschlichen Kulturen in Ost und West wären im 18. Jahrhundert auch Gotthold Ephraim Lessing mit dem im 'Nathan' (1779) entwickelten Konzept einer Gleichberechtigung der Weltreligionen³⁵ sowie Christoph Martin Wielands orientalisierende Dichtungen³⁶ zu sehen; im frühen 19. Jahrhundert der Goethe des 'West-östlichen Divans' (1819).³⁷ Die Brüder Schlegel gingen Goethe hier wie auf vielen anderen Gebieten voran: In seiner Schrift 'Über die Sprache und Weisheit der Indier' von 1808 fordert Friedrich Schlegel die Überwindung der „zu einseitige[n] und bloß spielende[n] Beschäftigung mit den Griechen“, welche die letzten Jahrhunderte dominiert habe, durch „diese ganze

³³ Johann Gottfried Herder: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. In ders.: Werke in zehn Bänden, hrsg. von Günter Arnold u.a., Bd. 6, Frankfurt a.M. 1989, 425–671.

³⁴ Ebd., 831–850.

³⁵ Vgl. Hofmann 2008 [Anm. 27], 49–52.

³⁶ Vgl. Ludwig Stockinger: Räume für das ‚Wunderbare‘ und für Experimente mit der Natur des Menschen. Orient und Okzident bei Christoph Martin Wieland. In: Blütenstaub. Jahrbuch für Frühromantik 2, 2009, 69–87.

³⁷ Zur Bedeutung des Orients bei Goethe und besonders im 'Divan' vgl. Hendrik Birus: Goethes imaginativer Orientalismus. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1992, 107–128. – Goethes Morgenlandfahrten. West-östliche Begegnungen, hrsg. von Jochen Golz, Frankfurt a.M./Leipzig 1999 – Schwarz 2003 [Anm. 17], 144–231. – Polaschegg 2005 [Anm. 17], 293–397. – Norbert Mecklenburg: Oriente und Religionen in Goethes interkulturellen poetischen Spielen. In: Der Deutschen Morgenland [Anm. 17], 103–116.

neue Kenntnis und Anschauung des orientalischen Alterthums“.³⁸ Schlegel setzt dieses umfassende weltliterarische Programm in seinen 1812 gehaltenen Wiener Vorlesungen zur 'Geschichte der alten und neuen Literatur' um, die ausführliche Abschnitte zur hebräischen und indischen Poesie enthalten. Friedrichs älterer Bruder August Wilhelm Schlegel betreibt mit seiner 1820 bis 1822 erscheinenden Zeitschrift 'Indische Bibliothek' die Etablierung der „Indischen Philologie“.³⁹

Unter Hölderlins Zeitgenossen um 1800 vertritt auch der Philologe und Philosoph Friedrich Ast eine aufgeschlossene Position gegenüber dem Orient. In seinem 1807 (also kurz nach dem Ende von Hölderlins aktiver Wirkungszeit) erschienenen 'Grundriß einer Geschichte der Philosophie' hält er fest:

Die Urphilosophie ist der Keim aller Philosophie; die Ideen des Orients sind daher die Ur Ideen aller Philosophie. [...] Der Orient [...] ist das Centrum, von welchem Religion, Kunst und Wissenschaft ausgeflossen, und sich in alle Räume und Perioden der Menschheit verbreitet haben. Denn die griechische, wie die christliche Welt sind Sprößlinge der orientalischen Bildung. [...] Der Orientalismus erscheint in sich selbst so gebildet, daß der Mittelpunkt und die Einheit seines Wesens Indien ist,

³⁸ Friedrich Schlegel: Ueber die Sprache und Weisheit der Indier. Ein Beitrag zur Begründung der Alterthumskunde. Nebst metrischen Uebersetzungen indischer Gedichte, Heidelberg 1808, 219.

³⁹ August Wilhelm Schlegel: Ueber den gegenwärtigen Zustand der Indischen Philologie. In: Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von dems., Bd. 1, H. 1, Bonn 1820, 1–27. – Zu beiden Schlegels vgl. Ernst Behler: Das Indienbild der deutschen Romantik. In: Germanisch-Romanische Monatsschrift 49, N.F. 18, 1968, 21–37. – Christine Maillard: ‚Indomanie‘ um 1800: ästhetische, religiöse und ideologische Aspekte. In: Der Deutschen Morgenland [Anm. 17], 67–83. – Leonhard Herrmann: Transzendente Historiografien. Europa als geschichtliches Deutungsmuster in der Romantik. In: Europavorstellungen des 18. Jahrhunderts, hrsg. von Dominic Engel und Brunhilde Wehinger, Hannover 2009, 187–204. – Zu Novalis vgl. Mario Zanucchi: Gegen den „leichtfertigen Gang der Zivilisation“. Novalis' Wiederaufwertung der ägyptischen Kunst in ihrer strategischen Bedeutung für die Herausbildung der frühromantischen Poetik. In: Athenäum. Jahrbuch für Romantik 15, 2005, 125–151. – Zum kulturgeschichtlichen Kontext siehe Ludwig Stockinger: „Ewiger Orient“. Zu den Voraussetzungen des frühromantischen Orientdiskurses in Literatur und Philosophie des 18. Jahrhunderts. In: Novalis und der Orient, hrsg. von Gabriele Rommel und dems., Ausst.-Kat. Oberwiesenthal 2007, 57–74.

das reale Element in der Bildung der Chaldäer und Perser, und das ideale in der Bildung der tibetanischen Völker hervortritt.⁴⁰

Herders kulturgeschichtliches Konzept erscheint hier in einer durch den Geist des deutschen Idealismus transformierten Gestalt; dabei erhält der Orient gegenüber Herder sogar noch eine starke Aufwertung.⁴¹ Unter ‚Orientalismus‘ versteht Ast – ganz im Gegensatz zu den oben erwähnten heutigen kulturkritischen Debatten – ohne ein wertendes Moment den Inbegriff der orientalischen Kulturen.

Eine gerade im Hinblick auf Hölderlin aufschlussreiche Variante der Orientkonzeptionen um 1800 hat der Hallenser Aufklärungsphilosoph Johann August Eberhard in seinem späten Werk ‚Der Geist des Urchristentums‘ vorgelegt, das wie Asts ‚Grundriß‘ 1807 publiziert wurde, sodass ein direkter Einfluss auf Hölderlin ausgeschlossen werden kann, während der Dichter frühere Arbeiten Eberhards nachweislich kannte.⁴² Eberhard sieht in seinen fiktiven „Abendgesprächen“ – abweichend von Ast – das Christentum im „Mittelpunkte“ der kulturellen Entwicklung der Menschheit, in dem sich die vorangehenden Kulturen und Religionen des Orients und Griechenlands vereinigten und „von dem die nachfolgende europäische Volkscultur ausgegangen“ sei.⁴³ Griechenland und Orient sind für ihn die „beyden Haupttheile der Erde“⁴⁴ oder „die zwey großen Hauptzweige der menschlichen Cultur“:

In dem Griechen entwickelte sich die Cultur durch den Sinn, in dem Morgenländer durch das Gefühl. [...] Der Morgenländer ist dem

⁴⁰ Friedrich Ast: Grundriß einer Geschichte der Philosophie, Landshut 1807, 18 und 20.

⁴¹ Ast übernimmt diese Position von Schelling, der schon 1803 den „Orient“ als das „Mutterland der Ideen“ bezeichnet hat; vgl. Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. In ders.: Ausgewählte Werke: Schriften von 1801–1804, Darmstadt 1981, 441–586; 580.

⁴² Zwei Titel Eberhards aus den 1780er Jahren finden sich im Verzeichnis von Hölderlins nachgelassener Bibliothek (StA VII 3, 390).

⁴³ Der Geist des Urchristentums. Ein Handbuch der Geschichte der philosophischen Cultur für gebildete Leser aus allen Ständen in Abendgesprächen hrsg. von Johann August Eberhard, Halle 1807, Bd. 1, III.

⁴⁴ Ebd., 61.

Eindruck des Erhabenen offen; der Grieche findet und genießt das Schöne.⁴⁵

Während Herder, Ast und Eberhard also auf je verschiedene Weise eine Gleichwertigkeit der orientalischen, griechischen und christlichen Kulturen und deren inneren Zusammenhang betonen, wird die kulturelle Entwicklung in konkurrierenden Konzepten, die ich eher der Traditionslinie einer Abwertung des Fremden als Barbaren zuordnen möchte, ganz anders dargestellt. Als Beispiel dafür kann die noch vor Herder entstandene, zuerst 1764 anonym erschienene, 1782 erneut aufgelegte und 1784 nachgedruckte ‚Geschichte der Menschheit‘ des Basler Aufklärers Isaak Iselin dienen. In deren sechstem Buch schildert er die Geschichte der „großen morgenländischen Reiche“⁴⁶ als eine der Extreme: Die im Vergleich zum Norden klimatisch stark begünstigten und daher eigentlich „glückseligern Himmelsstriche[]“⁴⁷ Asiens und Ägyptens bildeten sehr schnell „eine gleiche Denkungsart, eine gleiche Sprache, und eine gleiche Religion“⁴⁸ aus. Die „so schwache[n] als empfindliche[n] Menschen“⁴⁹ des Orients ordneten sich aufgrund ihrer Neigung zum Gehorsam und zur Nachahmung ihrem Fürsten und ihren Priestern bedingungslos unter, sodass innerhalb kurzer Zeit in allen diesen Regionen die Regierungsform des Despotismus entstanden sei, die wiederum „Einförmigkeit“⁵⁰ auf allen Gebieten der Kultur mit sich gebracht habe, etwa auf dem der Philosophie: „So war die Philosophie dieser Völker ein Gewächs, das schnell eine besondere Größe erreicht hatte, das früh still stunde, und das geschwind verdorrete.“⁵¹ Die Bewohner dieser Länder „hatten mit Ausländern keinen, und unter einander sehr wenigen Umgang. Die Regierungsform hemmte die Thätigkeit ihres Geistes

⁴⁵ Ebd., 63 und 65. Auch hier sind die zahlreichen Hervorhebungen einzelner Wörter getilgt.

⁴⁶ Isaak Iselin über die Geschichte der Menschheit [1764], Karlsruhe 1784, Bd. 2, 81.

⁴⁷ Ebd.

⁴⁸ Ebd., 82. Merkwürdigerweise werden auch die „Ynkas“ (ebd., 84, Anm. **) zur Gruppe dieser Völker gezählt, was darauf hindeutet, dass Iselins Weltbild eine recht unspezifische Vorstellung vom Orient zugrunde liegt.

⁴⁹ Ebd., 83.

⁵⁰ Ebd., 89, 93, 100 u. ö.

⁵¹ Ebd., 103.

in allen Stücken.“⁵² Als statt der wohltätigen schließlich gewalttätige Herrscher an die Macht kamen, führte das zur „Verderbnis der despotischen Staaten“;⁵³ „der schönste Theil des Erdkreises, ganz Asien“ seufze daher noch heute, „entvölkert und machtlos, unter diesem abscheulichen Joche“.⁵⁴ Als einzigen, denkbar unkonkreten Ausweg sieht Iselin das Ende des Despotismus und die Begründung einer neuen Form der konstitutionellen Monarchie.⁵⁵

Iselin steht mit seiner die Regionen des Orients aus dem Kreis der kulturgeschichtlich relevanten Völker ausschließenden Position keineswegs allein. Ein einflussreicher Autor wie der Homer-Forscher Friedrich August Wolf dekretiert noch in seiner 1807 erschienenen ‚Darstellung der Alterthums-Wissenschaft‘:

[...] vielerlei Ursachen machen [...] eine Trennung nothwendig, und erlauben uns nicht, Aegyptier, Hebräer, Perser und andere Nationen des Orients auf Einer Linie mit den Griechen und Römern aufzustellen. [...] Asiaten und Afrikaner werden als litterarisch nicht cultivirte, nur civilisirte Völker, unbedenklich von unsern Grenzen ausgeschlossen; so auch die später bedeutend werdenden Araber, wiewohl sie mit Hülfe der Griechen, wie vorher die Römer, einen gewissen Grad gelehrter Bildung erreichten.⁵⁶

Wolf grenzt damit seinen auf die Griechen und Römer beschränkten Begriff des ‚Alterthums‘ und der ‚Alterthums-Wissenschaft‘ scharf gegen die „Orientalisten“ ab, deren Gegenstände „entweder fragmentarische oder in Bücher-Kerkern annoch versteckte Litteraturen, und weit mehr jene der entferntesten Völker Asiens“ seien.⁵⁷ Unschwer ist darin eine Polemik gegen das neue romantische Konzept einer umfassenden Altertumswissenschaft zu erkennen, das der Heidelberger Altphilologe und Orientalist Friedrich Creuzer im selben Jahr 1807 unter dem Titel

⁵² Ebd., 111.

⁵³ Ebd., 116.

⁵⁴ Ebd., 124.

⁵⁵ Ebd., 126.

⁵⁶ Friedrich August Wolf: Darstellung der Alterthums-Wissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Werth [1807], Nachdr. Berlin 1985, 16 und 18 f. Hervorhebungen getilgt.

⁵⁷ Ebd., 19.

‚Das akademische Studium des Alterthums‘ vorlegte und mit seiner 1810–1823 erschienenen ‚Symbolik und Mythologie der alten Völker‘ realisierte.⁵⁸

Kanonisiert wurde das ausschließende Orientbild Iselins und F.A. Wolfs durch die wirkungsreichen Berliner Vorlesungen Georg Wilhelm Friedrich Hegels aus den 1820er Jahren, die in seiner postumen Werkausgabe weite Verbreitung erfuhren. So lehrt Hegel 1825/26 in seinen ‚Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie‘:

Das erste ist die orientalische Philosophie, aber sie tritt nicht in den Körper der ganzen Darstellung ein; sie ist nur mehr etwas Vorläufiges, von dem wir nur sprechen, um davon Rechenschaft zu geben, warum wir uns nicht weitläufiger damit beschäftigen und in welchem Verhältnis es zum Gedanken, zur wahren Philosophie steht. [...] Die orientalische Philosophie ist [...] religiöse Philosophie, religiöse Vorstellung [...].⁵⁹

Während Ast 1807 den orientalischen Philosophien eine zentrale Stellung als Ausgangspunkt der Philosophie überhaupt zuschreibt, fällt dieser Bereich für Hegel aus der Philosophie im engeren Sinne heraus, was sich nicht zuletzt darin äußert, dass hier die sein System sonst kennzeichnende Dreiteiligkeit der Darstellung durchbrochen ist und nur die

⁵⁸ Friedrich Creuzer: Das akademische Studium des Alterthums, nebst einem Plane der humanistischen Vorlesungen und des philologischen Seminarium auf der Universität zu Heidelberg [1807], hrsg. von Jürgen Paul Schwindt, Heidelberg 2007. – Ders.: Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen. 3. verbesserte Ausgabe, Leipzig/Darmstadt 1836–1843, Nachdr. Hildesheim/Zürich/New York u. a. 1990.

⁵⁹ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie, Teil 1, hrsg. von Pierre Garniron und Walter Jaeschke, Hamburg 1994, 365. Vgl. auch ders.: Werke in zwanzig Bänden. Theorie-Werkausgabe. Auf der Grundlage der Werke von 1832–1845 neu edierte Ausgabe. Redaktion Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Bd. 18, Frankfurt a.M. 1971, 138. – Hegel folgt in seinem Bild der ‚orientalischen Philosophie‘ weitgehend der Darstellung des Augsburger protestantischen Theologen Jacob Brucker (Historia critica philosophiae a mundi incunabulis ad nostram usque aetatem deducta, Leipzig 1742–1744; 21766/67). Vgl. Jacob Brucker (1696–1770). Philosoph und Historiker der europäischen Aufklärung, hrsg. von Wilhelm Schmidt-Biggemann und Theo Stammen, Berlin 1998.

chinesische und die indische Philosophie (und von dieser wiederum zwei Zweige) behandelt werden.⁶⁰

Demgegenüber enthalten Hegels in den 1820er Jahren fünfmal gehaltene und 1840 publizierte 'Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte' einen ausführlichen Teil 'Die orientalische Welt', der von China westwärts über Indien und Persien bis nach Judäa und Ägypten führt und schließlich den „Übergang zur griechischen Welt“ markiert.⁶¹ Dennoch kann sich Hegel eines scharfen Seitenhiebes auf die romantischen Vertreter einer neuen indischen Philologie nicht enthalten, wenn er dekretiert:

Die Kunst und Wissenschaft der Inder hier ausführlich zu erwähnen, würde zu weit führen. Es ist aber im allgemeinen zu sagen, daß bei genauerer Kenntnis des Wertes derselben das viele Gerede von indischer Weisheit um ein Bedeutendes ist verringert worden.⁶²

Der Kantianer Wilhelm Traugott Krug schließlich erklärt 1833 in der zweiten Auflage seines 'Allgemeinen Handwörterbuchs der philosophischen Wissenschaften':

Orientalische oder morgenländische Philosophie ist ein sehr zweideutiges Ding. Wie nämlich alles Licht vom Oriente kommt und wie man

⁶⁰ Hegel 1971 [Anm. 59], Bd. 18, 138–170; Hegel 1994 [Anm. 59], 365–400.

⁶¹ Hegel 1971 [Anm. 59], Bd. 12, 142–274; 271.

⁶² Ebd., 199. Hervorhebungen getilgt. – Andere philosophische Kompendien des frühen 19. Jahrhunderts sind nicht in demselben Maße von Ressentiments gegenüber den orientalischen Kulturräumen geprägt wie diejenigen Hegels. So zeigt sich Tennemann in seinem zuerst 1812 erschienenen 'Grundriss der Geschichte der Philosophie' stark von Eberhards 'Geist des Urchristentums' beeindruckt; vgl. Wilhelm Gottlieb Tennemann: Grundriss der Geschichte der Philosophie für den akademischen Unterricht, 5., verm. und verb. Aufl. bearb. von Amadeus Wendt, Leipzig 1829, 10; Hervorhebungen getilgt. Tennemanns Systematisierungsversuch in § 19 sieht zwar das Denken der „morgenländischen Völker“ (ebd., 9) nur als Vorstufe der Philosophie, deren eigentlicher Anfang erst bei den Griechen auszumachen sei (§§ 18 und 20; ebd., 8–11). Doch erkennt Tennemann noch erheblichen Forschungsbedarf an (ebd., 10), und seine „Kurze Uebersicht der religiösen und philosophischen Ansichten orientalischer Völker und der ältesten griechischen Cultur“ gelangt zu einiger Differenziertheit und Ausführlichkeit (ebd., 40–59).

hier den Ursprung des Menschengeschlechts selbst gesucht hat [...]: so meinte man auch, dass die Philosophie desselben Ursprungs sei. Da aber der Orient oder das Morgenland überhaupt etwas sehr Unbestimmtes ist, so entstand natürlich die Frage, in welchem Theile jenes weiten Erdstrichs man denn zuerst philosophirt habe.⁶³

Die – etwa von den Schlegels bekannte – „gewöhnlich[e]“ Antwort „In Indien“ konkurrierte aber mit zahlreichen anderen Thesen. Krug lässt seinen Artikel daher in einem langen Forschungsreferat auslaufen, das die noch in den 1830er Jahren herrschende Unklarheit darüber, was der Orient sei, plastisch vor Augen führt.⁶⁴

II

Hölderlin bewegt sich, wie ich zu zeigen versucht habe, mit seinen eher sporadischen Bemerkungen zum Orient, zu dessen einzelnen Regionen und Aspekten sowie zum Orientalischen und zum Orientalismus, die uns aus den Jahren 1790 bis 1806 überliefert sind, in einem zu dieser Zeit und auf weitere Jahrzehnte hinaus noch nicht klar abgesteckten, sondern vielmehr höchst umstrittenen Diskursfeld. Die Wendung zu einer offensiv orientalisierende Muster und Motive aufgreifenden und zugleich weltliterarisch hoch reflektierten Dichtung in deutscher Sprache, die mit Goethes 'West-östlichem Divan' von 1819 eintritt, ist noch nicht vollzogen. Die philologischen Leistungen romantischer Autoren wie August Wilhelm Schlegel, Friedrich Schlegel, Friedrich Ast und Friedrich Creuzer, aber auch diejenigen Wilhelm von Humboldts auf diesem Gebiet stehen in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, der Phase von Hölderlins Spätwerk, noch aus. Hölderlin schreibt also in

⁶³ Wilhelm Traugott Krug: Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte. Faks.-Neudr. der 2., verb. und verm. Aufl. Leipzig 1832–1838, 4 Bde., Stuttgart-Bad Cannstatt 1969, Bd. 3, 1833, 129–131; 129. Hervorhebungen getilgt.

⁶⁴ Ebd., 129–131. Vgl. auch Krugs Artikel 'Morgenland', der mit der Definition „wahrscheinlich die Wiege des Menschengeschlechtes, ist auch die Wiege der menschlichen Kunst und Wissenschaft, der Bildung überhaupt“ anhebt, um dann zu relativieren: „Und dennoch, wie von dorthier die Morgendämmerung zu uns kommt, liegt dieser große Erdstrich selbst noch für uns in einer Art von Dämmerung.“ (Ebd., Bd. 2, 1833, 931 f.; 931).

einer Latenzphase der Rede vom Orient, in der noch nicht ausgemacht ist, ob sich Herders integrative, aber zugleich auch vereinnahmende und den Orient zur Kindheitsphase der Menschheit verniedlichende Sicht auf diesen kulturellen Komplex oder aber Iselins ausschließende, ausgrenzende und vernichtend kritische Sicht des Orients langfristig durchsetzen wird. Hölderlin übernimmt, wie ich im Folgenden plausibel machen möchte, zunächst Elemente aus beiden Extrempositionen der Debatte, und zwar eher mehr von den Orientkritikern, um schließlich zu einer eigenen Position und zu einer originellen poetischen Praxis im Umgang mit dem Orient zu gelangen.

Schon recht früh in seinem Bildungsgang, in seinen beiden Tübinger Magisterspecimina aus dem Jahr 1790, redet Hölderlin vom Orient. Die eine dieser beiden Arbeiten, der 'Versuch einer Parallele zwischen Salomons Sprüchwörtern und Hesiods Werken und Tagen', exponiert Hölderlins Ansatz, der ein weit gefasstes Bild vom Altertum entwirft: Ein frühgriechischer Text und ein Textkorpus aus der Hebräischen Bibel, dem Alten Testament, sollen miteinander parallelisiert werden. Ein solcher Ansatz, weit voneinander entfernte Texte aus der Kulturgeschichte miteinander zu vergleichen, bewegt sich ganz im Rahmen des Lehrprogramms des Tübinger Stifts, das von dem Orientalisten Christian Friedrich Schnurrer als Ephorus von 1777 bis 1806 geleitet wurde.⁶⁵ Schnurrer ist Hölderlins Abhandlung auch gewidmet. Die Methode der Parallele zweier kanonischer Texte ermöglicht Hölderlin, gleich zu Beginn des Aufsatzes einen nicht wertenden Begriff des 'Orientalismus' einzuführen:

Die ungebildete Philosophie des Orientalismus und des entstehenden Griechenlands muß jedem interessant seyn: Ihre Würde und Einfachheit ist unverkennbar, und ihre Sittensprüche mögen im Kontrast mit unsern Moralsystemen zu manchen Bemerkungen Anlaß geben. Ganz natürlich muß die Betrachtung durch Vergleichung ähnlicher Schriftsteller

⁶⁵ Vgl. Wilhelm G. Jacobs: Zwischen Revolution und Orthodoxie? Schelling und seine Freunde im Stift und an der Universität Tübingen. Texte und Untersuchungen, Stuttgart-Bad Cannstatt 1989. – Ders.: Geschichte als Vernunftentwicklung. Zu Hölderlins Specimen über Salomon und Hesiod. In: Hölderlin und Nürtingen, hrsg. von Peter Härtling und Gerhard Kurz, Stuttgart/Weimar 1994, 144–151. – Michael Franz: Schule und Universität. In: Hölderlin-Handbuch [Anm. 3], 62–71.

aus Griechenland und dem Orient vielseitiger und ausgebreiteter werden. (MA II, 28)

Hölderlin ringt erkennbar um Formulierungen, die eine Gleichwertigkeit der ausgewählten Texte plausibel machen sollen, welche beide der Stufe der „ungebildete[n] Philosophie“ zugeordnet werden. Er ist hier deutlich von Herders emphatischen Frühschriften zum Alten Testament beeinflusst und vermeidet zugleich die teleologische Perspektive von Herders Geschichtsphilosophie. Stattdessen wird mit den Attributen „Würde und Einfachheit“, die beiden untersuchten Texten zugeschrieben werden, auf Winkelmanns Ideale der „edle[n] Einfachheit“ und der „stille[n] Grösse“ angespielt, welche dieser den „Griechischen Meisterstücke[n]“ vorbehielt.⁶⁶ Um die Passage wie die ganze Schrift nicht zu überschätzen, ist es jedoch wichtig sich klar zu machen, dass Hölderlin hier einen engen Begriff von ‚Orient‘ und ‚Orientalismus‘ verwendet, der zunächst nur auf einen kanonischen Text des Alten Testaments bezogen wird.

Eine ganz andere Sicht auf den Orient entwirft Hölderlin in seinem zweiten Magisterspecimen aus demselben Jahr 1790, der 'Geschichte der schönen Künste unter den Griechen. bis zu Ende des Perikleischen Zeitalters'. Von einer Gleichwertigkeit griechischer und orientalischer Kunst kann in dieser Schrift für Hölderlin keine Rede sein:

Zwar hatte die Kunst unter den Aegyptern und Phöniziern längst einige Reife erlangt, eh wir noch einen Funken von Kultur in Griechenland finden; aber ihre Blüte war zu kurz, und der Grad von Vollkommenheit, den sie dort erreichte, wurde von zuvielen unwesentlichen Künsteleien verunstaltet, als daß sie hätte ein Muster für die Nachwelt abgeben können. Der Orient war nicht für die Kunst, am wenigsten für die bildende. Das feurige Klima brachte ganz natürlich eher Karrikaturen von Körpern und Geistern hervor als das gemäßigte Griechenland. Der Orientalismus neigt sich mehr zum wunderbaren und abentheuerlichen: der griechische Genius verschönert, versinnlicht. [...] Die Phantasie [...] macht das schauerlicherhabne Religionssystem der Aegypter menschlicher: der freie, heitere Grieche konnte sich nicht gewöhnen an die gebietrische und zum Theil fürchterliche Dämonen des Orients, dessen

⁶⁶ Winkelmann 1995 [Anm. 4], 30.

Charakter überhaupt strenge Monarchie unter seinen eigenthümlichen Merkmalen hat, mag nun der Monarch ein Dämon oder ein Mensch sein. (MA II, 11 f.)

Zweierlei terminologische Beobachtungen drängen sich auf: 1) Hölderlin unterscheidet hier wie auch in seiner anderen Magisterarbeit nicht kategorial zwischen ‚Orient‘ und ‚Orientalismus‘; vielmehr bedeutet ‚Orientalismus‘ für ihn – wie einige Jahre später für Friedrich Ast – das Prinzip und auch die Summe der Erscheinungen, die sich im Raum des ‚Orients‘ abspielen. 2) Hölderlin nennt die Ägypter und anfangs auch die Phönizier als Beispiele für orientalische Kulturen; sie sind daher für ihn Teile des Orients und nicht etwa wie bei Herder und anderen Autoren dessen Weiterentwicklung und Übergangsstufen zum Griechentum. Davon abgesehen erscheint die Passage wie eine Mixtur aus Iselins Abwertung und Ausgrenzung des Orients als despotisch und kunstfeindlich einerseits sowie Winckelmanns Darstellung der ägyptischen und phönizischen Kunst in der ‚Geschichte der Kunst des Alterthums‘ andererseits.⁶⁷ Diese ist indes nicht so schroff abwertend, wie oft (etwa schon von Herder) behauptet wird, und sie verzichtet weitgehend auf die kultur-, religions- und politikgeschichtlichen Begründungen, die Hölderlin hier aus anderen Quellen übernimmt.⁶⁸

Mit einem Wort: Hölderlin ist (wie nicht anders zu erwarten war) in den beiden Abhandlungen von 1790 von einer eigenständigen Konzeption des Orients noch weit entfernt; er übernimmt vielmehr Versatzstücke aus den einschlägigen Diskursen der Zeit, die zudem nur schwer miteinander vereinbar sind. Aufschlussreich ist immerhin, dass Hölderlin in jedem der beiden Texte ein vollkommen anderes Bild vom Orient skizziert (einmal stärker an Herder, einmal stärker an Iselin orientiert). Man könnte das als ein Experimentieren mit verschiedenen Konzepten lesen.

⁶⁷ Johann Joachim Winckelmann: *Geschichte der Kunst des Alterthums* [1764]. Nach dem Tode des Verfassers hrsg. von der kaiserl. königl. Akademie der bildenden Künste, Wien 1776, 55–134.

⁶⁸ Vgl. Winckelmann und Ägypten. Die Wiederentdeckung der ägyptischen Kunst im 18. Jahrhundert, hrsg. von Alfred Grimm und Sylvia Schoske, Ausst.-Kat. München u. a. 2005. – Zum antiken Hintergrund: Ägypten – Griechenland – Rom. Abwehr und Berührung, hrsg. von Herbert Beck, Peter C. Bol, Maraike Bückling, Ausst.-Kat. Frankfurt a. M. 2005/2006, Tübingen/Berlin 2005.

Die ausführlichste Einlassung Hölderlins zum Komplex des Orientalismus findet sich im letzten Brief des ersten Bandes des ‚Hyperion‘ von 1797, dem oft so genannten ‚Athenerbrief‘.⁶⁹ Auf der Schiffsreise von der Insel Kalaurea nach Athen, das Hyperion nicht kennt, diskutiert die aus Diotima, Hyperion und mehreren weiteren Mitgliedern bestehende Reisegruppe über die „Treflichkeit des alten Athenervolks“ (MA I, 681). Nachdem zunächst konkurrierende Erklärungen für deren Zustandekommen, unter ihnen die (zuvor von Montesquieu und Winckelmann vertretene) Klimatheorie, erörtert worden sind, sucht Hyperion die Einzigartigkeit des klassischen Athen, dessen gegenwärtige Spuren man auf dieser Reise zu finden hofft, durch die Abgrenzung von negativ konnotierten anderen Kulturen plausibel zu machen. Zuerst hebt er es von den übrigen griechischen Stadtstaaten ab, die sich im Trojanischen Krieg „wie im Treibhaus“ (MA I, 682) zu früh erhitzt und verbraucht hätten. Insbesondere gelte das für die Spartaner, die zu früh gewachsen seien und daher „ewig ein Fragment“ (MA I, 682) blieben. Dann aber werden Kulturen anderer Weltregionen kontrastiv angeführt, die Extreme des äußersten Südens und des äußersten Nordens: „Aegyptier und Gothen“ (MA I, 684). Beide stehen metonymisch für die orientalischen und die nordwesteuropäischen, ‚hesperischen‘ Kulturen, die sich durch „das Kleinliche“ und „das Ungeheure“, durch „Extreme[] des Übersinnlichen und des Sinnlichen“ auszeichneten, während die Athener als „reife[] Menschen [...] Menschensinn und Menschengestalt“ (MA I, 684) einzuhalten wüssten. Worin genau bestehen die Fehler der beiden anderen Kulturen?

Der Aegyptier trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkühr, der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Gesezesdespotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegyptier hat von Mutterleib an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; in Norden glaubt man an das reine freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Gesezlichen zu hängen. (MA I, 684)

⁶⁹ Vgl. zu den Räumen des Romans Hans Dieter Schäfer: *Hyperions Griechenland*. In: Zwischen den Wissenschaften. Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte, hrsg. von Gerhard Hahn, Ernst Weber u. a., Regensburg 1994, 273–291. – Alexander Honold: *Hyperions Raum*. Zur Topographie des Exzentrischen. In: ‚Hyperion‘ – *terra incognita*. Expeditionen in Hölderlins Roman, hrsg. von Hansjörg Bay, Opladen/Wiesbaden 1998, 39–65.

Dass Hyperion mit seiner Einschätzung der nördlichen Menschen – mindestens innerhalb der Fiktion des Romans – Recht hat, wird er zwischenzeitlich vergessen, aber gegen Ende des Romans in der Scheltrede über die Deutschen sich selbst und seinen Adressaten erneut drastisch vergegenwärtigen. Das Scheitern der Ägypter und damit aller orientalischen Völker wird dagegen im vorliegenden Brief noch konkreter ausgestaltet. Denn die Ägypter seien kein philosophisches Volk gewesen wie die Athener, da sie mit dem Himmel und der Erde sowie mit allen Elementen nicht in „Lieb’ und Gegenliebe“ gelebt hätten (MA I, 686):

Wie ein prächtiger Despot, wirft seine Bewohner der orientalische Himmelsstrich mit seiner Macht und seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh’ er sprechen gelernt hat, muß er beten; ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß es sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schiksaal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Aegyptier ist hingegeben, eh’ er ein Ganzes ist, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaft Räthsel [...]. Der Norden treibt hingegen seine Zöglinge zu früh in sich hinein, und wenn der Geist des feurigen Aegyptiers zu reiselustig in die Welt hinaus eilt, schikt im Norden sich der Geist zur Rückkehr in sich selbst an, ehe er nur reisefertig ist. (MA I, 686)

Dass die Griechen im Gegensatz zu den orientalisch-ägyptischen wie den nördlichen Menschen das rechte Maß des Reisens kennen, glauben sie mit dieser Schiffsreise zu beweisen, die dennoch ebenso scheitert wie die weiteren Reisen Hyperions im zweiten Band: Das real erfahrene gegenwärtige Athen erweist sich bald darauf als ein niederschmetternder Trümmerhaufen, der nichts mehr mit dem von Hyperion aufgestellten Ideal zu tun hat.

Hyperion aber kommt in der zitierten Passage seiner dem Athen-Erlebnis vorangehenden Rede doch wieder auf die zuvor von ihm verworfene Klimatheorie zurück: Ganz auf den Spuren Iselins gibt er der orientalischen Welt, die von vornherein durch extreme Hitze und einen daraus nicht nur folgenden, sondern mit dieser identischen Despotismus geschlagen sei, keine Chance, sich zur Freiheit, zu vollem Menschentum und zur Schönheit der Kunst zu erheben.

Auch in diesen ausführlichen Passagen entwickelt Hölderlin also kein eigenes und erst recht kein positives Bild des Orients. Auch hier steht die ägyptische Kultur metonymisch für die orientalischen Kulturen insgesamt; und auch hier finden wir kein Interesse an den zeitgenössischen Sprachen und Kulturen Asiens und Nordafrikas. Der Unterschied zu den frühen Aufsätzen ist aber, dass hier nicht der Autor selbst, sondern der fiktive Protagonist Hyperion spricht, sodass man dessen Äußerungen als fiktionales Konstrukt, als Teil seiner zahlreichen Irrtümer über die Welt, ansehen kann.

Orientkonzepte entwickelt Hölderlin noch vor den Sophokles-Übersetzungen auch im Medium der Tragödie. Im etwa 1799/1800 entstandenen dritten Entwurf des ‘Empedokles’ wird als neue Person (eine von nur noch fünf in dieser Fassung des Trauerspiels) „Manes. Ein Aegyptier“ (MA I, 884) eingeführt. In der vorletzten Szene schickt der zum Sterben entschlossene Empedokles seinen zögerlichen Schüler Pausanias in die Ferne und auch zu den „Brüder[n] in Aegyptos“:

*Dort hörest du das ernste Saitenspiel
Uraniens und seiner Töne Wandel.
Dort wird dir vieles helle seyn und groß,
Und daß wir Sterblichen, so wie wir uns
Vor Augen stehn, nur Zeichen sind und Bilder,
Deß wirst du nimmermehr bedauern, lieber!
Dort öffnen sie das Buch des Schiksaals dir.
Geh! fürchte nichts! es kehret alles wieder,
Und was geschehen soll, ist schon vollendet. (MA I, 895, v. 301–309)*

Ägypten (in der Fiktion des Dramas ist es das des 5. Jahrhunderts v. Chr.) erscheint hier – erstmals in Hölderlins Werk – positiv konnotiert als eine Welt der Künste, der Musik und der Bilder, des Lichts und der metaphysischen Erkenntnis, ja der ewigen Wiederkehr.⁷⁰ Doch ist auch diese Charakterisierung durch die fiktionale dramatische Rede gebrochen: Möglicherweise ist alles nur der schöne Schein einer Erfüllung ver-

⁷⁰ Hölderlin ist hier möglicherweise vom positiven Ägyptenbild in Platons ‘Timaios’ (21e-25d) beeinflusst. Ferner könnte im Rahmen von Hölderlins synkretistischem Weltbild die Erinnerung an das Wirken des Moses in Ägypten anklängen. Vgl. Jan Assmann: Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur, München/Wien 1998.

sprechenden fernen Welt, den der seines Lebens überdrüssige Philosoph errichtet, um seinen lästigen Schüler endlich loszuwerden.

Denn der reale Ägypter Manes, dem der allein gebliebene Empedokles in der letzten ausgeführten Szene des Dramenfragments gleich darauf begegnet, spricht eine andere Sprache. Er tritt unvermittelt auf als ein böses, fast mephistophelisches Alter Ego, einer von den „Toten“, den Empedokles aber schon aus seiner Zeit „Am fernen Nil“ kennt (MA I, 895, v. 321 und 319). Manes will Empedokles nicht ohne Weiteres sterben lassen; dieser soll, geadelt durch seine „schwarze Sünde“ (MA I, 897, v. 349), eine letzte historische Aufgabe auf sich nehmen, gleichsam als eine Art Anti-Messias. Doch angesichts dieser Provokation fasst sich Empedokles in einem großen Monolog wieder: Er weist die Zumutung des ‚Versuchers‘ und ‚bösen Geistes‘ zurück und besinnt sich darauf, dass er seine historische Aufgabe schon erfüllt hat; nun, in einer von Krisen geschüttelten Zeit, bleibt ihm nur noch, „in heil’ge Flammen“ (MA I, 900, v. 458) hinabzugehen.

In der vorletzten und der letzten der ausgeführten Szenen des dritten ‚Empedokles‘-Fragments entwirft Hölderlin erstmals ein Bild von Ägypten, das sich von den Stereotypen der zeitgenössischen Kulturtheorien löst. Es ist in sich gespalten, schillert zwischen einer Welt der Kunst und des Lichts einerseits und einer Welt des Todes und der Versuchung andererseits. Bei aller antiken Einkleidung ist zu berücksichtigen, dass Ägypten während Hölderlins Arbeit am dritten Entwurf ungeahnte tagropolitische Aktualität erhält, unternimmt doch Napoleon Bonaparte 1798–1801 seinen Ägypten-Feldzug, in dessen Folge zahlreiche ägyptische Kunstgegenstände nach Paris gelangen, was entscheidend zu der Ägypten-Mode der folgenden Jahrzehnte beiträgt.⁷¹

⁷¹ Vgl. Ägyptomanie. Europäische Ägyptenimagination von der Antike bis heute, hrsg. von Wilfried Seipel, Wien 2000. – Gérard-Georges Lemaire: Orientalismus. Das Bild des Morgenlandes in der Malerei [frz. 2000], Köln 2000, 88–143. – Eugène Warmenbol: Napoleon und die Ägyptomanie. In: Orientalismus in Europa. Von Delacroix bis Kandinsky, hrsg. von Roger Diederer und Davy Depelchin, Ausst.-Kat. Brüssel/München/Marseille 2010/2011 [frz. 2010], München 2010, 54–71.

III

In seiner späten Lyrik befreit sich Hölderlin vollends von allen konventionellen Vorstellungen des Orients. Entworfen wird in den Elegien und Hymnen ab 1800 eine kulturelle Welt, die „von Morgen nach Abend“ führt, wie es in der ‚Friedensfeier‘ (MA I, 362, v. 30) heißt,⁷² also von der indischen Heimat des Dionysos über die Götter des Olympos bis in die hesperische ‚Heimath‘⁷³ des Dichters: „[...] so kam / Das Wort aus Osten zu uns“ (‘Am Quell der Donau’, MA I, 351, v. 35f.). Die Bewegung führt aber in zahlreichen Gedichten auch zurück von Westen nach Osten, „dem Kaukasos zu“ (‘Die Wanderung’, MA I, 337, v. 25), insbesondere in denjenigen, in denen der Lauf der Donau als Kulturbewegung gedeutet wird, aber auch in ‚Patmos‘, das von den Alpen nach „Asia“ (MA I, 448, v. 31), also nach Kleinasien, führt, von dort in die Ägäis und ins Heilige Land.

Die Formulierung aus dem Brief an Wilmans vom 28. September 1803 aber bleibt auch in diesen Kontexten relativ isoliert. Das „Orientalische“, das die griechische Kunst, insbesondere die klassische Tragödie eines Sophokles, „verläugnet“ habe, „mehr herauszuheben“, bedeutet im Kontext von Hölderlins vorangehenden, seit 1790 datierenden Texten über den Orient, dass Hölderlin nunmehr die eigene, stark zeitbedingte Verleugnung des Orientalischen, etwa in seinen frühen Aufsätzen und im ‚Hyperion‘, überwindet und nach dem Zwischenschritt des Ägypten-Bildes im dritten ‚Empedokles‘-Entwurf zu einem positiven Begriff des Orientalischen gelangt. Sicher kommt mit dem Orientalischen zu den beiden Grundtendenzen der griechischen und der hesperischen Kultur, wie sie etwa in den Böhlendorff-Briefen entfaltet werden, eine dritte Tendenz hinzu, die in den beiden anderen nicht aufgeht, sondern mit ihnen je verschiedene, in sich spannungsreiche Verbindungen einge-

⁷² Vgl. Rüdiger Görner: „Schwer verläßt, / Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort“. Zur Mythopoetik des Anfangs bei Hölderlin und Novalis. In: Euphorion 99, 2005, 511–526. – Bernhard Böschenstein: Von Morgen nach Abend. Filiationen der Dichtung von Hölderlin zu Celan, München 2006.

⁷³ Zu Hölderlins Konzept von ‚Hesperien‘ vgl. Adolf Beck: Hesperischer Orbis [1980]. In ders.: Hölderlins Weg zu Deutschland. Fragmente und Thesen, Stuttgart 1982, 155–190 und 238–242. – Michael Franz: Hölderlins Hesperien. In: Poesie und Philosophie in einer tragischen Kultur, hrsg. von Heinz Kimmerle, Würzburg 1995, 13–24.

hen kann. Möglicherweise deutet Hölderlin mit der Formulierung aber auch die Offenheit für die bislang verleugneten und nicht hinreichend erforschten orientalischen Kulturen und damit neue Möglichkeiten des kulturellen Dialogs an, die erst Jahre später von den Romantikern und in Goethes 'Divan' aufgegriffen werden.

Hölderlins lyrisches Spätwerk führt aber zugleich über diese zeitgenössischen Kontexte hinaus. Dass „das Orientalische“ nicht mehr „verläugnet“ wird, bedeutet für Hölderlin auch eine Vervielfältigung geographischer Namen und der durch diese evozierten Regionen: Neben ‚Asia‘ treten nun ‚Arabia‘, ‚Syria‘, ‚Palmyra‘ und die ‚Indier‘, die in ‚Andenken‘ (MA I, 474, v. 49) von Europa aus im Westen wie im Osten gesucht werden können. Die Dynamik der in den Texten evozierten Welten sprengt schließlich in den sehr späten Fragmenten wie ‚Timian‘ und ‚Kolomb‘ ganz die Ost-West-Achse und alle bekannten Orientierungen; sie führt an entlegenste Orte der Karibik oder der Südsee, die Hölderlin nur aus Reisebeschreibungen von Weltumsegelungen, etwa von Georg Forster, bekannt sein konnten.⁷⁴ Der Orientierungsverlust droht aber nicht nur in den unendlichen Weiten des Meeres,⁷⁵ sondern auch in der traditionell mit dem ‚Orient‘ konnotierten ‚Wüste‘, die zu einem der wichtigen Räume des Spätwerks wird, so im ‚Einzigem‘⁷⁶ und im Fragmentkomplex ‚Das Nächste Beste‘.⁷⁷ Das ‚Orientalische‘ nicht zu verleugnen, bedeutet für den späten Hölderlin, Orientierungslosigkeit zuzulassen und poetisch zu artikulieren. Damit steht er am Beginn der lyrischen Moderne in deutscher Sprache.

⁷⁴ Vgl. zum Kontext Gabriele Dürbeck: *Stereotype Paradiese. Ozeanismus in der deutschen Südseeliteratur 1815–1914*, Tübingen 2007.

⁷⁵ Vgl. Werner Kirchner: *Hölderlin und das Meer*. In ders.: *Hölderlin. Aufsätze zu seiner Homburger Zeit*, Göttingen 1967, 34–56. – Mottel 1998 [Anm. 7], 181–251. – Honold 2005a [Anm. 8], 254–258.

⁷⁶ MA I, 469, v. 75. Vgl. Beda Allemann: „Der Ort war aber die Wüste“. Interpretation eines Satzes aus dem Spätwerk Hölderlins. In: *Martin Heidegger zum 70. Geburtstag*, hrsg. von Günther Neske, Pfullingen 1959, 204–216. – Siehe generell zum Wüstentopos Uwe Lindemann: *Die Wüste. Terra incognita – Erlebnis – Symbol*, Heidelberg 2000. – Was ist eine Wüste? Interdisziplinäre Annäherungen an einen interkulturellen Topos, hrsg. von dems. und Monika Schmitz-Emans, Würzburg 2000.

⁷⁷ MA I, 420, v. 14; 422, v. 10. Vgl. Dieter Burdorf: *Hölderlins späte Gedichtfragmente: „Unendlicher Deutung voll“*, Stuttgart/Weimar 1993.

Politik zwischen Aufgeklärtem Absolutismus und moderner Staatlichkeit im Exempel: Vom Herzogtum Württemberg zum Königreich Württemberg

Von

Georg Eckert

Württemberg um 1800 ist seiner eigenartigen politisch-sozialen Struktur wegen ein spannendes Exempel für die Herausbildung moderner Staatlichkeit im Geiste einer Herrschaft von Experten, die dort wie andernorts gleichwohl heftig umstritten war. Betrieben von „geistlosen Regierungsmaschinen“ seien die zeitgenössischen Staaten,¹ merkte der von der Tagespolitik frustrierte ehemalige preußische Staatskanzler Karl Freiherr vom und zum Stein im Jahre 1822 ebenso pointiert wie prinzipiell an – und nutzte ein Argument, das auch in Württemberg weithin bekannt war. Solchen Ungeistes nämlich ziehen manche im dortigen Verfassungsstreit zwischen 1815 und 1819 jene Beamten, „um deren persönliches Interesse mehr oder weniger die Staats-Maschine sich dreht“;² Manche ziehen sie dessen noch und wieder, denn dieses Argument war kanonisch geworden, seit der Landesherr die Verwaltung ab den späten 1790er Jahren zum zentralen Gegenstand und Faktor der Reform Württembergs gemacht hatte.

‘Dessen politischer Raum hat sich ab 1800 erheblich verändert, schon in Namen und Titel: Aus dem Herzogtum Württemberg wurde mit dem 1. Januar 1806 das Königreich Württemberg, das seit 1802 eine neue Gestalt angenommen hatte – nicht allein territorial. Napoleonische Ex-

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 115–140.

¹ Heinrich Friedrich Karl Reichsfreiherr vom und zum Stein an Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern, Cappenberg, 24. August 1821. In: *Freiherr vom Stein. Briefe und amtliche Schriften*, hrsg. von Walther Hubatsch, Bd. 6, Stuttgart 1965, 381.

² Unbefangenes Urtheil über die Alt-Württembergische Verfassung von dem gewählten Volksvertreter des Oberamtsbezirks Wiblingen, Amtspfleger [Urban] Mayer daselbst. Ulm, im Julius 1819, 5.

pansionspolitik, die sich der ambitionierte Landesfürst Friedrich II./I. zunutze zu machen verstand, aufgeklärter Zeitgeist und soziale Dynamik bewirkten eine innere wie äußere Neugründung. Das kleine, strikt protestantische Land war mit der Integration zahlreicher vormals eigenständiger, meist katholischer Gebiete zu einem geschlossenen, multi-konfessionellen Staat avanciert, dessen Territorium und Einwohnerzahl sich nahezu verdoppelt hatten. Herzogliche Beamte hatten ab 1802 die Wappen der ehemals Freien Reichsstädte abgeschlagen, sie hatten Bibliotheken und Kunstwerke – ostentativ bezog man den Königsthron mit Paramenten, mit kostbaren liturgischen Textilien³ – aus säkularisierten Klöstern kassiert, sie hatten den zu Standesherrn reduzierten, einst reichsunmittelbaren Fürsten und Grafen württembergische Grenzsteine an die Schlossauffahrten gesetzt. Sie traten ab 1803 sogar in Zivil-Uniform samt Rangabzeichen auf. Das symbolisierte eine straffe Verwaltung mit klaren Instanzenwegen. Das Königreich besaß nun ein amtliches Mitteilungsblatt, in dem harte Eingriffe ins Alltagsleben wie die allgemeine Wehrpflicht bekanntgemacht wurden; es bot Religions- und Gewerbefreiheit; es billigte keine Binnenzölle, keine unterschiedlichen Maße und Gewichte mehr.⁴

Alle diese und manche andere Veränderungen gehörten zum Gestaltwandel des Staates Württemberg und der Politik im Staate Württemberg zwischen 1789 und 1815 – vor allem aber neue Protagonisten. Die dabei vollzogene Entmachtung der württembergischen Ehrbarkeit indes bedeutete mitnichten eine bloße Stärkung des Herrschers; keineswegs löste uneingeschränkter Absolutismus die oligarchische Landschaftsverfassung ab. Der Wandel forderte und förderte vielmehr eine neue Funktionselite in der Verwaltung. In diesem Wandel hin zu einer Art Expertenherrschaft bündelten sich drei Tendenzen, die er zugleich verstärkte: Das politische System musste erstens neu ausbalanciert werden, weil sich zweitens die gesellschaftlichen Gewichte erheblich verlagert hatten, aus der alten Ruhelage gebracht drittens auch durch neue Ideen.

³ Das Königreich Württemberg 1806–1918. Monarchie und Moderne, hrsg. vom Württembergischen Landesmuseum, Ostfildern 2006, 46.

⁴ Eine Zusammenfassung wesentlicher Entwicklungen leistet Bernhard Mann: Württemberg 1800 bis 1866. In: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 3: Vom Ende des Alten Reiches bis zum Ende der Monarchien, hrsg. von Hansmartin Schwarzmaier, Stuttgart 1992, 235–331.

Diesem Zusammenspiel – man könnte es als politische Mentalität bezeichnen⁵ – von ganzen Weltanschauungen, spezifischen Interessen und entsprechendem Handeln widmet sich der vorliegende Beitrag facettenartig. Er skizziert eine Typologie politischer Mentalitäten, aus deren Beschaffenheit sich die besondere Dynamik des Wandels in Württemberg erklärt. Er fragt nach Befindlichkeiten, Überzeugungen und Strategien wesentlicher Gruppen, unter die zuvörderst die traditionelle Ehrbarkeit gezählt werden muss. Wie eine neue Generation ambitionierter, akademisch qualifizierter Bürger deren Machtstellung herausforderte, gilt es zu erörtern, um die jeweiligen Akteure als Subjekte wie als Objekte des Wandels porträtieren zu können.

I Eigentum und Eigentümlichkeit der Ehrbarkeit

Ein kleiner Staat war das Herzogtum Württemberg gewesen, ein zerklüfteter. Die 1796 an Frankreich abgetretene Exklave Mömpelgard besaß gar keine Landverbindung zum Kernland, das von Freien Reichsstädten wie Esslingen, Schwäbisch Hall oder Rottweil durchbrochen, zudem von reichsunmittelbaren Grafschaften wie Waldburg-Zeil, Rechberg oder Degenfeld-Schonburg zergliedert war, die allesamt dank Napoleon an Württemberg gelangten. Erst Mediatisierung und Säkularisation durch den Reichsdeputationshauptschluss 1803 sowie weitere Abkommen (Vertrag von Ludwigsburg 1805, Rheinbundakte 1806, Frieden von Schönbrunn 1809, Vertrag von Paris 1810, Gebietstausche mit Baden und Bayern) erweiterten das Land zudem um zahlreiche geistliche Territorien, etwa um die mächtige Fürstpropstei Ellwangen und die reiche oberschwäbische Klosterlandschaft mit Abteien wie Zwiefalten oder Ochsenhausen.

Erst nach diesen Erweiterungen besaß der Herzog katholische Untertanen – und adelige. Denn Adel hatte in Württemberg seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr bestanden. Verwaltung, Kirche und Politik

⁵ Interessen sind als wesentliche Motivation kaum auszublenden, wenn gelten soll: „Mentalität manifestiert sich in Handlungen“ und sei das „Ensemble der Weisen und Inhalte des Denkens und Empfindens“ (Peter Dinzelsbacher: Zu Theorie und Praxis der Mentalitätsgeschichte. In: Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen, hrsg. von Peter Dinzelsbacher, Stuttgart 1993, XV–XXXVII; XXI).

des Herzogtums dominierte die sogenannte Ehrbarkeit, eine protestantische, bürgerliche Oligarchie. Sie bestand aus rund zweihundert Familien,⁶ die Stellen im Staatsdienst, auch Pfarrstellen und Mandate auf dem Landtag versahen und sich de facto nach dem Kooptationsprinzip ergänzten. Die Ehrbaren waren eng vernetzt, oftmals verwandt, häufig verschwägert; regelrechte Dynastien etablierten sich, geringere wie höhere. Universitätstheologen gehörten der Ehrbarkeit ebenso an wie vermeintlich nachrangige Schreiber in den Amtsstädten, die keine universitäre Ausbildung genossen und ihr Amt oft vom Vater geerbt hatten. Zumal diese örtlichen Verwaltungsbeamten personifizierten selbst eher die Herrschaft des Landes, als dass sie diejenige des Landesherrn repräsentiert hätten. Bei den Stadt- und Amtsschreibern lag bereits im Alltag die entscheidende Macht;⁷ zudem entschieden die Magistrate der Amtsstädte über die Zusammensetzung des Landtages.⁸ Ohnehin hatte der Untertan „vor Ort nicht mit dem Herrscher oder mit der Norm zu tun, sondern mit dem Amtmann, mit dem Pfarrer oder mit einem der zahlreichen weiteren Funktionsträger“.⁹

Deshalb verwehrte sich die Ehrbarkeit im späten 18. Jahrhundert hartnäckig gegen Reorganisationen der Verwaltung. Tradition und Memoria der Familien, die einen regelrechten Landschafts-Patriotismus inszenierten, genossen hohen Stellenwert. Keine Quelle führt in diese Denk- und Handlungswelt anschaulicher ein als Justinus Kerners (*1786) 'Bilderbuch aus meiner Knabenzeit': Kerners Onkel wirkte als Landschaftskonsulent, als Rechtsexperte der Landschaft, Kerners Vater hatte als Oberamtman in Ludwigsburg den eigenen Vater beerbt. Ausführlich beschrieb Kerner die Heiratsverbindungen seiner Familie und

⁶ Gabriele Haug-Moritz: Die württembergische Ehrbarkeit. Annäherungen an eine bürgerliche Machtelite der Frühen Neuzeit, Ostfildern 2009, 19.

⁷ Erwin Hölzle: Das Alte Recht und die Revolution. Eine politische Geschichte Württembergs in der Revolutionszeit 1789–1805, München/Berlin 1931, 10.

⁸ Ulrich Speck: Staatsordnung und Kommunalverfassung. Die Formierung moderner Gemeindekonzeptionen in Württemberg zwischen Ancien Régime und Frühkonstitutionalismus, Frankfurt a. M. u. a. 1997, 27.

⁹ Achim Landwehr: Policey im Alltag. Die Implementierung frühneuzeitlicher Policeyordnungen in Leonberg, Frankfurt a. M. 2000, 326.

die in mannigfachen Ämtern bewährten Ahnen, die zudem „in großen Ölgemälden“¹⁰ im Elternhause hingen.

Zur Landschaft zu gehören, sprichwörtlich „Sitz und Stimme auf dem Landtag“ zu erlangen war höchstes, macht- und prestigeträchtiges Ziel einer württembergischen Familie – weil die Herzöge stets die Zustimmung der Landschaft benötigten: Steuern durften nur mit deren Placet aufgehoben werden. Die politische Macht lag beim Landtag, den vierzehn Prälaten und circa siebzig Vertreter der Amtsstädte bildeten, und zunehmend in dessen Sondergremien, dem Engeren Ausschuss (zwei Prälaten und sechs Abgeordnete), der sich zum Größeren Ausschuss verdoppeln konnte. Das Selbstbewusstsein war seit der Reformation groß;¹¹ im Dreißigjährigen Krieg hatten die Fürsten nur unter großen Zugeständnissen finanzielle Unterstützung erhalten können; mit den Religionsreversalien, die der katholische Carl Alexander 1733 seinen protestantischen Untertanen hatte einräumen müssen, war die herrscherliche Position des Regenten weiter geschwächt, diejenige der Landschaft hingegen gestärkt worden, die sich im Erbvergleich 1770 auch gegen Carl Eugen behauptete. Dennoch herrschte die Ehrbarkeit meist eher mit dem Herzog als gegen ihn,¹² dem sie zudem die Mühen der Steuerverwaltung abnahm.

II Herausforderungen der Ehrbarkeit

Dieser eigentümlichen Konstruktion verdankte Württemberg seine politische Stabilität. Seine vielleicht größte Stärke, die soziale wie politische Beharrungskraft der ehrbaren Familien bei behutsamer Erweiterung ihres Kreises, erwies sich im ausgehenden 18. Jahrhundert freilich immer mehr als Schwäche. Die Versuche der Herzöge, mehr politische Macht an sich zu ziehen, wären als despotische Extratouren allerdings

¹⁰ Justinus Kerner: Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. In: Ausgewählte Werke, hrsg. von Gunter Grimm, Stuttgart 1981, 111–363; 116.

¹¹ Hansmartin Decker-Hauff: Die geistige Führungsschicht Württembergs. In: Beamtentum und Pfarrerstand 1400–1800. Büdinger Vorträge 1967, hrsg. von Günther Franz, Limburg an der Lahn 1972, 51–82; 59.

¹² Gerhard Oestreich: Zur Vorgeschichte des Parlamentarismus. Ständische Verfassung, landständische Verfassung und landschaftliche Verfassung. In: Zeitschrift für Historische Forschung 6, 1979, 63–80; 74.

gründlich missverstanden. Angeleitet waren sie zum Missfallen der Ehrbarkeit von guten Gründen, namentlich von erfolgreichen Exempla: Die Politik Friedrichs II. des Großen in Preußen oder Zarin Katharinas II. der Großen in Russland – bei ihnen war der spätere Herzog Friedrich II. als Offizier respektive als Provinzgouverneur in die Lehre gegangen – oder Josephs II. in Österreich gab instruktive Beispiele, welche zumal politischen und ökonomischen Vorteile der Aufgeklärte Absolutismus eines starken Herrschers mit sich bringen konnte.

Vor allem aber nötigte die wechselhafte Außenpolitik auch Württemberg zu raschen Entscheidungen, die in langen Beratungsprozessen mit der Landschaft kaum mehr gelingen konnten, wie sie ehemals auch zur komplexen Willensbildung im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation beigetragen hatten. Ihre dilatorischen Vorzüge wurden nun hinderlich. Bereits die im österreichisch-preußischen Dualismus gipfelnden anwachsenden Spannungen im Reich, erst recht aber die Revolutionskriege ließen das politische System Württembergs als allzu inflexibel erscheinen. So war – ein Unikum – das kleine Land in unmittelbarer Reichweite französischer Truppen beim Rastatter Kongress 1797 gleich von zwei Delegationen vertreten: von einer herzoglichen und von einer landschaftlichen, die freilich beide nicht zu den Verhandlungen zugelassen waren, sondern nur beobachten und antichambrieren konnten. Noch im Jahre 1803 ergab sich ein apartes Bündnis zwischen dem Kronprinzen, dessen Liaison mit der Tochter eines ehemaligen Landschaftskonsulenten per Heirat zu sanktionieren allerdings nicht gelang, und der umtriebigen Landschaft, die in Paris eine Außenpolitik am Herrscher vorbei zu arrangieren suchte.¹³

Auch für Württemberg gilt dabei, was für ganz Deutschland gesagt worden ist: „Am Anfang war Napoleon“.¹⁴ Die Außenpolitik wirkte unmittelbar auf die Innenpolitik zurück, schließlich brachten die Revolutions- bzw. Koalitionskriege extreme Belastungen mit sich: Im Jahre 1800 war Württemberg gar von Frankreich besetzt und ohnehin

¹³ Michael Franz: Hölderlin und der „politische Jammer“ II: Die Vorgeschichte des „Hochverratsprozesses“ von 1805. In: Hölderlin: Literatur und Politik, Turm-Vorträge 7, 2008–2011, hrsg. von Valérie Lawitschka, Tübingen 2012, 39–67; 53–55.

¹⁴ Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1994, 11.

immer wieder truppenversorgungs-, das heißt kontributionspflichtiges Aufmarschgebiet, schließlich als Mitglied des Rheinbundes verpflichtet, 1809 mit Frankreich gegen Österreich und insbesondere 1812 gegen Rußland zu ziehen; auch der Koalitionswechsel nach der Völkerschlacht 1813 gegen Frankreich bedeutete teure militärische Verpflichtungen. Die intendierte Ineffizienz der Steuerbewilligung und Steuerbeitreibung durch die Landschaft, die das politische System lange stabilisiert hatte, bedrohte die Verteidigungsfähigkeit des Landes seit den 1790er Jahren. Denn über die nun enorm strapazierte Steuerkasse hatte bislang allein die Landschaft verfügt, die sogar über die Zusammensetzung des Geheimen Rates mitbestimmte – unterstützt vom Kaiser, der an eigenständigen und zugleich ehrgeizigen Landesherren wenig Interesse besaß. Immer wieder verklagte die Landschaft ihren Herrscher erfolgreich beim Wiener Reichshofrat, gleichsam dem Verfassungsgericht des Alten Reiches.

Die bedrohliche Lage ab 1799 indes, in der akute militärische Schlagkraft zum wichtigsten Ziel des Kaisers aufstieg, änderte die Konjunkturen. Nun überzog Friedrich II. – als Kurfürst ab 1803 zudem mit dem Privilegium *de non appellando* vor Prozessen mit seinen Untertanen geschützt – die Landschaft erfolgreich mit Klagen. Um Entscheidungs- und Handlungsfreiheit zu gewinnen, attackierte der Herzog die ständischen Steuerrechte. Er berief sich stets auf die unabweisliche „Notwendigkeit“ seiner Maßnahmen, die landschaftliche Beratung nicht dulden könnte – und darauf, dass Stände, die solch alternativlose Politik nicht mittrügen, obsolet geworden seien. Gerade das Finanzverwaltungsrecht der Landschaft machte der Herzog seinerseits zum Gegenstand einer Klage vor dem Reichshofrat, letztlich in einer öffentlichen Kampagne.¹⁵ Sicherheit und Verwendung der Steuern seien „durch ein höchst mangelhaftes Verwaltungssystem“ derart gefährdet, dass noch der „beste landesherrliche Wille den Verschwendungen keinen wirksamen Widerstand zu leisten“ vermöge; ein so „verdorbenes Steuerkassenwesen muß wohl jedermann für rätselhaft finden“, resümierte die Klageschrift und forderte einen „ausgedehnteren Wirkungskreis“ für die monarchischen Befugnisse.¹⁶

¹⁵ Paul Sauer: Der schwäbische Zar. Friedrich: Württembergs erster König, Stuttgart 1984, 162f.

¹⁶ Beschwerdeschrift an den Kaiser. Hauptstaatsarchiv Stuttgart, E 31, Büschel 151.

Die Ehrbarkeit geriet durch solche Angriffe unter heftigen politischen Druck, der einen mächtigen sozialen Resonanzkörper in Schwingungen versetzte. Just die lange Wartezeit, in der sich sozialer Aufstieg politisch geltend machen konnte, geriet in ein Missverhältnis zum erheblichen demographischen Wachstum,¹⁷ zur immer kürzeren Zeit, innerhalb deren Familien nunmehr auch in Württemberg ökonomisch reüssierten, und zur steigenden Selbstrekrutierung¹⁸ der Ehrbarkeit. In Staatsdienste und in den Landtag zu gelangen war schwer genug, wenn man nicht bereits in die Ehrbarkeit aufgenommen war; selbst für ehrbare Familien wurde es überdies zur Zumutung, durchschnittlich rund fünfzehn Jahre im Größeren Ausschuss sitzen zu müssen, um in den mächtigen Engeren Ausschuss zu gelangen,¹⁹ der seinerseits Selbstversammlungsrecht genoss.²⁰ Seit dem späten 17. Jahrhundert hatte sich die Ehrbarkeit auf immer weniger Familien verengt²¹ – dieses Machtkartell integrierte ambitionierte Bürger kaum mehr, ob mehr oder minder vermögende. Zumal steuerzahlende Kaufleute, deren Interessen viele Reformen nach 1800 wie etwa die Gewerbefreiheit beförderten, waren in der stän-

¹⁷ Für Südwestdeutschland insgesamt lässt sich zwischen 1750 und 1800 ein Wachstum von annähernd einem Drittel beobachten: Wolfgang von Hippel: Wirtschafts- und Sozialgeschichte 1800 bis 1918. In: Handbuch der baden-württembergischen Geschichte, Bd. 3 [Anm. 4], 477–784; 505. Schon 1796 attestierte eine Flugschrift, bei deren anonymem Verfasser es sich um Hölderlins Freund und Kompromotionalen Ernst Hesler handelte, eine erhebliche Konkurrenz: „Württemberg hat auch zu allen öffentlichen Ämtern Kandidaten genug, und leider! Weil die öffentlichen Prüfungen nicht streng genug sind, nur zu viel“ – [Anonymus:] Winke für die Wähler und Gewählten zum Landtage Württembergs, Göttingen 1796, 14. Diese und sämtliche Quellen sind für den vorliegenden Text behutsam orthographisch angepasst worden.

¹⁸ Bernd Wunder: Privilegierung und Disziplinierung. Die Entstehung des Berufsbeamtentums in Bayern und Württemberg (1780–1825), München 1978, 99 f.

¹⁹ Gabriele Haug-Moritz: Württembergischer Ständekonflikt und deutscher Dualismus. Ein Beitrag zur Geschichte des Reichsverbands in der Mitte des 18. Jahrhunderts, Stuttgart 1992, 72.

²⁰ Johannes Dillinger: Die politischen Mitspracherechte der Landbevölkerung. Württemberg, Baden-Baden und Schwäbisch-Österreich im 15. bis 18. Jahrhundert. In: Auf dem Weg zur politischen Partizipation? Landstände und Herrschaft im deutschen Südwesten, hrsg. von Sönke Lorenz und Peter Rückert, Stuttgart 2010, 29–43; 36.

²¹ Haug-Moritz [Anm. 6], 42.

dischen Verfassung nicht repräsentiert, die zunehmend als überholungsbedürftig kritisiert wurde.²²

Aus dem größten Sieg der Ehrbarkeit, dem Erbvergleich aus dem Jahre 1770,²³ entwickelte sich mittelfristig ihre größte Niederlage. Die Einmütigkeit gegenüber dem Landesherren schwand seit jenem Vertrag, der den Ausschuss über den Landtag gestellt hatte: Dass ersterer die Einberufung des Plenums zu verhindern suchte,²⁴ beschränkte die politische Macht auf eine Oligarchie, in der die knappen Mandate schon umstritten genug waren. Die Auseinandersetzungen innerhalb der Ehrbarkeit sprengten ihr faktisches Monopol auf politisch-soziale Geltung: Namentlich wer bislang nicht vertreten war, darunter ab 1803 alle Untertanen in den neuen Gebieten des Herzogtums, erhob Ansprüche, umso vehementer, je weiter das Gedankengut der Aufklärung um sich griff.

Bereits Carl Eugen ergriff diese Gelegenheit beim Schopfe. Seine Hohe Carls-Schule, 1781 gegründet, sollte eine neue Funktionselite jenseits der Ehrbarkeit heranziehen. Einen Typus, auf den der Herzog setzte, vertraten ausländische Adelige, einen anderen vertrat exemplarisch Friedrich Schiller (*1759) – begabte junge Männer, am besten aus kleinen Verhältnissen, hervorragend ausgebildet und dem Landesherren statt der Landschaft verpflichtet. Selbst manche Ehrbarkeits-Dynastien akzeptierten dieses Angebot und wandten sich dem Herrscher zu. So bedauerte ausgerechnet der aus traditioneller Ehrbarkeit stammende Justinus Kerner, dass er nicht mehr an der Carls-Schule hatte studieren können,²⁵ die von der Landschaft vehement attackiert²⁶ und 1794 von Ludwig Eugen aufgehoben worden war. Wer sich an der Carls-Schule

²² Hartmut Lehmann: Die württembergischen Landstände im 17. und 18. Jahrhundert. In: Ständische Vertretungen in Europa im 17. und 18. Jahrhundert, hrsg. von Dietrich Gerhard, Göttingen 1974, 183–207; 205.

²³ Matthias Stickler: Von der Landschaft zur Verfassung von 1819. Württembergs Weg zum monarchischen Konstitutionalismus (1514–1819). In: Aufbrüche in die Moderne. Frühparlamentarismus zwischen altständischer Ordnung und monarchischem Konstitutionalismus: Schlesien – Deutschland – Mitteleuropa, hrsg. von Ronald Gehrke, Köln/Weimar/Wien 2005, 73–102; 83.

²⁴ James Allen Vann: Württemberg auf dem Weg zum modernen Staat 1593–1793, Stuttgart 1986, 271.

²⁵ Kerner [Anm. 10], 358.

²⁶ Robert Uhland: Geschichte der Hohen Karlsschule in Stuttgart, Stuttgart 1953, 73.

oder an der Tübinger Universität für den Staatsdienst qualifizierte, bedrohte den Vorrang der keineswegs durchgängig akademisch gebildeten Ehrbarkeit. Eine neue bürokratische Elite begann im 18. Jahrhundert, von der Zentrale aus deren lokale Machtstellung²⁷ herauszufordern.²⁸ Die Verwaltung unterlag einer Akademisierung und Professionalisierung, so dass etwa ein absolviertes Jura-Studium zur Voraussetzung eines Postens im Geheimen Rat wurde²⁹ – ein deutliches Signal, das Ehrbarkeits-Dynastien besonders beunruhigen musste. Der soziale Wandel trieb diese Entwicklung ebenso voran wie aufklärerische Rationalitätsideale,³⁰ die Traditionen ersetzten;³¹ er resultierte im Ausbau des Bildungswesens und in einer vermehrten Zahl von Studienabsolventen. Ihnen bot der Staatsdienst eine verheißungsvolle Alternative zu prekärer Hofmeisterei – in Württemberg wie andernorts.

Just der Landesherr wurde zum Advokaten des Fortschritts und wusste sich als hoch gelehrter Praktiker zu inszenieren. Der 1793 verstorbene Carl Eugen hatte die Hohe Carls-Schule in Stuttgart aufgebaut und sich selbst zum Rektor der Universität in Tübingen ernannt. Sein Neffe Friedrich II. erntete die gelehrten Früchte solcher Bemühungen, weil ihm zahlreiche junge Akademiker willig zu Diensten standen. Paradoxerweise vermochte er dabei Argumente, die seit 1789 Allgemeinplätze geworden waren, weitaus besser zu nutzen als seine landschaftlichen Gegner. Gewiss empfand er alles andere als jenen „politischen Jammer“,³² den Friedrich Hölderlin 1796 angesichts der gescheiterten

²⁷ Horst Carl: Württemberg in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Philipp Matthäus Hahn 1739–1790, Ausstellungskatalog, Bd. 2: Aufsätze, hrsg. vom Württembergischen Landesmuseum, Stuttgart 1989, 11–41; 22.

²⁸ Vann [Anm. 24], 237.

²⁹ Bernd Wunder: Die Sozialstruktur der Geheimratskollegien in den süddeutschen protestantischen Fürstentümern (1660–1720). Zum Verhältnis von sozialer Mobilität und Briefadel im Absolutismus. In: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 58, 1971, 145–220; 152.

³⁰ Andreas Fahrmeir: Revolutionen und Reformen. Europa 1789–1850, München 2010, 33.

³¹ Wolfgang Kaschuba: Aufbruch in die Moderne – Bruch der Tradition? Volkskultur und Staatsdisziplin in Württemberg während der napoleonischen Ära. In: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Ausstellung des Landes Baden-Württemberg, Katalog, Bd. 2: Aufsätze, hrsg. vom Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Stuttgart 1987, 669–689; 671.

³² Hölderlin. Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe [StA], hrsg. von Fried-

französischen Expansion samt ihren revolutionären Prinzipien fühlte. Aber er folgte dem Zeitgeist auf dem Fuße. Energischer als die Landschaft insgesamt forderte in Württemberg der Herrscher Innovationen, obgleich selbstredend keine demokratischen. Der Staat Friedrichs II. vielmehr zeigte sich „seiner innersten Tendenz nach traditionslos“,³³ weil die Tradition nun einmal von missliebiger landschaftlicher Mitbestimmung geprägt war – also bediente der Herzog statt ihrer aufgeklärte Effizienz- und Effektivitätsvorstellungen. Überliefertes Standesrecht sollte dem Vernunftstaat weichen, Zweckmäßigkeit über Herkommen siegen. Gerade auf diese Weise bedrohte der Aufgeklärte Absolutismus, als dessen konsequenter Vertreter sich der Herrscher zu inszenieren verstand, die Ehrbarkeit. Diese berief sich insbesondere auf das „alte gute Recht“ und wusste zwar despotische Schreckensbilder gegen einen starken Landesherren zu präsentieren, gezeichnet etwa von Christian Daniel Friedrich Schubarts Hohenasperger Haft. Aber ein starker Landesherr lag zugleich im Interesse jener, die in der Ehrbarkeit nicht oder nicht mehr oder noch nicht zum Zuge kamen.

Gerade ein aufstrebendes Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum hatte schon die strikte Herrschaft Carl Eugens als attraktiver empfunden denn das, was ihm als Despotie einer landschaftlichen Oligarchie erschien; „Ja, wenn Herzog Carl noch lebte“ – beinahe sehnsüchtig gedachte der freiheitsliebende, aus der Ehrbarkeit stammende Pfarrerssohn Friedrich Wilhelm Joseph Schelling dessen Regierungszeit.³⁴ Der Herrschaftsantritt Friedrichs II. 1797 nach den reformarmen, aber der Auswirkungen der Französischen Revolution wegen durchaus ereignisreichen Intermezzi Ludwig Eugens (1793–1795) und Friedrich Eugens (1795–1797) wiederum gab allen Anlass, auf einen tatkräftigen Erneuer-

rich Reißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, 8 in 15 Bdn., Stuttgart 1943–1985; hier Brief Hölderlins an Carl Gock, Frankfurt am Main, 13. Oktober 1796, StA VI, 218.

³³ Erwin Hölzle: Württemberg im Zeitalter Napoleons und der Deutschen Erhebung. Eine deutsche Geschichte der Wendezeit im einzelstaatlichen Raum, Stuttgart/Berlin 1937, 51.

³⁴ Friedrich Wilhelm Joseph Schelling an Joseph Friedrich Schelling [November 1797]. In: Historisch-kritische Ausgabe, Reihe 3, Briefe 1: Briefwechsel 1786–1799, hrsg. von Irmgard Möller und Walter Schieche, Stuttgart 2001, 144.

erer zu hoffen;³⁵ kein Provinzdespot, als der er übel beleumundet ist, sondern Pragmatiker und überaus gewiefter, ja mitunter skrupelloser Taktiker, trachtete der Herzog danach, die Ehrbarkeit aufzusprengen, um politische Handlungsfreiheit zu gewinnen. Er wandte sich demonstrativ der Landschaft zu, in der eine gewisse Veränderungsstimmung lag. Ein breiter Strom von Schriften floss in die Debatten des Reformlandtages 1797–1799 ein, der den Ständestaat behutsam stabilisieren sollte.³⁶ Mehr als zweihundert Flugschriften lassen sich vor und während der Sessionen zählen, teils revolutionäre Pamphlete, teils gelehrte Ausarbeitungen über das „alte Recht“.

Dieser publizistische Strom unterspülte vor allem die bisherige Ernennungs- und Beförderungspraxis von Beamten: Stellen waren de facto im Erbvollzug innerhalb der Ehrbarkeit weitergegeben worden, Avancement war strikt nach dem Senioritätsprinzip erfolgt – um die Herrschaft des Ausschusses zu stabilisieren. Just dieser Usus hatte zunehmend Kritik erregt, selbst der 1759 auf dem Hohentwiel inhaftierte Landschaftskonsulent Johann Jakob Moser hatte zum Verdruss der Ehrbarkeit gefordert, in der Verwaltung das Leistungsprinzip über Seniorität zu stellen.³⁷ Die Ehrbarkeit wurde selbst in ihren eigenen Reihen angegriffen; was den einen als sakrosankte Tradition galt, brandmarkten andere als korrupte Verfilzung. Ein anonymes Autor rügte im Umfeld des Reformlandtages, dass „die Magistrate des Landes, mehr und weniger, mit unwissenden, kenntnislosen, schlechtgesinnten Männern besetzt sind“;³⁸ ein anderer beklagte Stellenvergabe per Inkompetenz, weil Eltern die Ansicht pflegten, „daß diejenigen ihrer Knaben, die in der Schule die wenigste Geschicklichkeit zeigen, der Schreiberei gewid-

³⁵ Volker Press: Der württembergische Landtag im Zeitalter des Umbruchs 1770–1830. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 42, 1983, 255–281; 267.

³⁶ Ewald Grothe: Der württembergische Reformlandtag 1797–1799. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 48, 1989, 161–200; 163.

³⁷ Hans-Eugen Specker: Die Verfassung und Verwaltung der württembergischen Amtsstädte im 17. und 18. Jahrhundert. Dargestellt am Beispiel Sindelfingen. In: Verwaltung und Gesellschaft in der südwestdeutschen Stadt des 17. und 18. Jahrhunderts, hrsg. von Erich Maschke und Jürgen Sydow, Stuttgart 1969, 1–21; 12.

³⁸ [Anonymus:] Ueber die Unwirksamkeit und Gebrechen der Württembergischen Magistratsverfassung, [ohne Ort] 1797, 3.

met werden sollen“, und forderte Qualifizierungsmaßnahmen samt öffentlicher Prüfungen.³⁹

Kompetenzen und Experten gerieten zum Argument in solchen Debatten. Deren Austragungsort wurde die Öffentlichkeit, einem breiten Publikum vermittelt insbesondere durch Johann Friedrich Cottas (*1764) gedruckte Landtagsprotokolle und seine 'Allgemeine Zeitung'. Cottas Karriere ist ebenso aufschlussreich wie diejenige seines Bruders; beide Söhne eines vermögenden Tübinger Buchhändlers studierten mit dem Ziel des Staatsdienstes, gar heimlich sowie wider Familienrason und väterlichen Willen Friedrich Christoph (*1758), der zeitweilig Staatsrecht an der Carls-Schule lehrte und publizistisch, ab 1791 in Straßburg als Kommissar der Republik wirkte.⁴⁰ Öffentlichkeit war aber nicht nur Forum geworden, auf dem der Landtag verhandelt wurde, sondern auch Argument, dessen sich Friedrich II./I.⁴¹ – im Streit um den Verfassungsoktroi von 1815 bemühte sich der König ausdrücklich um die Publikation von Hegels Verfassungsschrift – ebenso bediente wie aufstiegswillige Beamte und Beamtenkandidaten jenseits der Ehrbarkeit: Man warf den Ausschüssen eine Arkanwirtschaft vor. Gegen die Front der ehrbaren Beamten wandte sich der Fürst vornehmlich,⁴² indem er aufstiegswilligen ständischen Beamten herausgehobene Stellen anbot.⁴³ Württemberg war nicht allein „Purgatorium der Standesherrn“,⁴⁴ die

³⁹ [Anonymus:] Über die Bedienung der Advocaten und Schreiber in Württemberg, Stuttgart 1797, 7.

⁴⁰ Monika Neugebauer-Wölk: Revolution und Constitution. Die Brüder Cotta: Eine biographische Studie zum Zeitalter der Französischen Revolution und des Vormärz, Berlin 1989.

⁴¹ Ina Ulrike Paul: Integration durch Reform – Württembergs Weg aus dem Alten Reich zum modernen Staat. In: Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation 962 bis 1806. Altes Reich und neue Staaten 1495 bis 1806, Bd. 2: Essays, hrsg. von Heinz Schilling, Werner Heun und Jutta Götzmann, Dresden 2006, 343–355; 343.

⁴² Manfred Hettling: Reform ohne Revolution. Bürgertum, Bürokratie und kommunale Selbstverwaltung in Württemberg von 1800 bis 1850, Göttingen 1990, 25.

⁴³ Sauer [Anm. 15], 242.

⁴⁴ Heinz Gollwitzer: Die Standesherrn: Die politische und gesellschaftliche Stellung der Mediatisierten 1815–1918. Ein Beitrag zur deutschen Sozialgeschichte, Göttingen 1964, 54.

mit ihrer Mediatisierung sämtlichen politischen und rechtlichen Vorrang einbüßten, sondern eben zugleich auch Purgatorium der Ehrbarkeit.

III Akteure des Wandels

Dass sich keine der besagten Gruppen innerhalb wie außerhalb der Ehrbarkeit trennscharf markieren lässt, weder sozial noch politisch noch intellektuell, gehört zur Eigenart der Epoche, zu ihrem dynamischen Wesen. Gleichwohl lassen sich gewisse Typologien entwickeln, die sich pauschalen, allzu moralisierenden Zuordnungen entziehen, die schon zeitgenössisch als Kampfbegriffe genutzt wurden: Weder „fortschrittlich“ noch „rückschrittlich“, weder „despotisch“ noch „volksfreundlich“, weder „egoistisch“ noch „patriotisch“ stellen hilfreiche Kategorien dar. Aufgeklärt waren ohnehin alle Akteure. Auch in dieser Hinsicht bestand eine „Generation 1806“,⁴⁵ die besagte Argumentationsmuster für ihre jeweiligen Zwecke einzusetzen verstand.

Die Grenzen der Ehrbarkeit wurden am Ende des 18. Jahrhunderts fester, entsprachen aber nicht mehr der sozialen Realität. Ein formales Kriterium existierte freilich nicht, das über die Zugehörigkeit entscheiden hätte. In ihren Reihen standen Pfarrer, Bürgermeister und weitere Beamte, darunter vor allem zahlreiche nicht akademisch geschulte; eine konsequente Scheidung zwischen einem gelehrten und einem ungelehrten Zweig fällt bereits schwer. Ersteren repräsentierte etwa die Familie Stockmayer: Auf Christof Friedrich (*1661), Prälat von Bebenhausen, Mitglied im Größeren und im Engeren Ausschuss, folgte in allen Ämtern sein ältester, gleichnamiger Sohn (*1699), während dessen Bruder Johann Friedrich (*1705) als Landschaftskonsulent amtierte, dessen Sohn Amandus Friedrich (*1731) Landschaftssekretär wurde, unmittelbar abgelöst vom gleichnamigen Sohn (*1760).⁴⁶ Letzteren vertrat etwa die Familie Kerner: Der Vater des Dichters Justinus, Christoph Ludwig (*1744), hatte als Oberamtmann in Ludwigsburg auch das bürokratische Erbe seines Vaters Johann Georg angetreten. Durch

⁴⁵ Wolfgang Burgdorf: Ein Weltbild verliert seine Welt. Der Untergang des Alten Reiches und die Generation 1806, München 2006.

⁴⁶ Eugen Adam Alb: Stockmayer, württembergische Familie. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 54, 1908, 536–542.

familiäre Bindungen, Heiraten und Gremienkooptation vernetzt, war die Ehrbarkeit in der örtlichen Verwaltung verankert; sie beherrschte Landtag und Ausschüsse. Den Status quo verteidigten diese Familien nach Kräften und suchten eine Repräsentativverfassung zu verhindern; daran knüpfte sich die Forderung, Beamtenstellen sollten nach Seniorität versehen werden. All diese Anliegen fasste der Appell an das „gute alte Recht“ zusammen, das einen entscheidenden strategischen Vorzug genoss – als kleinster gemeinsamer Nenner gegen heterogene, konkurrierende Interessen des Herzogs oder bürgerlicher Emporkömmlinge. Intensiv genutzt wurde es vom Reformlandtag bis zur landständischen Versammlung, die ab 1815 die königliche Verfassungsvorlage beriet.

Schon nicht mehr zum traditionellen Profil der Ehrbarkeit passte eine akademische Facette, wie sie beispielsweise Eberhard Friedrich Georgii (*1757) aufwies, Generalsohn und nach Studium an der Tübinger und zumal an der aufgeklärten Muster-Universität zu Göttingen Professor an der Carls-Schule, zwischen 1797 und 1799 auch Landschaftskonsulent. Sein Ziel einer behutsamen Reformierung des politischen Systems verfehlte er;⁴⁷ nicht den Buchstaben, sondern den historischen Geist der Verfassung trachtete er zu wahren. Solche Männer suchten den Ausgleich, auch weil sie ihre Machtstellung maßgeblich ihrer Vermittlertätigkeit zwischen Herzog und Ehrbarkeit verdankten, nicht der Ehrbarkeit allein.

Einen markant anderen Typus stellte hingegen ein Bürgertum dar, das Aufstieg über akademische Wege suchte und fand; es wurde aber nur begrenzt in die Ehrbarkeit eingelassen, wie des Ludwigsburger Bürgermeisters Christian Friedrich Baz (*1762) Vita zeigt, der auf eine gelehrte Karriere hoffte⁴⁸ – er blieb vielleicht nicht zufälligerweise unverheiratet, von den Ehrbaren eben nicht in ihren Reihen akzeptiert, obschon er in wichtige Funktionen einrückte. Im Grunde waren seine Reformansprüche zumindest für die Ausschussmitglieder schon zu am-

⁴⁷ P. Stälin: Georgii, Eberhard Friedrich. In: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 8, 1878, 714.

⁴⁸ Barbara Vopelius-Holtzendorff: Das Recht des Volkes auf Revolution? Christian Friedrich Baz und die Politik der württembergischen Landstände von 1797–1800 unter Berücksichtigung von Hegels Frankfurter Schrift von 1798. In: „Frankfurt aber ist der Nabel dieser Erde“. Das Schicksal einer Generation der Goethezeit, hrsg. von Christoph Jamme und Otto Pöggeler, Stuttgart 1983, 104–134; 110.

bitioniert: „Keine Einrichtung ist auf immer gleich gut und zweckmäßig, keine, die nicht mit der Zeit einer Abänderung und Verbesserung fähig wäre“,⁴⁹ argumentierte er, um bei aller Gegnerschaft zum Herzog durch Jährlichkeit des Landtages die Macht der Ausschüsse zu beschränken. Solche Gestalten konnten dem Landesherrn unangenehm werden, der Baz schließlich wegen Landesverrats inhaftieren ließ. Solche Gestalten konnte aber auch auf Karriere-Avancen eingehen: Der Herzog schuf für ergebene Beamten Sonderrechte,⁵⁰ die ihnen die Ehrbarkeit nicht verschaffen konnte.

Weder von der Landschaft noch vom Herzog ließen sich hingegen überzeugte Revolutionäre gewinnen. Gewiss stand ein Umsturz im Südwesten nicht bevor, den eine marxistisch angeleitete Historiographie im „Kampf der Volksmassen und ihrer mutigsten Sprecher“ hat erblicken wollen.⁵¹ Der vermeintlichen Avantgarde fehlte es an Menge und Homogenität, sie blieb ein Sammelbecken unzufriedener Solitäre wie etwa Johann Georg Kerner (*1770), ältester Bruder des Dichters, nach dem Besuch der Carls-Schule zum Revolutionsanhänger geworden und seit 1791 in Straßburg, später in Paris Propagator der Republik. Infolge des gescheiterten Reformlandtages erhofften sich so manche einen Neuaufbau des Staates, die bei nur behutsamen Veränderungen weiterhin von politischer Partizipation ausgeschlossen geblieben wären – vornehmlich solche, die erstens lediglich aus der niederen Ehrbarkeit oder aber dem wirtschaftlichen Bürgertum stammten, also zweitens keine Perspektive auf Avancement besaßen, obschon sie drittens nach ihrem Universitätsstudium auf eine Karriere im Staatsdienst hofften und viertens einer jungen Generation angehörten, die enge Kontakte ausgebildet hatte: oft schon in den Studentagen, in eigenen Clubs beziehungsweise Bünden, in Freundschaften, die zugleich politische Netzwerke darstellten⁵² – so etwa Georg Wilhelm Friedrich Hegel (*1770), Sohn eines mittleren Be-

⁴⁹ [Christian Friedrich Baz:] Ueber das Petitionsrecht der Württembergischen Landstände. Für alle und zu allen Zeiten lesbar, [ohne Ort] 1797, 5.

⁵⁰ Bernd Wunder: Der württembergische Personaladel (1806–1813). In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 40, 1981, 494–518; 496.

⁵¹ Heinrich Scheel: Süddeutsche Jakobiner. Klassenkämpfe und republikanische Bestrebungen im deutschen Süden Ende des 18. Jahrhunderts, [Ost-]Berlin 21971, XI.

⁵² Gerade die Affäre Sinclair zeugt von zahlreichen persönlichen Verbindungen, die noch immer einer systematischen Netzwerk-Analyse harren. Vgl.

amten und einer Mutter aus wohlhabendem Hause, Johann Christian Friedrich Hölderlin (*1770), Sohn eines studierten Klosterhofmeisters und einer Pfarrerstochter, dessen jüngerer Halbbruder schließlich Schreiber wurde,⁵³ und Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (*1775), Sohn eines Geistlichen. Mag das Trio nun auf den Tübinger Neckarwiesen einen Freiheitsbaum gepflanzt haben, wie die Mär es will: Den Anspruch, den Staat nach allgemeingültigen Prinzipien neu zu errichten, setzte man in solcher Mentalität gerne mit dem Landesherrn, aber gegebenenfalls auch bereitwillig gegen ihn um, gerne mit der Ehrbarkeit, aber gegebenenfalls auch bereitwillig gegen sie.

Manche der ehemals Radikalen wandelten sich freilich während der napoleonischen Zeit zu staatstragenden Denkern und Beamten. Sie fanden Verbündete an der Spitze der Exekutive, beileibe nicht nur in Württemberg: Zahlreiche der leitenden Minister jener Jahre – allesamt aus dem Reichsadel, allesamt mit Universitätsbildung, allesamt gut vernetzt – wie Karl August von Hardenberg (*1750, Preußen), Heinrich Friedrich Karl vom und zum Stein (*1757, Preußen), Maximilian von Montgelas (*1759, Bayern), Sigismund von Reitzenstein (*1766, Baden) oder Klemens Wenzel Lothar von Metternich (*1773, Österreich) vermochten junge, aufstrebende Beamte an sich zu binden. Diesen Typus vertrat in Württemberg Philipp Christian Friedrich von Normann-Ehrenfels (*1756),⁵⁴ der nach einer Zeit auf der Carls-Schule als Geheimer Rat, Staatsminister und Innenminister Karriere machte. Auch andere württembergische Minister wie Ulrich Lebrecht von Mandelsloh (*1760), Ferdinand Ludwig von Zeppelin (*1772), Carl Friedrich Heinrich Levin von Wintzingerode (*1778) und Eugen von Maucler (*1783) folgten diesem Muster und förderten loyale Beamte jenseits der Ehrbarkeit, die Reformen ins Werk zu setzen und dabei eher pragmatisch, nach Maßstäben der Vernunft eben, als ideologisch vorzugehen verstanden.

Werner Kirchner: Der Hochverratsprozeß gegen Sinclair. Ein Beitrag zum Leben Hölderlins, Frankfurt a. M. 1969, 24.

⁵³ Valérie Lawitschka: Kloster – Stift – Beruf. In: Hölderlin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hrsg. von Johann Kreuzer, Stuttgart/Weimar 2002, 20–30; 20.

⁵⁴ Ina Ulrike Paul: Diplomatie und Reformen „für Württembergs bleibende Größe“. Philipp Christian Friedrich Graf von Normann-Ehrenfels und die Entstehung des modernen württembergischen Staates. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 68, 2009, 321–343.

IV Wandel der Akteure

Die Gegensätze zwischen diesen Gruppen, die im späten 18. Jahrhundert entstanden waren, vertiefte die Französische Revolution. Sie schied die Geister, sie ermutigte, sie entmutigte. Nicht nur veränderte sie die Spielregeln der Politik, sondern auch die Mitspieler. Die zahlreichen Feldzüge und Friedensschlüsse, die einander in so rascher Folge ablösten (Frieden von Basel 1795, Separatfrieden mit Frankreich 1796, Frieden von Campo Formio 1797), zwangen schon ihres enormen Finanzbedarfs wegen Landschaft und Herzog an den Verhandlungstisch. Zugleich war absehbar, dass Württemberg für die linksrheinischen Verluste entschädigt würde, aber durchaus unklar, wie die hinzugewonnenen Landesteile nun zu verwalten wären. Im Reformlandtag von 1797 bis 1799 tobten Debatten um das politisch und sozial neuralgische Wahlrecht; die nichtakademische Ehrbarkeit errang einen ersten Sieg, indem Professorenamt und Deputiertentätigkeit 1797 für inkompatibel erklärt wurden. Gleichwohl kam es zu Umbesetzungen im um- und zerstrittenen Größeren Ausschuss: Nur sieben der sechzehn Mitglieder wurden wiedergewählt, der exponierte Landschaftskonsulent Stockmayer trat ab. Zwei Fraktionen erblickte Johann Friedrich Cotta im August 1798: Die eine zielt ab auf „Festgründung u. Ausbildung unserer Constitution, die andere will die gänzl. Umänderung o[der] Republik“.⁵⁵ Genau zwischen diesen beiden Parteien stand der Herzog, taktierte, suchte Fraktionen gegeneinander auszuspielen, machte Angebote – vor allem an ambitionierte Landeskinder, die das Machtmonopol der Ehrbarkeit auszuhöhlen versprachen; seine Berufsbeamten rekrutierte er „meist aus dem mittellosen Bürgertum“.⁵⁶

Darin bestand der Wandel der Akteure. Keine Gruppe konnte auf dem Landtag ihr Interesse durchsetzen, auch nicht der Herzog – er löste den Landtag am Ende des Jahres auf, wohlwissend, dass die veränderte außenpolitische Lage seinen Konfrontationskurs begünstigte. Württemberg beteiligte sich an der Zweiten Koalition, kämpfte mit Groß-

⁵⁵ Johann Friedrich Cotta an Karl Friedrich Reinhard, 21. August 1798. Zitiert nach: Neugebauer-Wölk [Anm. 40], 355.

⁵⁶ Bernd Wunder: Die Entstehung des modernen Staates in Baden und Württemberg. In: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons, Bd. 2 [Anm. 31], 103–120; 109.

britannien und Österreich gegen Frankreich; Friedrich II. bildete den Geheimen Rat um, indem er Beamte der Ehrbarkeit entließ, und wagte schließlich 1805 den offenen Staatsstreich,⁵⁷ indem er die Landschaft aufhob. Ein Verfassungskampf tobte bis 1819, teils latent, teils permanent, ausgefochten jedenfalls zunächst vor dem Wiener Reichshofrat und in Württemberg selbst; zimperlich gingen weder die Landschaft, die weiterhin eine eifrige Separataußenpolitik betrieb, noch der Landesherr vor, der kurz vor der französischen Besetzung im Jahre 1800 eine rechtlich mehr als fragwürdige, geheime Untersuchung gegen Baz anstrebte.⁵⁸ Justinus Kerner hatte noch viele Jahre später gegenwärtig, wie dieses Vorgehen „unter den Familien eine allgemeine Angst verbreitet“ habe.⁵⁹

Immerhin waren Notzeiten angebrochen, die Notstandsmaßnahmen zu legitimieren versprachen: Es schlug die Stunde der Exekutive, die Friedrich II. systematisch ausbaute – auf Kosten der Ehrbarkeit. Mit dem Reichsdeputationshauptschluss 1803 hatte er die Handhabe bekommen, um die Landschaft gänzlich aus der politischen Verfassung Württembergs herauszuhebeln. Die erheblichen Gebietsgewinne aus Säkularisation und Mediatisierung wurden nun dezidiert ohne die Ehrbarkeit verwaltet: Weil die hinzugewonnenen Territorien in Neuwürttemberg keine ständischen Vertretungen kannten, verding das Argument der Tradition nicht, mit dem die Landschaft stets Mitbestimmungsansprüche erhoben hatte. Weil die neuen Untertanen aber zu einem erheblichen Teil der katholischen Konfession angehörten, wurde wiederum die Position der auf ihrem strikten Protestantismus beharrenden Landschaft unhaltbar. So entfiel auch der Grund, den protestantischen Prälaten politischen Vorrang einzuräumen: Gelehrtenfamilien wie die Bidembachs, als Geistliche stets auf dem Landtag präsent, verloren ihre Macht aus heiterem Himmel.⁶⁰ Schon ließ der Vertrag von Ludwigsburg 1805 die gesamte altwürttembergische Verfassung obsolet werden: Napoleon

⁵⁷ Ernst Rudolf Huber: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789, Bd. 1: Reform und Restauration 1789 bis 1830, 2., verb. Auflage, Stuttgart 1967, 329.

⁵⁸ Michael Franz: Hölderlin und der „politische Jammer“ I: Die angebliche ‚revolutionäre Verschwörung‘ von 1799/1800. In: Hölderlin: Literatur und Politik [Anm. 13], 9–38; 16.

⁵⁹ Kerner [Anm. 10], 291.

⁶⁰ Julian Kümmerle: Luthertum, humanistische Bildung und württember-

ermächtigte seinen schlagkräftigen Juniorpartner, Adel und Stände zu entmachten, Ständeversammlung und -kasse wurden aufgelöst.

Nicht nur die unmittelbaren politischen Institutionen indes veränderte der Landesherr, sondern auch seine Verwaltung und seine Amtsleute. Seinen zusätzlichen Bedarf an kompetenten Beamten deckte der 1803 zum Kurfürst erhobene Herzog gerade nicht aus den Reihen der Ehrbarkeit. Die hinzugewonnenen Gebiete führte er von Ellwangen aus als Nebenland, aus dem er eine „Vorschule für die Schöpfung des Gesamtstaates“⁶¹ machte; als Regierungszentrale etablierte er ein Staatsministerium. Das schuf Bewährungschancen für diejenigen Beamten, die sich dem König künftig als loyal erwiesen und sich von ihren ehrbaren Kollegen distanzierten,⁶² und Aufstiegsmöglichkeiten nach Maß von Loyalität und Leistung für qualifizierte Staatsdiener, denen die auf Seniorität achtende Ehrbarkeit solches verwehrt hatte. Damit entzog der Herrscher der Ehrbarkeit auch ihr soziales Fundament, ihr Monopol auf begehrte, entscheidungsbefugte Anstellungen. Schließlich wurden akademische Kenntnisse, über die wiederum die Beamten der Ehrbarkeit größtenteils nicht verfügten, zum Einstellungskriterium erhoben.

Das hatte Kalkül und Konsequenz. Jene Sprache der Effizienz, der Effektivität, der Notwendigkeit, verkörperte den Geist der Gesetze, die ab 1803 in immer dichter Folge erlassen wurden – wie an der genannten Klage des Herzogs gegen die Stände nachzuweisen ist: Der Herrscher stellte eine akute „Notwendigkeit“ fest, die ständische Steuerverwaltung qua ihrer Inkompetenz abzulösen. Nur ein Experte durfte indes Anspruch erheischen, solche vermeintlichen sachlichen Notwendigkeiten erkennen und behandeln zu können; ein nicht qualifizierter Schreiber hingegen keineswegs, dem also beispielsweise die Suche nach „einer gleichförmigen und zweckmäßig organisierten Administration“ nicht zuzutrauen war, wie sie 1803 das ‘Organisations-Manifest für die neu erworbenen Lande’ forderte.⁶³ „Zweckmäßigkeiten“ und „Notwendigkeiten“

gischer Territorialstaat. Die Gelehrtenfamilie Bidembach vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Stuttgart 2008, 368.

⁶¹ Hölzle [Anm. 33], 79.

⁶² Sauer [Anm. 15], 242.

⁶³ Organisations-Manifest für die neu erworbenen Lande, Stuttgart, 01. Januar 1803. In: Ina Ulrike Paul: Württemberg 1797–1816/19. Quellen und Studien zur Entstehung des modernen württembergischen Staates, Bd. 1, München 2005, 83–93; 83.

wendigkeiten“, wie sie in zahlreichen Quellen aus jener Zeit auftreten, erfüllten als Ausdruck einer spezifischen politischen Mentalität gleich mehrere Funktionen. Sie wandten sich an ein aufgeklärtes Publikum, dem solche Argumente plausibler erschienen als die Berufung auf althergebrachte Gerechtsame. Sie signalisierten eine Staatsverwaltung auf dem neuesten Stand des Wissens, über das nur verfügen konnte, wer hinreichend qualifiziert war: nicht-akademische Schreiber selbstredend nicht. „Ob es nicht von nachteiligen Folgen sei und zur Konzentrierung von Unordnungen gereiche, wenn in den Stadtschreibereien der Sohn auf den Vater und überhaupt zu nahe Verwandte aufeinander folgen“, ließ Friedrich II. bereits 1803 bejahend begutachten,⁶⁴ ehe er unmittelbar in die Ämterbesetzung eingriff.⁶⁵

Zum großen Verlierer der Reformzeit zwischen Reichsdeputationshauptschluss und Wiener Kongress gerieten die Ehrbarkeit allgemein sowie besonders deren Angehörige, die ihre Loyalität nicht auf den Herrscher umzuwenden verstanden. Mit der Aufhebung der Landschaft waren ihre politischen Vorrechte annulliert, zugleich war ihre administrative und soziale Sonderstellung aufgehoben. Vorerst in Neuwürttemberg, sodann in ganz Württemberg schränkten neue Mittelbehörden fortan die Macht der örtlichen Beamten massiv ein. Die nunmehr weisungsgebundenen Schreiber wurden auch nicht mehr nach Länge der Schriftsätze von den Untertanen bezahlt, sondern fix besoldet, verloren Einkommen und lokale Autorität. Das traf die politische Mentalität der Ehrbarkeit bis ins Mark, weil Ämter praktizierte Befugnisse bedeuteten. Obendrein unterstanden Amtsversammlungen fortan der Leitung des akademisch geschulten Oberamtmanns und bedurften der Genehmigung des Staatsministeriums.⁶⁶ Gegen das „geburtsständische Herrschaftsmodell“⁶⁷ war nicht zuletzt die Einführung einer Beamten-

⁶⁴ Amtsnachfolge bei verwandten Personen in den Stadt- und Amtsschreibereien. Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 205 I, Büschel 36.

⁶⁵ Paul [Anm. 63], 312.

⁶⁶ Walter Grube: Dorfgemeinde und Amtsversammlung in Altwürttemberg. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 13, 1954, 194–219; 218.

⁶⁷ Bernd Wunder: Die Einführung der Ziviluniformen in Württemberg (1803–1817) und ihre Bedeutung. Ein Beitrag zur Rezeption von Verwaltungsreformen im napoleonischen Europa. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 67, 2008, 313–352; 349.

uniform eine heftige Maßnahme, der sich die betroffenen Beamten nur äußerst widerwillig fügten.⁶⁸ Zum Frontalangriff auf die Ehrbarkeit als handelndes Kollektiv gehörte schließlich auch, dass 1812 im Innenministerium (im heutigen Sinne eher ein Staatsministerium) ein bürokratischer Geschäftsgang den bislang kollegialen Usus ablöste.⁶⁹

Zur staatstragenden Schicht entwickelten sich aufstrebende Beamte mit akademischer Bildung. Sie wurden Nutznießer und Agenten des Wandels, weil sie Stellen im Staatsdienst und Aufstiegschancen erhielten, zuallererst Prestige: „zur Belohnung und Ermunterung ausgezeichneten Verdienste im Zivildienst“⁷⁰ wurde ein eigener Orden gegründet. Doch derlei Maßnahmen wirkten sich nicht im bloßen Tausch von Eliten, sondern in der Neuschaffung einer Elite aus. Sie verband nicht nur alt- und neuwürttembergische Beamte,⁷¹ sondern öffnete sich allen, die sich auf eine stete Semantik von Notwendigkeit sowie zeitgemäßem Handeln einließen und Expertise als statusgebendes Merkmal begriffen. Unter den loyalen Beamten befanden sich spätere Liberale, die sich vorläufig mit dem König gegen die Schreiber verbanden, aber eben auch manche Schreiber, die selbst nach mehrjähriger Berufstätigkeit noch ein Studium begannen, wie etwa Friedrich List (*1789).⁷² Bereits 1806 durften fortan „nur solche, die nach beizubringenden Attestaten wenigstens zwei Jahre auf dieser hohen Schule studiert haben, um eine Stelle, welcher Art sie auch sei, sobald sie Studien erfordert, sich melden“,⁷³ zur Voraussetzung für den Staatsdienst also wurde ein Studium

⁶⁸ Ina Ulrike Paul: Aktion – Reaktion – Modifikation. Zur Durchsetzung staatlicher Reformpolitik in Württemberg. In: Krieg und Umbruch in Mitteleuropa um 1800. Erfahrungsgeschichte(n) auf dem Weg in eine neue Zeit, hrsg. von Ute Planert, Paderborn u. a. 2009, 27–44; 36.

⁶⁹ Alfred Zeller: Über die Entwicklung württ. Verwaltungseinrichtungen im XIX. Jahrhundert. In: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 54, 1898, 441–466; 446.

⁷⁰ Statuten des Königl. Civil-Verdienst-Ordens, d.d. 6. Nov. 1806. In: Königlich-Württembergisches Staats- und Regierungsblatt vom Jahr 1807, Nr. 58, 285.

⁷¹ Paul [Anm. 63], 318.

⁷² Paul Gehring: Friedrich List. Jugend- und Reifejahre 1789–1825, Tübingen 1964, 28.

⁷³ Gen. Rescript, die Verbindlichkeit auf der Universität Tübingen zu studieren betr., Stuttgart, 22. Juni 1806. In: Königlich-Württembergisches Staats- und Regierungsblatt vom Jahr 1806, Nr. 16, 96 f.

in Tübingen, wo 1817 eine Staatswirtschaftliche Fakultät eingerichtet werden sollte; 1807 führte man zusätzlich ein verpflichtendes Referendariat ein, das „nach bestandener Prüfung in der Theorie“⁷⁴ praktische Fertigkeiten verlangte; abgeschlossen war dieser Akademisierungsprozess mit der Ausbildungs- und Verwaltungsreform des Jahres 1817.⁷⁵ Beamte rückten unterdessen in der Hof-Hierarchie auf, so weit, dass im Rang-Reglement Minister vor mediatisierten Fürsten, Kreishauptleute vor den „Chefs der gräflichen Häuser“ rangierten;⁷⁶ Spitzenbeamte wurden generell nobilitiert, so dass manche Dienstränge gleichsam zum „Reservoir für einen späteren Geburtsadel“ avancierten.⁷⁷

Politisch wirkungslos blieben hingegen radikale Reformer, weil Außenpolitik und der neue Karrieremotor des Staatsdienstes eine Reform von unten erschwerten. Hier gelang nämlich, was etwa in Frankreich vor 1789 immer mehr gescheitert war: Das dortige politisch-soziale System hatte aufstrebende Vermögende nicht mehr zu integrieren vermocht⁷⁸ – just das leistete Württemberg durchaus, das attraktive Beamten-Stellen anbot und auf diese Weise eine „Mißstimmung unter der aufgeklärten Akademikerschaft“⁷⁹ verhinderte. So fanden die spärlichen süddeutschen Jakobiner weder in Württemberg noch bei Napoleon in Paris nachhaltige Unterstützung. Manche retteten sich in eine Ästhetisierung der Welt, die sie dadurch politisch retten zu können glaubten – nicht um politische Ohnmacht zu kompensieren, sondern um sie durch eine Nationalerziehung zu reduzieren: Mit Blick vor allem auf die griechische Antike glaubte man, politische Schwäche als Preis für kulturelle Blüte

⁷⁴ Kön. Dekr. die Qualifikation zum Eintritt in die höheren Kön. Staatsdienste betr., Stuttgart, 24. Februar 1807. In: Königlich-Württembergisches Staats- und Regierungsblatt vom Jahr 1807, Nr. 1, 3.

⁷⁵ Bernd Wunder: Grundrechte und Freiheit in den württembergischen Verfassungskämpfen 1815–1819. In: Grund- und Freiheitsrechte im Wandel von Gesellschaft und Geschichte. Beiträge zur Geschichte der Grund- und Freiheitsrechte vom Ausgang des Mittelalters bis zur Revolution von 1848, hrsg. von Günter Birtsch, Göttingen 1981, 435–459; 456.

⁷⁶ Königlich-Württembergisches Rang-Reglement, Stuttgart, 18. Dezember 1808 [gedruckt]. Hauptstaatsarchiv Stuttgart, E 30, Büschel 90.

⁷⁷ Wunder [Anm. 50], 502.

⁷⁸ Thomas E. Kaiser and Dale K. van Kley: Introduction. In: From Deficit to Deluge. The Origins of the French Revolution, ed. by Thomas E. Kaiser and Dale K. van Kley, Stanford 2011, 1–36; 25.

⁷⁹ Wunder [Anm. 18], 321.

zahlen zu dürfen, gar zu müssen. Das sogenannte 'Älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus' (1797) postulierte also, „daß es keine Idee vom Staat gibt, weil der Staat etwas *mechanisches* ist, so wenig als es eine Idee von einer *Maschine* gibt“; man suchte das Weltenheil in der Ästhetik, um „das ganze elende Menschenwerk von Staat, Verfassung, Regierung, Gesetzgebung – bis auf die Haut entblößen“ zu können.⁸⁰

So distanzierten sie sich nicht allein von der Ehrbarkeit, sondern auch vom Pragmatismus der Reformbeamten, so weit, dass sie wortwörtlich nicht mehr als ernstzunehmend galten. Der Duktus jener Untersuchung gegen Isaac von Sinclair, in deren Verlauf bei Friedrich Hölderlin erstmals ein Übergang von „Wahnsinn in Raserey“ (StA VII 2, 337) diagnostiziert wurde, ist in gewisser Weise auch symptomatisch für den Experten- und Vernunft-Staat jenseits der Ehrbarkeit, den König Friedrich I. postulierte. Man schloss die angeblichen Verschwörer nämlich nachgerade ob ihrer Denkgangsart aus Politik und Gesellschaft aus – politische Schwärmerei, wie man sie Sinclair vorwarf,⁸¹ wurde in jenen Jahren kurzerhand mit politischem Wahnsinn gleichgesetzt, Revolutionsneigung mit Geisteskrankheit. Nicht umsonst besagte ein 1809 erlassenes Gesetz gegen Majestätsbeleidigung, „daß jeder, der sich öffentlich injuriöse Äußerungen über die Allerhöchste Person des Königs zuschulden kommen läßt, als sinnlos betrachtet, und somit straflos gelassen werden, jedoch aber, um ihn für die Gesellschaft unschädlich zu machen, zu Bekleidung jedes öffentlichen Amtes unfähig erklärt sein solle“.⁸²

V Politik als Expertenherrschaft

Der Wandel der württembergischen Politik bestand letztlich weniger in den einzelnen Inhalten der zahlreichen Reformen nach 1800 als vielmehr im Wesen der Politik selbst: Sie wurde zunehmend als Experten-Ange-

⁸⁰ Das älteste Systemprogramm. Studien zur Frühgeschichte des deutschen Idealismus, hrsg. von Rüdiger Bubner, Bonn 1973, 261–265; 265 [Hervorhebungen im Original].

⁸¹ Ursula Brauer: Isaac von Sinclair. Eine Biographie, Stuttgart 1993, 222.

⁸² Königl. Decret, injuriöse Aeusserungen gegen die Allerhöchste Person betr. d.d. 16. Aug. 1809. In: Königlich-Württembergisches Staats- und Regierungsblatt vom Jahr 1809, Nr. 40, 337.

legenheit behandelt, in der die traditionelle Ehrbarkeit gleichsam wegen Inkompetenz ihre Vorherrschaft verlieren musste. Andere Typen machten nun Politik. In Württemberg geschah zu einem guten Teil ebenfalls, was für andere Rheinbundstaaten erwiesen ist: Die Bürokratie erhielt den „Status eines zwischen Monarch und Gesellschaft gelagerten Standes“,⁸³ aus einer Verwaltungsreform ergab sich eine neue Gesellschaftsordnung.⁸⁴ Sie bildete sozusagen ein Scharnier zwischen der aufgelösten Stände- und der noch nicht bestehenden Schichten-Gesellschaft.⁸⁵

Gesellschaft und Staat beherrschte vorläufig kein Stand mehr, sondern eine Funktionselite, aus deren Institutionalisierung erst eine bürgerliche Schicht im liberalen Sinne des 19. Jahrhunderts entstehen konnte. Nicht mehr die Ehrbarkeit prägte Politik und Verwaltung, sondern vielmehr akademisch geschulte Bürger, deren von wissenschaftlicher Kompetenz geprägte Mentalität von König Friedrich I. gefördert wurde – er betrieb die Entstehung einer neuen Elite, die quer zu bisherigen Loyalitäten lag. Den sozialen Wandel machte er sich zunutze, durch neue Verwaltungsstruktur und neues Verwaltungsrecht, aber nicht minder durch eine auf angebliche Reformnotwendigkeiten insistierende Semantik, die in Württemberg in besonderer Weise hervorsteht. Im tiefgreifend veränderten Staat und seinen postulierten „Notwendigkeiten“ erfüllten sich bürgerliche Rationalitätserwartungen und Aufstiegshoffnungen gleichermaßen. Treue als qualifizierendes Merkmal blieb für den Herrscher vordringlich, aber weder der Landschaft noch den neuen Beamten noch der Öffentlichkeit gegenüber so sagbar – einer Mentalität von Vernunft und Expertise hätte sie diametral widersprochen.

Aus dem disparaten Herzogtum Württemberg wurde also der einheitliche Raum des Königreiches Württemberg, den weniger eine erbliche Oligarchie als eine meritokratische Bürokratie zu füllen und zu beherrschen begann. Darin bestand der Übergang zu moderner Staatlichkeit: im Ende der ständischen Macht der Ehrbarkeit, im Beginn einer elitären Experten-Herrschaft. Kompetenz wurde zum Kernargument der Staats-

⁸³ Eckhardt Treichel: Der Primat der Bürokratie. Bürokratischer Staat und bürokratische Elite im Herzogtum Nassau 1806–1866, Stuttgart 1991, 571.

⁸⁴ Andreas Schulz: Herrschaft durch Verwaltung. Die Rheinbundreformen in Hessen-Darmstadt unter Napoleon (1803–1815), Stuttgart 1991, 262.

⁸⁵ Willi A. Boelcke: Sozialgeschichte Baden-Württembergs 1800–1989. Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Stuttgart 1989, 114.

‘Patmos’ im Überblick

Konzentrierte Rückschau auf die Arbeitsgruppe des 1. Juni 2012

Von

Bernhard Böschenstein

räson, gegen das mit dem landschaftlichen „guten alten Recht“ kaum mehr anzukommen war – dem Anspruch nach zumindest: In die Praxis ließ sich diese Strategie nur unter erheblichen Reibungsverlusten umsetzen, Loyalität wog letztlich schwerer als Fachkenntnis.⁸⁶ Traditionelle „Biederkeit und Treue“⁸⁷ zur altwürttembergischen Konstitution, an die im Verfassungskampf ab 1815 so manche altständische Poeten und Politiker appellierten,⁸⁸ vermochten sich jedenfalls kaum mehr gegen den Weltgeist zu behaupten. Dieser appellierte vehement an die sachliche „Notwendigkeit der neuen Verfassung“,⁸⁹ die für das Königreich Württemberg ebenso gelte, wie sie bereits für das Herzogtum Württemberg bestanden habe. Dieser noch eingehend zu erforschenden Sprache bedienten sich die „Modernisierer“ des frühen 19. Jahrhunderts allenthalben und allerorten, keineswegs nur im deutschen Südwesten. Württemberg ist in diesem Sinne nur Exempel, aber ein besonders instruktives. Hier leuchtet bereits jene „Sachgesetzlichkeit“⁹⁰ auf, die zum Merkmal moderner Politik und Staatlichkeit geworden ist.

⁸⁶ Wunder [Anm. 18], 319.

⁸⁷ [Anonymus:] Der Hochansehnlichen Stände-Versammlung des Königreichs Württemberg in tiefgefühlter Ehrfurcht gewidmet von den dankbaren Mitbürgern am 26. Juli 1815. In: *Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs*, hrsg. von Karl Steiff, 6. Lieferung, Stuttgart 1908, 805–806; 805.

⁸⁸ Joachim Gerner: *Vorgeschichte und Entstehung der württembergischen Verfassung im Spiegel der Quellen (1815–1819)*, Stuttgart 1989, 196.

⁸⁹ Georg Friedrich Wilhelm Hegel: [Beurteilung der] Verhandlungen in der Versammlung der Landstände des Königreichs Württemberg im Jahr 1815 und 1816. XXXIII Abteilungen. In: *Werke*, Bd. 4: Nürnberg und Heidelberger Schriften 1808–1817, hrsg. von Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt a.M. 1986, 462–597; 498.

⁹⁰ Helmut Schelsky: *Der Mensch in der wissenschaftlichen Zivilisation*. In ders.: *Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze*, Düsseldorf/Köln 1965, 439–480; 453.

Das Hauptthema der Tagung galt den Räumen.

‘Patmos’ verbindet eine geschichtsphilosophisch reflektierte Prozessualität mit entsprechenden Raumvorstellungen, woraus eine Dynamisierung der Raumverhältnisse resultiert. Diese Verzeitlichung des Raumhaften ist für den poetischen Ertrag der Hymne besonders fruchtbar.

Deren Zusammenhalt ermöglicht die scharf konturierte Verwandlung einer anfangs menschnah erscheinenden Christusgestalt in eine die Welt hinter sich lassende Geistesfiguration, zu deren Eigentümlichkeit gehört, dass sie die anfänglich dominierenden antiken Züge Christi der Prüfung durch den Entzug ebendieser antiken körperlichen Fassbarkeit aussetzt und dadurch so umgestaltet, dass einerseits die negativen Seiten eines Traditionsbruchs und universalen Verlusts sichtbar werden, andererseits gerade dadurch ein Weg der Vergeistigung eingeschlagen werden kann, der das scheinbar Verlorene durch die Orientierung am überlieferten heiligen Wort in einen höheren Zustand überführt und dadurch rettet.

Nach wie vor ist es meine Überzeugung, dass die „Gefahr“,¹ von der der Anfang der Hymne zeugt, in der zu großen Nähe des Gottes besteht.² Das Rettende ist eine Form der Mittelbarkeit, die die gefährliche Nähe durch Brückenschläge überwindet: zwischen Gott und Mensch durch

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 141–145.

¹ Friedrich Hölderlin. *Sämtliche Werke und Briefe* [Klassiker Ausgabe = KA], hrsg. von Jochen Schmidt, 3 Bde., Frankfurt a.M. 1992–1994; hier KA I, 350, v. 3.

² Diese Auffassung habe ich erstmals in meiner Dissertation vertreten: *Hölderlins Rheinymne*, Zürich 1959, 7–10. Wolfgang Binder hat ihr zugestimmt, in: *Hölderlin-Aufsätze*, Frankfurt a.M. 1970, 371, Anm. 3. Jochen Schmidt hat sie abgelehnt (vgl. KA I, 978).

die Adler des Johannes, die auch die Adler des Zeus sind; zwischen Erde und Abgrund durch die Alpensöhne, die „auf leichtgebauten Brücken“ wandeln.³ „Die Gipfel der Zeit“⁴ sind wohl in Verbindung zur Gottesnähe zu verstehen: als eine Erscheinungsform der bedrängenden Präsenz des Göttlichen, in Gestalt der von Gott gesandten, ihn vertretenden Botschafter, die seiner Gegenwart Ausdruck verleihen, wie z. B. die Patriarchen, die Propheten, die Jünger Christi. Jetzt, im Augenblick einer Zeitenwende, wo sie in großer Dichte sich angesammelt haben, wird die Notwendigkeit ihres Zusammenhangs besonders groß und ist dessen Fehlen besonders schmerzhaft. Hölderlins Dichtung, insbesondere seine späten Hymnen, haben die Bestrebung, diesen Zusammenhang zu stiften, verdeutlicht, so z. B. in der Hymne 'Am Quell der Donau'.

Die folgenden Strophen dienen eben dieser Stiftung des schmerzhaft vermissten Zusammenhangs. Die Wahl des Johannes, des Lieblingsjüngers Christi und des Verfassers der Apokalypse (für Hölderlin ein und dieselbe Gestalt), nimmt für das Amt des Vermittlers insofern eine herausragende Stellung ein, als er, auf einer griechischen Insel innerhalb der griechischen kleinasiatischen Inseln tätig, auch zwischen antiker und christlicher Welt vermittelt, was Hölderlins tiefstem Bedürfnis entspricht, wie sich aus 'Brot und Wein', 'Friedensfeier' und 'Der Einzige' erschließen lässt. Die strahlende antike Präsenz ist hier auch als Gegensatz zur Insel Patmos zu verstehen. Dort dominiert die Sonne, das Gold im Paktol, das Feuer in den Blumen, das Licht im Schnee. Der Efeu des Dionysos bewächst die Felswände. Ein Gegenbild dazu bildet Patmos mit der Armut seines Wesens. Lauter Klagen bestimmen seine Atmosphäre, die vom Leiden gezeichnet wird. Beide Aspekte, die strahlende Antike und deren Ablösung durch die Christi Wirken anzeigende Hilfe für Notdürftige, durchdringen die folgenden Strophen, wo Christus als antike Gottheit und die Verwandlung der Weltgeschichte durch seinen bevorstehenden Tod einander verbunden werden.

Fortan geht es um den Wandel, der vom Leben „unter der Sonne“⁵ zum Leben nach deren Untergang sich entwickelt, in Zwischenstufen, die auch durch Rückblicke des Gottes gekennzeichnet sind. Christi Tod und das Erlöschen des Tags der Sonne werden eines: Das konkrete

menschlich göttliche Geschehen und die Ausweitung zum gesamten geschichtsträchtigen Kosmos sind *ein* untrennbarer Vorgang.

Charakteristisch dafür ist die Vereinigung von Freude und Trauer, die beide von Christus ausgehen. Dass die einsame Zeit der Gottverlassenheit dennoch von Freude erfüllt ist, zeigt das Eigentümliche der Wirkung Christi an, dessen antike Strahlkraft nun in verwandelter Form die Zeit der Gottvergessenheit und der allgemeinsten Zerstreuung überdauert, so dass der entschwundene Christus erneut als Sonne „frohlockend[]“⁶ erscheint. Diese Wiederkehr wird durch die Versenkung in die „heilige[] Schrift“⁷ erlangt. Die lange Zeit nach Christi Tod ist auch eine Zeit der Offenbarung „heilige[r] Schriften“⁸. Mit ihnen endet der Gesang. Er evoziert gleichermaßen die große Gottesferne auf Erden wie die niemals abbrechende Gottespräsenz, in unerwarteter gegenseitiger Durchdringung.

Vor allem die „tief an den Bergen“ grünenden „lebendige[n] Bilder“⁹ der Nacht der Zeit bleiben überaus bedeutsam, wenn wir daran erinnern, dass Hölderlins Hymnen immer neu diesen doppelten Zustand der Gleichzeitigkeit von Sichtbarkeit und geheimnisvoller Abgründigkeit Göttliches verkündigender Bilder durchhalten. Man kann diese „Abgründe der Weisheit“¹⁰ durch alle sowohl freudigen als trauervollen Etappen des Gedichts verfolgen, wenn man sich stets den Gesamtprozess der Hymne in den einzelnen Stufen gegenwärtig hält. Es gilt, sich gelegentlich auch freizumachen von der natürlich legitimen Vorstellung eines aus aufeinanderfolgenden Strophen gefügten Gesangs. Diesem eignet auch eine überwältigende Simultaneität all seiner Teile, dergestalt, dass wir vielfach das Zusammenspiel von Gegenwärtigkeit und Abwesenheit des Gottes erfahren. Diese Simultaneität zielt auf eine Zukunft, die alles Geschehen biblisch bezeugter direkter Gegenwart Christi in die hier zum Hauptthema sich entwickelnde neue Erfahrung seines Wesens verwandelt: eine vergeistigende Aneignung aus pietistisch meditativer Durchdringung steht bevor und ermöglicht die Abwehr unbewältigter Versuchung zu voreiligen und selbstischen falschen Got-

³ KA I, 350, v. 8.

⁴ KA I, 350, v. 10.

⁵ KA I, 352, v. 94.

⁶ KA I, 355, v. 181.

⁷ KA I, 355, v. 194.

⁸ KA I, 356, v. 207.

⁹ KA I, 353, v. 120.

¹⁰ KA I, 353, v. 119.

tesbildern. Die Demut vor dem Gang des gotterfüllten Schicksals des durch den Geschichtsverlauf bezeugten Prozesses einer neuen Form der Gottespräsenz ermöglicht stufenweise die Erkenntnis der göttlichen Werke, die, nach langer Unsichtbarkeit, sich dem geduldig forschenden Geist zu erkennen geben, wie es jetzt im Verlauf des eben vorgetragenen Gesangs geschieht.

Es geht also durchweg um eine Aktualisierung von Christi postumer Wirkung in einer glorreichen Fortsetzung seines einmaligen antik gestalteten Wirkens. Er bleibt ein Sonnenwesen, durch den ihn unseren Blicken entziehenden Geschichtsprozess hindurch, indem von uns ein großes Maß an Glaubenskraft verlangt wird, ehe die neue Gestalt Christi sich in den Worten offenbart, die er uns hinterlassen hat. Was hier vorliegt, ist ein unerbittliches, zielstrebiges Drama, der gewaltigste Umbruch der Zeiten, für den eine gläubige, zuversichtliche Einstellung allein vor unbedacht verfrühtem Zugriff zu gewaltsamer Vorwegnahme schützt. Nur wer den totalen Gottesentzug durchsteht, kann diesen äußerste Geduld erheischenden Vorgang bis zu seinem beglückenden letzten Zustand durchhalten.

Schon die erste Strophe belehrt uns über die synthetisch den Ausgangspunkt des bevorstehenden Umbruchs verdichtende Perspektive. Die die antike Welt evozierende Partie ist im gleichen Maße glanzvoll, wie ihre Fortsetzung den Entzug dieses Glanzes betont. Die Strophe, die Christi Gegenwart vor dem Tod darstellt, vollzieht zugleich den Übergang anhand des antik gefärbten „Gastmahls“¹¹ im Zeichen des „Weinstocks“,¹² der die Antike des Dionysos in den erinnernden Gottesdienst nach dem Tode des Gottes überführt. Dass noch der Sterbende der „Freudigste[]“¹³ heißt, verrät sein Wirken auf die hier dargestellte Zukunft hin. Der „Gewittertragende“¹⁴ wird die „Wetter Gottes“¹⁵ am Pfingsttag schicken, um die Richtung des weiteren Prozesses nach seinem Weggang anzuzeigen: im Namen des Geistes, der hier mehrfach mit der „Freude“¹⁶ verbunden wird. Die Gläubigen haben anhand sei-

ner höchsten Beschwörungskraft beim Sieg der Güte über das Böse eine Fortsetzung der Gedächtnistradition zu leisten, die sich nach einer Zeit der Versuchungen an der triumphalen Bezeugung von Christi Sonnenhaftigkeit orientieren wird, vermittelt durch vergeistigende Vertiefung in das überlieferte heilige Wort.

Diese letzte tröstende Wendung ist freilich nicht zu trennen vom Empfänger dieser dem Landgrafen von Homburg gewidmeten Hymne, der eine solche Gesinnung auf seine zeitbedingte Weise zur Geltung gebracht hatte, als er, in einem Brief an den zuerst vorgesehenen Klopstock, den Auftrag zu diesem Gedicht formulierte.

¹¹ KA I, 352, v. 82.

¹² KA I, 352, v. 81.

¹³ KA I, 352, v. 90.

¹⁴ KA I, 352, v. 78.

¹⁵ KA I, 353, v. 102.

¹⁶ KA I, 353, v. 115.

Hölderlins „Vaterland“ – konkreter Raum, Schimäre, Utopie?

Bericht aus der Arbeitsgruppe

Von

Michael Franz

Besprochen werden sollten drei Fragen zum Komplex des Themas „Vaterland“ bei Hölderlin:

- Wie verwendet Hölderlin das Wort „Vaterland“ in seinen Briefen?
- Worauf bezieht sich der Ausdruck „Deutsches Reich“ im Sprachgebrauch von Hölderlins Umkreis?
- Welches waren die wichtigsten politischen Projekte in Süddeutschland um 1800?

Leider konnte die geplante Lektüre der Seite 76 des Homburger Foliohefts mit dem zweimaligen bedeutsamen Vorkommen des Wortes „Vaterland“ wegen der fortgeschrittenen Zeit nicht mehr stattfinden.

I

In Hölderlins Briefen kommt das Wort „Vaterland“ insgesamt, wenn ich richtig gezählt habe,¹ an 26 Stellen vor (s. Anhang). Soweit ich sehe, verwendet Hölderlin das Wort in mindestens vier verschiedenen

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 146–156.

¹ Das ‘Wörterbuch zu Friedrich Hölderlin. Auf der Textgrundlage der Großen Stuttgarter Ausgabe’ ist nicht über die ersten beiden Bände hinausgekommen: I. Teil: Die Gedichte, bearbeitet von Heinz-Martin Dannhauer, Hans Otto Horch und Klaus Schuffels in Verbindung mit Manfred Kammer und Eugen Rüter, Tübingen 1983; II. Teil: Hyperion, bearbeitet von Otto Horch, Klaus Schuffels und Manfred Kammer in Verbindung mit Doris Vogel und Hans Zimmermann, Tübingen 1992. Deshalb mussten die Belege mit der Hand, bzw. der Suchfunktion der Online-Ausgabe der Stuttgarter Ausgabe auf der *website* der Württembergischen Landesbibliothek zusammengestellt und dann in die Seitenzahlen der Ausgabe ‘Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe’ [Münchner Ausgabe = MA], hrsg. von Michael Knaupp, 3 Bde.,

Bedeutungen: einerseits in einer konkret-realen, hauptsächlich für das Herzogtum Württemberg (14 mal), an einer Stelle auch für den mehrere Territorien umgreifenden Raum Schwaben (Nr. 5); sodann in einer allgemein-relationalen Bedeutung im Sinne von Herkunftsgegend (Nr. 3 und 4); drittens in einer unbestimmt-politischen Bedeutung (Nr. 1, 2, 12, 26) und schließlich viertens in einer spezifisch poetologischen Bedeutung, die zwar möglicherweise mit der einen oder anderen der zuvor genannten Bedeutungen überlappt (Nr. 22, 23, 24, 25), aber eine ganz spezifisch hölderlinische Emphase des Begriffs einführt, die hier in der Arbeitsgruppe noch nicht behandelt werden konnte; ein einziges Mal spricht Hölderlin vom „deutschen Vaterland“ (Nr. 18).

Was die zeitliche Abfolge dieser Belege betrifft, so fällt auf, dass der konkret-reale Sinn des Wortes (synonym mit „Württemberg“ oder „Schwaben“) 1801, vor der Abreise nach Frankreich, zum letzten Mal auftaucht, während der spezifisch poetologische Sinn des Wortes erstmalig nach der Rückkehr aus Frankreich auftritt. Der unbestimmt-politische Sinn findet sich dagegen vom Anfang (1792) bis zum Ende (1804) der Belegreihe. Ihn übernimmt Hölderlin immer wieder einmal aus der politisch-patriotischen Emphase dichterischer Tradition von Horaz bis Schiller, wie am deutlichsten im Zitat Nr. 2 wird, wo Hölderlin Horazens *Pro patria mori*-Ode (Carmina III.2) mit einem Zitat aus Schillers ‘Don Carlos’ kombiniert. Dieser Sprachgebrauch ist topisch.

Der spezifisch poetologische Sinn des Vaterlandsbegriffs scheint mir – trotz der Vielzahl von Vorträgen und Aufsätzen zum Verhältnis der Attribute „vaterländisch“ und „hesperisch“ – immer noch unklar zu sein.² Das muss nicht unbedingt nur an den Auslegern der beiden Böhlendorff-Briefe liegen, die bekanntlich diese beiden Attribute miteinander verknüpfen.³ Im zweiten dieser Briefe nennt Hölderlin ja auch Nürtingen seine „Vaterstadt“, was sie bekanntlich nicht gewesen ist,

München/Wien 1992–1993 transformiert werden. Auf diese Weise können sich Fehler eingeschlichen haben.

² Näher habe ich mich dazu geäußert in meiner Rezension der ‘Analecta Hölderliniana’ von Anke Bennholdt-Thomsen und Alfredo Guzzoni. In: *Arbitrium* 2012, 78–86.

³ Vgl. zuletzt noch Lawrence Ryan: „Vaterländisch und natürlich, eigentlich originell“: Hölderlins Briefe an Böhlendorff. In: HJb 34, 2004–2005, 246–276.

und legt damit Zeugnis ab von den „Erschütterungen“, die seine Befindlichkeit erlitten hat.

Die singuläre Stelle, an der Hölderlin von seinem „deutschen Vaterland“ spricht (MA II, 809), scheint ein ähnliches Trauma, eine ähnliche Kränkung verbinden zu wollen („verbinden“ im traumatologischen Sinn). Der Kontext des Briefs zeigt einen notorisch Erfolglosen, der wieder einmal um Geld hat betteln müssen und der nun seiner Mutter zu einem Dank verpflichtet ist, der eben nur in einem „in Zukunft“ zu erwerbenden Ansehen bestehen kann. Das „Vaterland“, auf dessen „Aufmerksamkeit“ er hofft, und seine „Menschen“ mögen „nach meinem Geburtsort und meiner Mutter fragen“, so wünscht er sich. Der „Geburtsort“ (Lauffen) ist der Ort, an dem der Vater beamtet war, der Vater, der fehlt und an dessen Stelle nur noch nach der Mutter gefragt werden kann. Das Vaterland erinnert den Dichter an seinen Waisenstand.

An der Stelle, wo Hölderlin sich die Frage hätte stellen können und müssen, worauf sich der Ausdruck „deutsches Vaterland“ konkret beziehen sollte, schieben sich Familienbeziehungen vor das Politische, dem darum immer weniger konkret-realer Inhalt übrig bleibt. In dieser Hinsicht – der Verstellung des Politischen durch Familiales – ist Hölderlin freilich nicht einzig in seiner Zeit. Fehlende Väter – und damit fehlende ödipale Probe-Gegner – sind charakteristisch für einige der engsten Freunde Hölderlins (Sinclair, Böhlendorf). Die Studentengenerationen der seit 1780 entstehenden „Orden“ pflegten das Ritual des gesungenen „Landesvaters“⁴ und leisteten damit der Entpolitisierung der Politik noch weiteren Vorschub. Die egalitäre Note des französischen *patrie*-Begriffs verschwand.

II

Hölderlins Freund Hegel, der sich stets um ein genaues Verständnis von Politik in der Theorie ebenso wie in Geschichte und Aktualität bemühte, konnte um 1799 Sätze formulieren wie die folgenden:

⁴ In Hölderlins Umkreis z.B. während des Aufenthalts am Rande des Rastatter Kongresses Ende 1798: vgl. „Er ... findet in sich selbst viel zu lesen“. Ein Brief über Hölderlins Freund Muhrbeck und seine philosophischen Ideen. In: HJb 36, 2008–2009, 281–295; 293, Anm. 39.

Sollte das politische Resultat des verderblichen Krieges den das deutsche Reich mit Frankreich zu führen hatte, für Deutschland kein anderes seyn, als daß einige seiner schönsten Länder, einige Millionen seiner Kinder ihm entrissen daß zur Entschädigung der dadurch verlierenden Fürsten, ihre geistlichen Mitstände vernichtet werden, und eine schwere Schuldenlast das Elend des Krieges noch in den Frieden verlängert?

Ausser den Despotieen, d.h. den verfassungslosen Staaten, hat kein Land, als Ganzes, als Staat eine elendere Verfassung, als das deutsche Reich, diß ist eine zimmlich allgemein gewordene Überzeugung, der Krieg hat jedem die lebhafteste Empfindung davon gegeben; oder vielmehr ist es klarer geworden, daß Deutschland, gar kein Staat mehr ist [...]⁵

Das mag alles richtig beobachtet sein und die „Überzeugung“ weiter Kreise wiedergeben, nur fragt man sich: Was meint der Autor hier mit „das deutsche Reich“ bzw. mit „Deutschland“? Auf den politisch-geographischen Landkarten der damaligen Zeit ist eine solche Entität nicht verzeichnet. Und die These, „Deutschland“ sei „gar kein Staat mehr“, impliziert doch, dass es vordem oder einstmals einer war. Nur wann? Natürlich wird man nicht fehlgehen in der Annahme, dass Hegel das „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ meint. Es fragt sich allerdings, ob dieses Gebilde jemals ein „Staat“ war und nicht vielmehr ein Staatenbund? Gegen letztere Annahme mag immerhin eingewendet werden, dass die einzelnen Mitgliedstaaten eines Staatenbunds volle Souveränität besitzen, während das bei den Mitgliedstaaten des Heiligen Römischen Reichs nicht der Fall war bzw. nur teilweise der Fall war. So wenig die Mitgliedstaaten volle Souveränität besaßen, so wenig konnte die Zentralgewalt des Reiches souverän über sie verfügen.⁶ Von

⁵ G. W.F. Hegel: Einleitung zur Schrift 'Über die Reichsverfassung', 1798/99. In ders.: Über die Reichsverfassung, hrsg. von Hans Maier. Nach der Textfassung von Kurt Rainer Meist, Hamburg 2004, 47.

⁶ Im kolloquialen Vortrag hatte ich den hauptsächlich ideologischen Überbau-Charakter und die oftmals offenkundige Machtlosigkeit der kaiserlichen Zentralgewalt betont. Dem wurde vehement widersprochen mit dem Argument, die einzelnen Reichskreise seien zur Stellung von Truppenkontingenten verpflichtet gewesen. Dass diese Verpflichtung meist bloß auf dem Papier stand und ihr *in praxi* häufig nicht vollständig und schon gar nicht nachhaltig nachgekommen wurde, geht aus dem solche Zustände natürlich missbilligenden 'Beitrag zur Geschichte der Verhandlungen des schwäbischen Kreises mit Frankreich im Jahr 1796' des „Kgl. Gymnasialprofessors“ Sigmund Fries her-

daher wird man Hegel recht geben müssen, wenn er die Verfassung dieses Gebildes „elend“ nennt.

Aber selbst wenn man den Begriff „Deutschland“ nicht politisch definiert sein lassen will, sondern sprachlich-kulturell (wie es vielleicht in Hölderlins Rede vom „deutschen Vaterland“ gemeint sein könnte), so kommt immer noch kein klar umgrenztes Gebiet heraus. Gehört Österreich zum „deutschen Vaterland“, oder gar zu „Deutschland“? Sind Bairisch und Plattdeutsch nur Dialekte, Holländisch und Lëtzebuergesch dagegen eigene Sprachen? Es ist hier nicht davon die Rede, welche Sprachregelungen die Linguisten der verschiedenen Länder diesbezüglich durchgesetzt haben. Wie hätte ein „deutsches Vaterland“, das sich als eine „nation“ verstehen hätte wollen, die „une et indivisible“ ist, das denn bewerkstelligen können oder sollen? Und wo hätte es die „Türkerien“ suchen sollen, die es zu stürmen gegolten hätte? Mit anderen Worten: eine „deutsche“ Revolution war im Jahr 1799 eine ziemlich absurde Vorstellung.⁷

III

Konkrete Vorstellungen von einer – durch welche Mittel auch immer – herbeizuführenden Republik in „Deutschland“ gab es daher vornehmlich auf regionaler Ebene, in Süd-, bzw. Südwestdeutschland, allerdings in mehreren verschiedenen Konzeptionen.

Ausgangsmodell und abschreckendes Beispiel zugleich waren die auf Druck oder mit Hilfe Frankreichs gegründeten Republiken der neunziger Jahre. Als erste wurde die *Batavische Republik* im Januar 1795 gegründet, die die Konkursmasse der österreichischen Niederlan-

vor (Programm zu dem Jahresberichte des K. h. Gymnasiums bei St. Anna in Augsburg für das Schuljahr 1903/1904, Augsburg 1904; insbes. 20f.).

⁷ Anderer Auffassung ist Axel Kuhn: Rastatt – ein Zentrum südwestdeutscher Revolutionsversuche 1797/99. In: Stadt und Revolution. 37. Arbeitstagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung 1998, hrsg. von Bernhard Kirchgässner und Hans-Peter Becht, Stuttgart 2001, 37–53. Er spricht von der Möglichkeit, den Rastatter Kongress „zu sprengen und eine deutsche Republik auszurufen“. Angesichts der Tatsache, dass hier die „diplomatischen Vertreter vieler deutscher Fürsten“ versammelt waren, meint er: „Nur ein Schlag wäre nötig gewesen, und man hätte sie als Geiseln in der Hand gehabt“ (37).

de beerbte und bis zum Juni 1805 sich erhalten konnte. Darauf folgte die an die französische Mittelmeerküste grenzende *Ligurische Republik* (rund um Genua), die im Jahr 1797 errichtet wurde und sich ebenfalls bis zum Juni 1805 hielt. Die *Cisalpinische Republik* entstand am 29. Juni 1797 aus den kurzlebigen *cis-* und *transpadanischen Republiken* und ging am 26. Januar 1802 in die *Italienische Republik* über, die sich bis zum März 1805 am Leben halten konnte. Nur einen Sommer gönnte die französische Mutterrepublik der *Cisrhenanischen Republik* im Jahr 1797, bevor sie das linksrheinische Gebiet nördlich der Mosel in die Departements Roer (Hauptstadt Aachen) und Rhein-Mosel (Hauptstadt Koblenz), dasjenige südlich der Mosel bis über Speyer hinaus in die zwei Departements Donnersberg (Mont-Tonnerre mit Hauptstadt Mainz) und Saar (Sarre mit Hauptstadt Trier) aufteilte und annektierte. Am spektakulärsten war die Gründung der *Helvetischen Republik* im April 1798, die bis zum 10. März 1803 bestand. An diesem Beispiel eines zwar zunächst durch eine Vielzahl lokaler Revolutionen, dann aber letzten Endes in der Hauptstadt Bern mit militärischer Gewalt eroberten neutralen Staatsgebildes wurde jedoch die Brutalität der imperialistischen Politik Frankreichs überdeutlich; so ist es nicht verwunderlich, dass sich spätestens gegen Ende des Jahres 1798 die Sympathien weiter Teile der bürgerlichen Intelligenz mit der französischen Außenpolitik in Luft auflösten: In Rastatt wollten Muhrbeck, Sinclair, Horn und Böhlendorf mit anderen Kongressbeobachtern eine Kollekte für die Bewohner des Halbkantons Nidwalden veranstalten, der sich als einziger Kanton gegen die aufoktroyierte Verfassung der *Helvetischen Republik* zur Wehr gesetzt und einen bewaffneten Aufstand begonnen hatte, der blutig niedergeworfen worden war, mit nachfolgender Plünderung und Brandschatzung der innerschweizerischen Ortschaften.⁸ Nur kurzfristig bestand die *Parthenopäische Republik* (Neapel ohne Sizilien: Januar – Juni 1799).

Während im Herzogtum Württemberg die Mehrheit der politischen Klasse ihre Aktivitäten konzentrierte in Richtung auf einen Reformprozess, der einen unblutigen Übergang zu einer konstitutionellen Monarchie ins Werk setzen sollte (und dabei, das darf nicht vergessen werden, eben dieser politischen Klasse, also der Ehrbarkeit, ihre Privilegien

⁸ Vgl. Franz [Anm. 4], 290 mit Anm. 29.

erhalten sollte), bildeten sich in den westlich davon gelegenen Territorien, also in den badischen und vorderösterreichischen Herrschaften, aufgrund der größeren Armut der Bevölkerung und ihrer geringeren politischen Partizipationsmöglichkeiten sowie der Nähe zum publizistisch sehr aktiven französischen Elsass, eine radikalere Strömung, die auf eine militärische Intervention französischer Truppen setzte – und dabei ein ums andere mal enttäuscht werden sollte, was ihre Anstrengungen immer verzweifelter machte.

Es waren im wesentlichen zwei Modelle, die im Zusammenwirken von badischen Revolutionären, elsässischen Publizisten und Agenten des französischen Außenministeriums entwickelt wurden. Einmal eine südwestdeutsche Republik, die im wesentlichen die Territorien des Schwäbischen Kreises⁹ des Heiligen Römischen Reichs vereinen sollte.¹⁰ Zum anderen eine sogenannte „Donaurepublik“, die „den ganzen schwäbischen Kreis, Tirol, die Bistümer Trient, Brixen, Salzburg, Eichstätt und Augsburg, sowie die Markgrafschaft Ansbach umfassen“ sollte.¹¹

⁹ Er bestand aus dem Württembergischen, dem Badischen, dem Konstanzer und dem Augsburger Kreisviertel. Geographisch kam hinzu „Schwäbisch Österreich“, das jedoch rechtlich nicht zum Schwäbischen Kreis gehörte.

¹⁰ Vgl. den 'Entwurf einer republikanischen Verfassungsurkunde, wie sie in Deutschland taugen möchte. Im 7. Jahr der Mutterrepublik', eine „Flugschrift, in Basel bei Samuel Flick Anfang März 1799 gedruckt und im ganzen deutschen Südwesten verbreitet“. In: Jakobinische Flugschriften aus dem deutschen Süden Ende des 18. Jahrhunderts, hrsg. von Heinrich Scheel, 2., durchgesehene Aufl., Berlin (DDR) 1980, 130–182. In der Arbeitsgruppe habe ich der Kürze halber einen Auszug aus einem Brief des französischen Agenten Charles Guillaume Thérémin an den Außenminister Talleyrand vom September 1798 vorgelegt, aus: Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden. 1783–1806, hrsg. von der Badischen Historischen Commission bearbeitet von B. Erdmannsdorfer und K. Obser, Bd. 6 (Ergänzungsband 1783–1806), bearbeitet von K. Obser, Heidelberg 1915, 138–140. Über Thérémin vgl. meinen Vortrag 'Hölderlin und der „politische Jammer“ P'. In: Hölderlin: Literatur und Politik, Turm-Vorträge 7, 2008–2011, hrsg. von Valérie Lawitschka, Tübingen 2012, 9–38.

¹¹ Vgl. Obser [Anm. 10], 189 Anm. 1. Dieser Plan dürfte das Szenario sein, von dem Rehfuß (Hölderlin. Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe [StA], hrsg. von Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, 8 in 15 Bdn., Stuttgart 1943–1985; StA VII 1, 452) im Rückblick spricht: „es war sehr ernstlich von einer Donaurepublik die Rede, und Männer, welche später bedeutende Rollen in ganz anderem Geiste gespielt haben und als eifrigste Monarchisten gestorben sind [sc. Hegel?], waren damals in geheime Pläne verstrickt, die vielleicht zur

Zugleich waren Pläne im Umlauf, eine neu zu gründende südwestdeutsche Republik mit der in große finanzielle Not geratenen *Helvetischen Republik* zu vereinen. Für diesen Plan konnte sich nicht einmal die Stuttgarter revolutionäre Gruppe erwärmen, weil sie durchschaute, dass es hierbei hauptsächlich um die Sanierung der Schweiz und die Erweiterung der hegemonialen Zugriffsmöglichkeit der französischen Republik ging.¹² Dennoch hat sie sich im letzten Augenblick vor der Abreise des sondierenden französischen Agenten Thérémin aus Stuttgart dafür ausgesprochen.¹³ Der Plan kam aber vor allem deshalb nicht zur Ausführung, weil das Direktorium der *Helvetischen Republik* ihn für wirklichkeitsfremd hielt.¹⁴ Das Ziel der Außenpolitik der Französischen Republik nach Osten, die Verwirklichung der Pläne des Großen Königs Louis XIV, war ohnehin schon erreicht.

Anhang

Vaterland, vaterländisch (Stellen nach MA)

(1) Febr./März 1792, Tübingen (Schwester): „Wir müssen dem Vaterlande, und der Welt ein Beispiel geben, daß wir nicht geschaffen sind, um mit uns nach Willkür spielen zu lassen.“ (MA II, 480)

(2) November 1792, Tübingen (Mutter): „Und wenn es sein muß, so ist

Ausführung gekommen wären, hätte Moreaus Glückstern über den Napoleons den Sieg davongetragen.“ (Bilder aus dem Tübinger Leben zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Aus dem literarischen Nachlaß Philipp Josephs von Rehfuß. Mitgeteilt von Alexander Kaufmann, 1874; Rehfuß war schon 1843 gestorben.) Zu Hegels „Verstrickung“ in „geheime Pläne“ vgl. meinen Beitrag: Ein Brief für Sieyès. Hegel und die württembergische Revolutionsbewegung 1799. In: Wissenschaft und Natur. Studien zur Aktualität der Philosophiegeschichte. Festschrift für Wolfgang Neuser zum 60. Geburtstag, hrsg. und eingeleitet von Klaus Wieglering und Wolfgang Lenski, Nordhausen 2011, 133–145.

¹² Vgl. Franz [Anm. 10], 26, Anm. 36.

¹³ Nach Uwe Schmidt: Südwestdeutschland im Zeichen der Französischen Revolution. Bürgeropposition in Ulm, Reutlingen und Esslingen, Ulm 1993, 267.

¹⁴ Vgl. Alfred Rufer: Das Projekt für eine bis zum Main reichende helvetische Republik aus dem Jahr 1799. In: Politische Rundschau 25, 1946, 310–323.

es auch süß und groß, Gut u. Blut seinem Vaterlande zu opfern [...].“ (MA II, 493)

(3) 23. Januar 1794, Waltershausen (Mutter): „Wenn wir auch nicht Friede bekämen bis Ostern, welches doch ser warscheinlich ist, so scheint es überhaupt nicht als wolten sich die Franzosen weit von ihrem Vaterlande entfernen.“ (MA II, 519)

(4) ca. 5. April 1794, Waltershausen (Mutter): „Ich finde überall, daß ein Prophet in seinem Vaterlande wenig gilt, und in der Ferne zu viel!“ (MA II, 529)

(5) 20. April 1794, Waltershausen (Mutter): „Ich sah nirgends einen schönern Fröling, als hier. Sind die Felder in meinem Vaterlande auch so voll unendlichen Seegens? Es sollte mich recht freuen für die guten Schwaben.“ (MA II, 531)

(6) 30. Juli 1794, Waltershausen (Mutter): „So manches unverdiente Laid mir angethan wurde in meinem Vaterlande, so nehm' ich an allem, was daher kommt, doch immer mer den wärmsten Anteil.“ (MA II, 543)

(7) 26. Dezember 1794, Jena (Mutter): „Ein froher Gedanke ists mir, daß ich Ihnen bald um vieles näher bin, und vielleicht einmal auf einige Tage mein Vaterland und die Meinigen wiedersehen kann, ehe sie sichs versehen.“ (MA II, 557)

(8) 22. Februar 1795, Jena (Mutter): „Es würde mir auch wol thun, in mein Vaterland zurückkehren zu können, auf einen Posten, der meiner Natur nicht unangemessen wäre.“ (MA II, 572)

(9) 12. März 1795, Jena (Mutter): „Meine Schwester meinte es herzlich gut, daß sie mir rieth, an's liebe Vaterland mich zu halten.“ (MA II, 575)

(10) 20. April 1795, Jena (Schwester): „Die Gegenden sind zwar durchaus platt, meist sandig und im Verhältnisse mit unserem Vaterlande ziemlich unfruchtbar.“ (MA II, 580)

(11) 20. November 1796, Frankfurt (Mutter): „Ich weiß gewiß, Sie werden für unsern Karl, der uns und dem Vaterlande so viel verspricht, in der Folge thun, was Sie können, was auch ich gewissenhaft verspreche.“ (MA II, 639)

(12) 10. Januar 1797, Frankfurt (Ebel): „Sie sagen es selbst, Lieber!

man solle von nun an dem Vaterlande leben. Werden Sie es bald thun?“ (MA II, 643 f.)

(13) August 1797, Frankfurt (Mutter): „Ich bedaure, liebste Mutter! daß ich den Besuch im Vaterlande, der Ihnen und mir so innigst freudig wäre gewesen, noch izt nicht realisiren kann.“ (MA II, 663)

(14) 14. März 1798, Frankfurt (Bruder): „Dir liegen politische und moralische Gegenstände im Vaterlande besonders nah, z.B. Zünfte, Stadtrechte, Communrechte p. p.“ (MA II, 681)

(15) Februar/März 1799, Homburg (Schwester): „Aber die stürmischen Zeiten, die vielleicht von unserem Vaterlande nicht mehr ferne sind, werfen sich zwischen unsre lieben Wünsche, und wir würden uns vielleicht unter mancher Unruhe wiedersehen, wenn ich in einiger Zeit zu meiner theuern Familie zurückkäme.“ (MA II, 748)

(16) März 1799, Homburg (Mutter): „Im Falle, daß die Franzosen glücklich wären, dürfte es vielleicht in unserem Vaterlande Veränderungen geben.“ (MA II, 746)

(17) Mitte Juli 1799, Homburg (Schwester): „Kann ich irgend mein jeziges Geschäft so weit in Gang bringen, daß ich auf den Herbst einige Wochen entbehren kann, und find' ich eine schikliche Auskunft, um wieder in meinen hiesigen Aufenthalt zurückzukehren, ohne daß es irgendwo im Vaterland auf eine bedeutende Weise auffällt, so will ich mir es wohl auch gönnen, Gute! in Deiner und Deines lieben Manns Gesellschaft und bei Deinen Kindern, und unsern andern theuern Verwandten wieder einmal zu ruhn und zu leben.“ (MA II, 798)

(18) 4. September 1799, Homburg (Mutter): „[...] und ich kann Ihnen keinen besseren Dank sagen, als daß ich das Empfangene dazu verwenden werde, um noch einige Zeit in täglichem Fleiße zu leben, besonders dem Werke, das ich unter den Händen habe, noch alle Vollkommenheit zu geben, die in meinen Kräften liegt; und kann ich auch für dißmal nicht die Aufmerksamkeit meines deutschen Vaterlands so weit verdienen, daß die Menschen nach meinem Geburtsort und meiner Mutter fragen, so will ich es, so Gott will! in Zukunft noch dahin bringen.“ (MA II, 809)

(19) 23. Juni 1801, Nürtingen (Niethammer): „Vor kurzem bin ich

aus der Schweiz, wo ich als Hauslehrer eine wenig glückliche Zeit verbrachte, in das Vaterland zurückgekehrt.“ (MA II, 907)

(20) 4. Dezember 1801, Nürtingen (Bruder): „So viel darf ich gestehen, daß ich in meinem Leben nie so vest gewurzelt war ans Vaterland, im Leben nie den Umgang mit den Meinigen so sehr geschätzt, so gerne zu erhalten mir gewünscht habe!“ (MA II, 911)

(21) 4. Dezember 1801, Nürtingen (Böhlendorff): „Aber es hat mich bittre Thränen gekostet, da ich mich entschloß, mein Vaterland noch jetzt zu verlassen, vielleicht auf immer.“ (MA II, 914)

(22) November 1802, Nürtingen (Böhlendorff): „Es war mir nöthig, nach manchen Erschütterungen und Rührungen der Seele mich vestzusetzen, auf einige Zeit, und ich lebe indessen in meiner Vaterstadt.“ (MA II, 921)

„[...] und daß wir darum nicht aufkommen, weil wir, seit den Griechen, wieder anfangen, vaterländisch und natürlich, eigentlich originell zu singen.“ (MA II, 922)

(23) 28. September 1803, Nürtingen (Wilmans): „Ich werde Ihnen immer danken, daß Sie mit Ihrer gütigen Zuschrift so mich getroffen haben, weil Sie zur Äußerung mir eine Freiheit machen, jetzt, da ich mehr aus dem Sinne der Natur und mehr des Vaterlandes schreiben kann als sonst.“ (MA II, 925)

(24) 8. Dezember 1803, Nürtingen (Wilmans): „Einzelne lyrische größere Gedichte 3 oder 4 Bogen, so daß jedes besonders gedruckt wird weil der Inhalt unmittelbar das Vaterland angehn soll oder die Zeit, will ich Ihnen auch noch diesen Winter zu schiken.“ (MA II, 926)

(25) Dezember 1803, Nürtingen (Wilmans): „Übrigens sind Liebeslieder immer müder Flug, denn so weit sind wir noch immer, trotz der Verschiedenheit der Stoffe; ein anders ist das hohe und reine Frohloken vaterländischer Gesänge. Das Prophetische der Messiade und einiger Oden ist Ausnahme.“ (MA II, 927)

(26) 12. März 1804, Nürtingen (Seckendorf): „Das Studium des Vaterlandes, seiner Verhältnisse und Stände ist unendlich und verjüngt.“

„[...] Beunruhigen uns die Feinde des Vaterlands, so ist ein Muth gespart, der uns vertheidigen wird gegen das andre, das nicht ganz zu uns gehört.“ (MA II, 929)

„daß seines Lebens Linie nicht gerade geht“ –
durchschrittene Räume einer vergangenen griechischen Welt

Ein Versuch, Hölderlins 'Hyperion' zu lesen¹

Von

Gabriele Malsch

„das schöne Phantom des alten Athens“

„Mich ergriff“, schreibt Hyperion im letzten Brief des ersten Bandes, „das schöne Phantom des alten Athens, wie einer Mutter Gestalt, die aus dem Totenreiche zurückkehrt. / O Parthenon! rief ich, Stolz der Welt! zu deinen Füßen liegt das Reich des Neptun, wie ein bezwungener Löwe, und wie Kinder, sind die andern Tempel um dich versammelt, und die beredte Agora und der Hain des Akademus – Kannst du so dich in die alte Zeit versetzen, sagte Diotima.“ (94)²

Das „schöne Phantom des alten Athens“, ein in diesem Moment noch unbekannter Raum, dem die „Wallfahrt“ (86) Hyperions mit Diotima und den Freunden gilt, lebt in seiner Vorstellung, ist „eine lebhaft e Einbildung“.³ Diotima scheint Hyperions Einbildungskraft

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 157–174.

¹ Der Untertitel zum Thema dieser Arbeitsgruppe verweist auf ihre didaktische Ausrichtung und ein weitgehend textimmanentes Verfahren. Dem Tagungsthema entsprechende Anregungen sollen erwogen werden, wie sie die vorausgeschickten, hier nicht wiedergegebenen Materialien teilweise schon für die eigene Vorbereitung enthielten.

² Die Seitenangaben beziehen sich auf die für die Arbeitsgruppe verbindliche Ausgabe: Friedrich Hölderlin: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Nachwort von Michael Knaupp, Stuttgart [1961] 1998 (Reclam Universal-Bibliothek 559). Der Text dieser Ausgabe folgt der Kleinen Stuttgarter Ausgabe, Bd. 3, hrsg. von Friedrich Beißner, Stuttgart 1958. Dazu: Friedrich Hölderlin. Hyperion. Erläuterungen und Dokumente von Michael Knaupp, Stuttgart 1997 (Reclam Universal-Bibliothek 16008).

³ Johann Christian August Heyse's Kleines Fremdwörterbuch, Hannover 81920, s.v. „Phantom“.

zu bewundern: „Kannst du so dich in die alte Zeit versetzen,“. Den wirklichen Anblick wird er mit einem „unermesslichen Schiffbruch“ (95) vergleichen. Ist dieser Anblick für den Leser ein wirklicher? Doch in jedem Fall ein durch die literarische Darstellung vermittelter, doppelt vermittelt, denn Hyperion schreibt seine Briefe, auch diesen 30., aus der Erinnerung. Vielmehr: sein Autor lässt ihn aus der Erinnerung schreiben. Und woher, so fragt man, hat man sich in der Forschung längst gefragt, verfügt sein Autor über Kenntnisse der griechischen Welt? Nicht aus der Anschauung. Hölderlin war nie in Athen, nie in Griechenland, nicht einmal in Italien, wo Winckelmann, Goethe, Herder, Heinse ihre griechische Welt fanden. Und dennoch: „Von früher Jugend an“, so in der Vorrede zur vorletzten Fassung des Hyperion, „lebt’ ich lieber, als sonstwo, auf den Küsten von Jonien und Attika und den schönen Inseln des Archipelagus“ (Erläuterungen, 155). War dieses geographisch bezeichnete und einigermaßen fest umrissene Griechenland ein „schönes Phantom“? Ja und nein. Ja, eben weil Hölderlin auch nicht den kleinsten Teil dieser seiner griechischen Welt kannte. Nein, weil diese griechische Welt die seiner Gegenwart bekannte war, wie Altertumswissenschaftler, Maler, Architekten, im Auftrag Reisende sie erforscht und geschildert hatten. Das bezeugen die eher beiläufig auftretenden, von der Romanfigur kaum beachteten Gelehrten: „Die andern waren auf dem Wege mit zwei britischen Gelehrten, die unter den Altertümern in Athen ihre Ernte hielten, ins Gespräch geraten und nicht von der Stelle zu bringen. Ich ließ sie gerne.“ (96) Der Autor verweist mit der Gestalt der beiden Gelehrten versteckt auf seine Quellen. Dem Leser wird verdeutlicht, dass die für ihn, den Leser, vergangene dargestellte griechische Welt die für Hölderlin gegenwärtige Vergangenheit war, d. h. dass es bereiste, beobachtete und von mehreren Seiten beschriebene Räume waren, wiederum literarisch in Berichten, Vermessungen, Zeichnungen und Stichen vermittelt, auf die er sich bezieht; für die britischen Gelehrten vermutlich sogar auf die Szene vor dem Philopappos-Grabmal in den ‘Antiquities of Athens’ von Stuart/Revett (vgl. Erläuterungen, 65).⁴

⁴ Dazu Jochen Briegleb: „Zwei britische Gelehrte, die unter den Altertümern in Athen ihre Ernte hielten“ – Stuart und Revett in Hölderlins ‘Hyperion’. In: Praestant interna. Festschrift für Ulrich Hausmann, hrsg. von Bettina von Freytag, gen. Löringhoff u. a., Tübingen 1982, 418–425.

Raum und Zeitraum

Unter Raum verzeichnet Grimm u. a.: „die gegebene stätte für eine ausbreitung oder ausdehnung. gegensatz dazu *ort*, der auf einem solchen *raume* erst entsteht [...] ebenso *platz*, die örtlich fest beschränkte stelle [...] auf jede stätte übertragen, die gelegenheit zur entfaltung [...] bietet; [...] in die zeitliche bedeutung der frist übergegangen, [...]“

Auf Salamis, um auf den letzten bei Grimm genannten Punkt kurz einzugehen, berichtet Hyperion seinem Freund Bellarmin, lese er „vom alten herrlichen Seekrieg“, der bekannten Schlacht bei Salamis 480 v. Chr., und, so fährt er fort: „schäme mich innigst meiner eigenen Kriegsgeschichte“ (52). Bis dahin hat der Leser von einer „Kriegsgeschichte“ Hyperions nicht das Geringste erfahren. Es ist ein Vorgriff auf die lebensgeschichtlich zurückliegende eigene Geschichte, die erst in den Briefen des zweiten Bandes zur Sprache kommt und zu der Hölderlin dort (105) das Jahr 1770 notiert. Damit verankert er Hyperions Geschichte und Kriegsgeschichte in den griechischen Freiheitskämpfen, einem konkret bestimmbareren Zeit-Raum. Ort und Zeit des Romans beruhen, wenn auch kaum betont, auf dem geographisch-archäologischen Wissen und einem geschichtlichen Ereignis seiner Zeit. Der historische Aspekt gehört überwiegend in den zweiten Band. Für den hier im Zentrum stehenden ersten geht es zunächst um die Orientierung in den äußeren Räumen Griechenlands und der Ägäis, die, wie Grimm sagt, „gelegenhait zur entfaltung“ bieten, mit ihren Landschaften und Gärten als enger begrenzten, intimeren Räumen. Der zweite Schritt gilt dann den ihnen eingeschriebenen inneren Vorgängen, den inneren Räumen.

Geographie als Ansatz und Gliederungsprinzip

Zur Geographie also zuerst: genau gesehen, ergibt sie eine bewundernswert klare, fast symmetrische Gliederung des ersten Bandes. Zu unterscheiden sind die Erzähl- oder Erinnerungsorte von den erzählten oder erinnerten Räumen, die Hölderlin für seine Darstellung gebraucht hat (vgl. Abb. 1).⁵ Die ersteren führen nach Korinth und Salamis. Mit diesen beiden Standorten beginnt das erste, und parallel dazu das zweite

⁵ Vgl. Carte de la Grèce ancienne aus: [Marie-Gabriel-Florent-Auguste de]

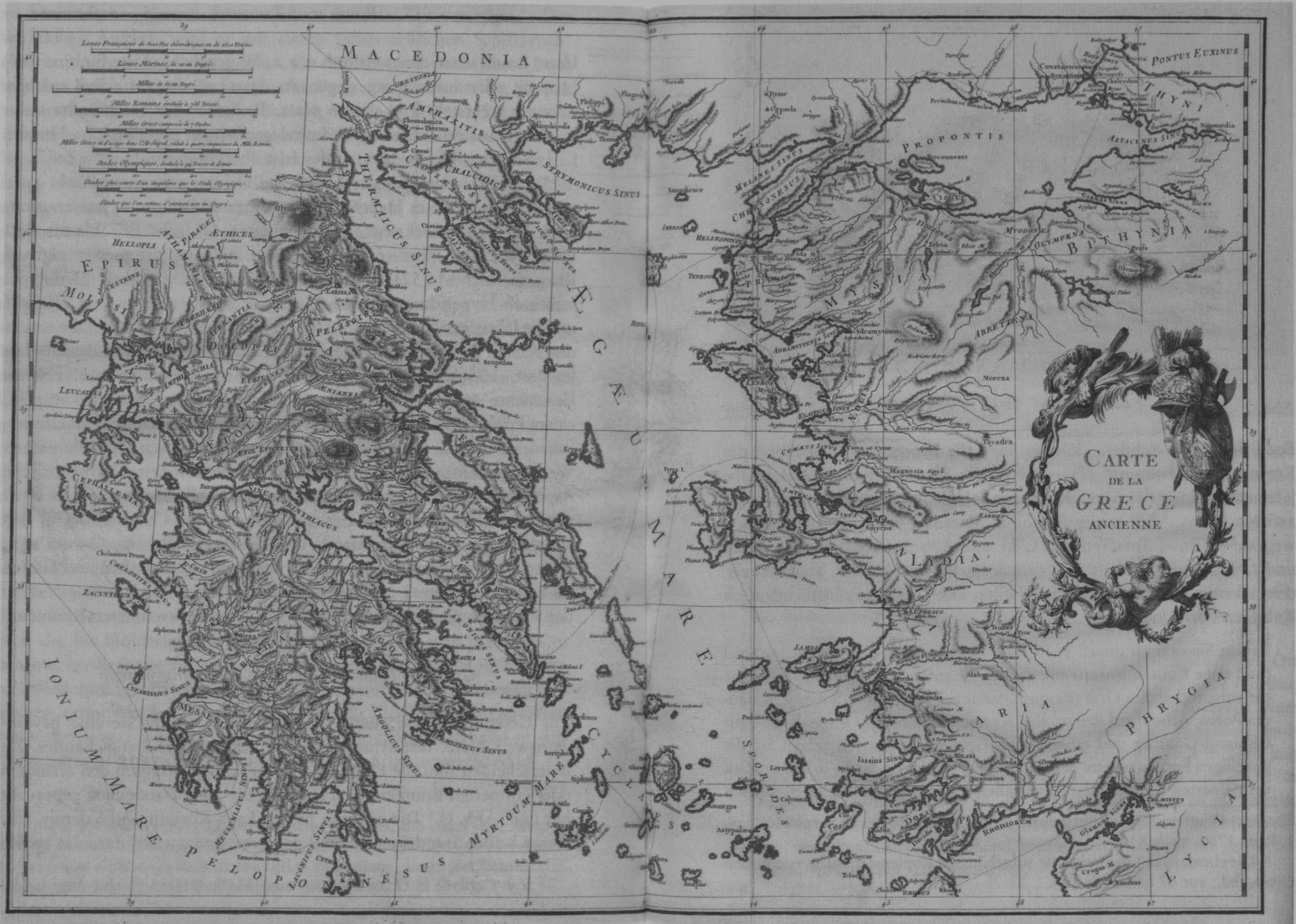


Abb. 1 Carte de la Grèce ancienne

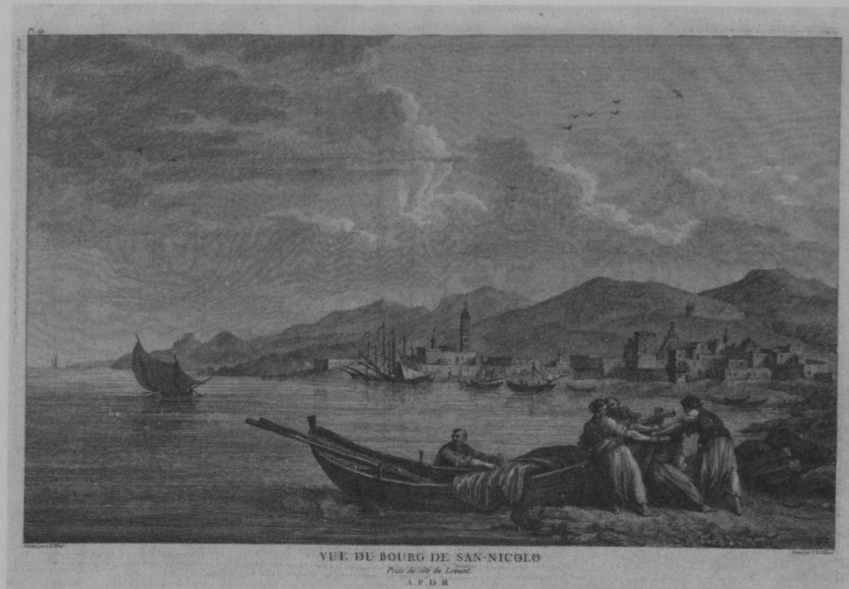


Abb.2 Tina

Buch des ersten Bandes: „Ich bin jetzt alle Morgen auf den Höhn des Korinthischen Isthmus“ (7) – der zweite Satz des Romans. „Ich lebe jetzt auf der Insel des Ajax, der teuern Salamis.“ (52) – der erste Satz des zweiten Buchs. Vom ersten Erzählort, Korinth, führt der Erinnerungsweg auf die Insel Tina/Tenos (11, 21 und Abb.2, nach Smyrna (21, 26 und Abb.3)⁶ und noch einmal zurück nach Tina (44, 42). Von Salamis, dem zweiten Erzählort, im Saronischen Golf, und dort bleibend, nach Kalaurea/Poros (53) und Athen (86).

Lassen Sie sich an dieser Stelle bitte auf ein kleines methodisches Spiel (und seine Konsequenzen) ein. Ziehen Sie gefaltete Zettel und suchen Sie die entsprechenden Orte (Korinth, Salamis; Tina/Tenos, Smyrna, Kalaurea/Poros, Athen) auf den großen Karten (der alten in Originalgröße aus Choiseul-Gouffier und einer neuen Griechenlandkarte); zeigen Sie die jeweiligen Fundorte bitte den ‚Untätigen‘ so, dass jeder sie in seiner stark verkleinerten Karte in den Materialien markieren und eventuell Verbin-

Choiseul-Gouffier: Voyage pittoresque de la Grèce, 2 tomes en 3 volumes; vol. 1, Paris 1782, nach XVI.

⁶ Die ebenfalls in Originalgröße aufgehängten Kopien der Stiche von beiden Orten ebd., vor 47 und nach 200.



Abb.3 Smyrna

dungslinien zeichnen kann. Die schnell Fertigen oder mit der Ägäis Vertrauten könnten als Ergänzung die Fahrten Hyperions mit Adamas (15 f. und 18) auf den großen Karten verfolgen: Athos, Hellespont, Rhodus, Tänärum, Peloponnes, Eurotas, Elis, Nemea, Olympia; schließlich Delos, Nio/Ios mit dem Grab Homers – „die heiligste unter den Inseln“ (18).

Mit der Vorstellung von der geographischen Lage der Lebensräume Hyperions haben Sie einen möglichen, einfachen Zugang zur Lektüre des Romans und – ohne sonderliche Anstrengung – auch zur Anlage seines ersten Bandes.

Wenn Sie die Zettel öffnen, bekommen Sie, auf den jeweiligen Ort bezogen, je einen Beleg für die Anlehnung Hölderlins an seine Quellen, darüber hinaus, in Ansätzen, einen Beleg für die Veränderung eines Sachtextes durch aneignende sprachliche Gestaltung; besonders deutlich an den Stellen zu Athen. Zumindest einige Beispiele müssen laut gelesen werden, man muss die Texte hören, um in etwa ein Gefühl für sprachliche Differenzen und für die Sprache Hölderlins zu entwickeln. Alle Textgegenüberstellungen sind bereits, ‚normalisiert‘, in den Materialien enthalten. Davon ausgehend, ergäbe sich zusätzlich ein ‚archäologischer/sprachlicher‘ Lektürezugang.

Emotional bewegt, apostrophiert Hyperion in einem der Briefe an Diotima, im zweiten Band allerdings, die für ihn bedeutsamen Inseln: „Ihr lieben Jonischen Inseln! und du, mein Kalaurea, und du, mein Tina, ihr seid mir all im Auge, so fern ihr seid“, und weiter: „ihr Ufer von Teos und Ephesus, wo ich einst mit Alabanda ging in den Tagen der Hoffnung“ (136). Ungefähr ein Jahr nach dem Erscheinen des vollständigen Romans (1799) durchläuft Hölderlin erneut diese geographischen Räume in seinem großen Hexameter-Gedicht ‘Der Archipelagus’ und in der Ode ‘Der Nekar’ (1800). Dort heißt es:

*Noch dünkt die Welt mir schön, und das Aug entflieht,
Verlangend nach den Reizen der Erde mir,
Zum goldenen Pactol, zu Smirnas
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht ich*

*Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel*

*Und ihrer Götterbilder auch dich begräbt,
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist. Und o ihr schönen
Inseln Ioniens! [...] (v. 13–24)⁷*

Der Wunsch, bei Sunion/Sunium (Abb.4) zu landen, nach Athen zu wandern, führt auf einem dritten Weg unmittelbar in den Roman, zur Fahrt nach Athen: „Eine Tagereise, rief ich, und ich war noch nicht drüben? Wir müssen gleich hinüber zusammen.“ (86) Im Verlauf dieser Fahrt wird „Sunium“, am Schluss des Gesprächs über die „Trefflichkeit des alten Athenervolks“ (ebd.), erwähnt als Ort philosophischer Unterweisung (95). So zeigt ihn die Abbildung in den Reisen des jüngeren Anacharsis, und zwar mit Platon im Kreise seiner Schüler vor dem Tempel. Hölderlins Text ist dem sehr nahe.⁸ Gedicht oder Bild könnten

⁷ Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke, Frankfurter Ausgabe [FHA]. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Dietrich E. Sattler, 20 Bde. und 3 Supplemente, Frankfurt a. M./Basel 1975–2008; hier FHA 5, Oden II, hrsg. von D. E. Sattler und Michael Knaupp, Frankfurt a. M. 1984, 576.

⁸ Vgl. Geographie, Chronologie, Staaten= Gelehrten= und Künstler= Geschichte. Maaß= Münz= und Gewichtkunde von Alt=Griechenland. Aus der



Abb. 4 Sunion

den Blick auf einen begrenzten Raum der vergangenen griechischen Welt lenken, den die Lektüre des Romans vielfältig erweitert.

Von welcher Seite sich der Leser Hölderlins 'Hyperion' nähert, die Einordnung der Vorgänge in ‚ihre Räume‘ wird ihm erleichtern, sie zu verlebendigen, sie, mit allen Überschreitungen, als Erfahrungsräume wahrzunehmen: zu lesen.

Durchschreiten der Räume

In die äußeren Räume eingebettet ist das von Hyperion schreibend wiederholte Geschehen als nochmaliges Durchschreiten ‚gelebter Räume‘. Zur Erinnerung: Die „Linie“ zieht sich von der Kindheit in Tina

Reise des Jüngern Anacharsis. Übersetzt von [Johann Erich] Biester, Berlin 1793, Verzeichniß der Landkarten und andern Kupferstiche 28. Die ausgestellte Kopie ist leicht vergrößert. Dazu Werner Volke: „O Lacedämons heiliger Schutt!“ Hölderlins Griechenland: Imaginierte Realien – Realisierte Imagination. In: HJb 24, 1984–1985, 63–86; hier 77.

(Abb.2) und frühen Jugend, begleitet von Adamas, über die erste Selbständigkeit in Smyrna (Abb.3), die überwältigende Erfahrung der Landschaft um Smyrna, zur Freundschaft und zum Bruch mit Alabanda. Sie läuft zurück zum Ausgangspunkt, nach Tina, und zu Hyperions Versuch, seinen „Gärten und Feldern zu leben“ (42). Von dort führt sie in steigender Bewegtheit zur Begegnung mit Diotima auf Kalaurea; schließlich nach Athen. Schon hier lässt sich, in einfachem Sinne, sagen, „daß seines Lebens Linie nicht gerade ausgeht“ (45), wie viel weniger tut es der innere Verlauf dieses Lebensabschnitts.

Die grob genannten Phasen des Geschehens verschränken sich mit wechselnden Gefühlen, Befindlichkeiten und, wiederum davon ausgehend, allgemeinen Reflexionen: „Der liebe Vaterlandsboden gibt mir wieder Freude und Leid.“ (7) – der erste Satz des Romans. „Ich liebe dies Griechenland überall. Es trägt die Farbe meines Herzens. Wohin man siehet, liegt eine Freude begraben.“ (52) – die Fortsetzung des schon genannten Beginns des zweiten Buchs. – „So dacht ich. Wie das alles in mich kam, begreif ich noch nicht.“ (51) Damit schließt das erste Buch, daran anklingend, der ganze Roman (vgl. 178). Innere Erfahrung, Denken und Fühlen, aus dem Rückblick dargestellt, werden durch die Hinwendung zu Bellarmin oder durch dessen vorweggenommene Reaktion („Lächle nur! Mir war es sehr Ernst.“ [42]), auch durch Kommentare oftmals unterbrochen, d.h. der schreibend sich seiner selbst vergewissernde Hyperion wechselt den Standpunkt, bewegt sich, erzählend, unterbrechend, vorgreifend frei durch seine Räume. „Ich war einst glücklich, Bellarmin!“ (58) – fügt Hyperion in die Erzählung von der Begegnung mit Diotima ein. „O du, mein Freund und Kampfgenosse, mein Alabanda, wo bist du?“ (29) fragt er im 7. Brief über Alabanda. Der ganze 11. Brief (50 f.) ist Reflexion über die zerstörende „Geisteskraft“.

„die verlassnen Gegenden“ und ihre Belebung

Den Anstoß zum Wieder-Holen seiner Vergangenheit mit dem ganzen Spektrum ihrer Gefühlslagen gibt Hyperions Freund Bellarmin, an den alle Briefe des ersten Bandes gerichtet sind: „Ich danke dir,“ schreibt Hyperion, „daß du mich bittest, dir von mir zu erzählen, daß du die vorigen Zeiten mir ins Gedächtnis bringst.“ (10) „[...] ich ziehe durch

die Vergangenheit, wie ein Ährenleser über die Stoppeläcker“ (16). Und dringlicher: „Wohin könnt ich mir entfliehen, hätt ich nicht die lieben Tage meiner Jugend? / Wie ein Geist, der keine Ruhe am Acheron findet, kehr ich zurück in die verlassnen Gegenden meines Lebens.“ (19) Die äußere und innere Situation des Heimkehrenden am Isthmos von Korinth, dem Ausgangspunkt des Romans, ist beschreibbar, jedoch aus den beiden ersten Briefen kaum zu erklären. „[...] die verlassnen Gegenden“ aber gewinnen Konturen, mit ihnen die entscheidenden Erfahrungen Hyperions, die sich, ergänzend oder kontrastierend, zusammenstellen lassen.

Weitere Möglichkeiten (für die Arbeitsgruppe als Gesprächsanregung gedacht), in die Lektüre hineinzukommen, ergibt die Gegenüberstellung der „verlassnen Gegenden“ mit der Frage nach ihrer inneren Bedeutung für Hyperion, konzentriert auf:

- Delos und Athen oder „die alte schöne Welt“ (17); Text 16–21; 86–89.
- Smyrna oder „die neue Kirche“ (35); Text 21–44.
- Kalaurea und Angele oder „Es wird nur Eine Schönheit sein“ (101); Text 54–58; 68 f.; 74–76; 79–82; 96–101.

Simplifiziert, handelt es sich in diesen drei Zusammenhängen um Erziehung, Freundschaft, Liebe – keine ungeläufigen Themen – wenn es auch weniger um das „Herauslesen“ des Bekannten, als um das Sich-Hineinlesen in Bekannt-Unbekanntes, in eine ungewohnte Sprache geht. Dem dienen die folgenden, durch den entsprechenden Text führenden Notizen.

Delos und Athen – „die hohen Geister des Altertums“

Delos gehört zur Gestalt und zum Erziehungsprogramm von Adamas. Dem kurzen Passus über die Erziehung Hyperions geht eine allgemeine Betrachtung über das Kind und Kindheit voraus. Das Kind wird, im Gegensatz zu seiner Förderungs- und Entwicklungsbedürftigkeit, in seiner Vollkommenheit und Schönheit gesehen. Es verkörpert: Freiheit, Frieden, Unsterblichkeit. „Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön.“ (10) Eine Stelle des Briefes über Athen mit seinen Überlegungen zur „Trefflichkeit des alten Athenervolks“ (86) schließt sich an diese

Auffassung an: „Die Spartaner blieben ewig ein Fragment;“ (87) sie hatten keine Kindheit. „Vollendete Natur muß in dem Menschenkinde leben, eh es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur.“ (Ebd.) Zu vermeiden wären Zwang und Verfrühung, damit der Mensch Mensch werde: „treibt aus dem Hüttchen seiner Kindheit ihn nicht heraus!“ (88) „Der Mensch ist aber ein Gott, so bald er Mensch ist. Und ist er ein Gott, so ist er schön.“ (Ebd., vgl. „die Menschen, die doch alle schöngeboren sind“ [175].) Der Zustand der Kindheit, auf den Hyperion immer wieder zurückkommt (z. B. „nur in kindlicher einfältiger Beschränkung fand ich noch die reinen Melodien –“ 41 f.), ist nicht festzuhalten. Ein einschränkendes „Aber“ leitet über zum notwendigen, unter einer bestimmten Bedingung richtigen Entwicklungsschritt: „Aber schön ist auch die Zeit des Erwachens, wenn man nur zur Unzeit uns nicht weckt.“ (11) Das ist, dank der Zuwendung und Umsicht von Adamas, Hyperion nicht widerfahren: „O ich war ein glücklicher Knabe!“ (12 f. Vergleich mit Platon und Stella)

Auf seiner Suche nach „Menschen“ ist Adamas zum Erzieher geworden: „er wollte Menschen“ – „So fand er mich.“ – „So fand ich ihn.“ (14) „Und ich, war ich nicht der Nachhall seiner stillen Begeisterung?“ „Allmacht der ungeteilten Begeisterung“ übertrifft jede Erziehungs- und Bildungsmaßnahme (14 f.). Lernen geschieht nach der Aufnahmebereitschaft und -fähigkeit, aus der Anschauung, auch durch Reisen (vgl. die Ortsangaben 15–18 und die Karte aus Choiseul-Gouffier [Abb. 1]⁹). Antike Autoren, Überreste bedeutender antiker Bauten erwecken in Hyperion das Gefühl, „daß des Menschen herrliche Natur jetzt kaum noch da ist“ (15 f.). Angesichts der Trümmerlandschaften unterscheiden sich Schüler und Lehrer voneinander: während Hyperion ausgräbt und reinigt, um zu bewahren, zeichnet Adamas aus eben dem Grund die „tröstend“ (16) grün überwachsenen Trümmer. Steigerung der die Ägäis und den Peloponnes umspannenden Fahrten ist die Tenos räumlich so nahe Insel Delos. „Delos, wie das ein Tag war, der mir graute“ (ebd.). Das unbestimmte Grauen vor der Insel des Sonnengotts, Apollons, wird vielleicht bewirkt durch den vorempfundnen hohen Anspruch des Leh-

⁹ Vgl. Anm. 5. Dazu: Die Cycladischen Inseln, mit Tenos, Delos, Nio/Ios, der Insel des Homer, aus: Geographie [Anm. 8], Verzeichnis der Landkarten und andern Kupferstiche 30. Grundriß von Athen, ebd., 12 [s. Abb. 6].

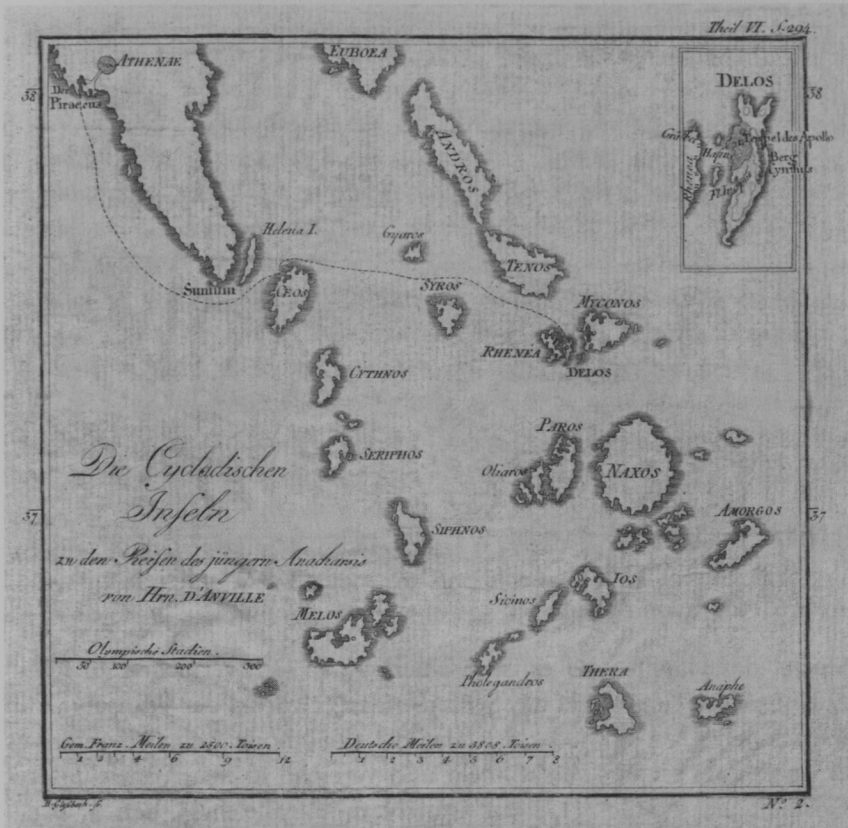


Abb. 5 Die Cycladischen Inseln

thers: „Sei, wie dieser!“ (17) – vielleicht durch die nahende Trennung. Beim Abschied auf Nio/Ios, am Grab Homers, erbittet Hyperion den Segen seines Lehrers und „Vaters“ in einer Art Gebetsszene. Adamas möchte ihn „bewahrt“ wissen: „Es ist ein Gott in uns, [...] der lenkt, wie Wasserbäche, das Schicksal, und alle Dinge sind sein Element. Der sei vor allem mit dir!“ (18 f.) – Unter dem Einfluss von Adamas wird Hyperion erfüllt von rückgewandter Bewunderung – „die hohen Geister des Altertums führten ihn [den Jüngling] an“ (19) – lehnt er seine Gegenwart ab – „möchte von mir schütteln, was mein Jahrhundert mir gab“ (21) – beides im Bewusstsein ungeheurer Anforderung, der er sich nicht gewachsen fühlt: „O mir, mir beugte die Größe der Alten, wie ein

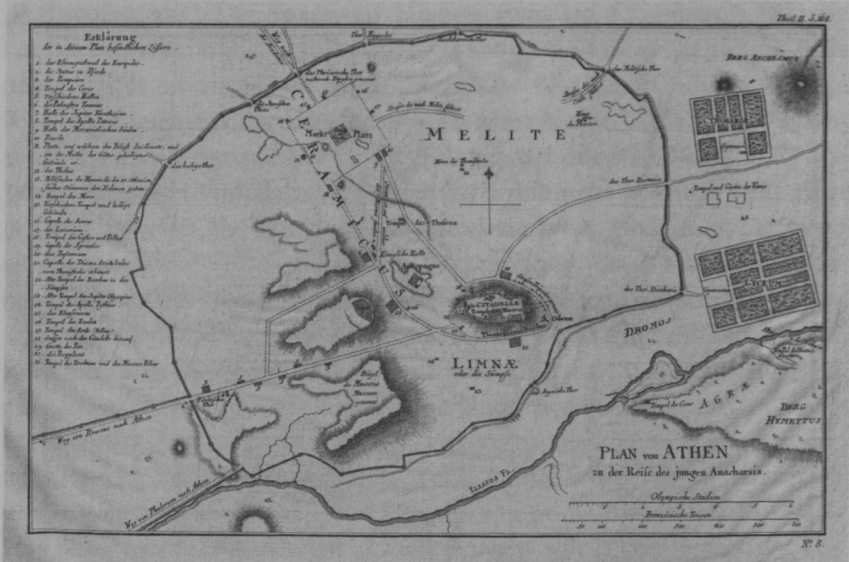


Abb. 6 Plan von Athen

Sturm, das Haupt“; „O es ist jämmerlich, so sich vernichtet zu sehn“ (20). Aus der Gegenwart des Schreibenden erwächst der Wunsch: „Gib mir meinen Adamas wieder, [...] daß die alte schöne Welt sich unter uns erneure, daß wir uns versammeln und vereinen in den Armen unserer Gottheit, der Natur“ (17; zur Gott-Natur-Parallele vgl. den 3. Brief: „Warum ist die Welt nicht dürftig genug [...]?“ , 12). Gleichzeitig das Wissen: „Ach! für des Menschen wilde Brust ist keine Heimat möglich“ (18). Delos und Nio bedeuten Verpflichtung, Versprechen und den ersten großen Schmerz des Verlassenseins („bittere Tage“, 18) und des Ungenügens.

Festzuhalten wäre: Das Kind erscheint als das in sich nicht zerrissene Wesen. Ganzheit oder Einfachheit muss verloren gehen, Trennung ertragen werden auf dem Wege einer Rückkehr „zu vollendeter Natur“. Die „Alten“ verkörpern das unerreichbare Gegenbild.

Smyrna –

„nun war mein unbedeutend Leben am Ende!“

Nach dem Beschluss der Eltern als Ort der Ausbildung, des Lernens gedacht, wird Smyrna für Hyperion von Anbeginn an viel mehr zum Erlebnis der Landschaft – Wanderungen in die Umgebung; die Grotte Homers, das Verstehen der ‘Ilias’, der Literatur in der Landschaft (vgl. 22) – und der Freundschaft.

„[...] es war ein himmlisch unendlich Farbenspiel, womit der Frühling mein Herz begrüßte“ (ebd.). „Ich kam [...] wie ein Trunkener vom Gastmahl.“ „Ich hatte zu glücklich in mich die Schönheit der Natur erbeutet“ (23). Der intensiven Erfahrung der Natur entspricht die der Menschenwelt nicht. Sie bringt im Gegenteil Einsamkeit, Abgestoßensein mit sich, den Rückzug in sich selbst („fremd und einsam unter den Menschen“, 29), die stark empfundene „Unheilbarkeit des Jahrhunderts“ (25) und Wertlosigkeit des eigenen Lebens („unbedeutend welches Leben“, 26). All das disponiert zur Begegnung mit Alabanda. Was findet Hyperion in ihm – was treibt ihn von ihm weg?

Eine von beiden erhoffte Freundschaft, schwärmerische (zeittypische) Zuneigung, Liebe, Übereinstimmung des Denkens führen beide zueinander. Alabanda ist der Mensch, der Hyperion entspricht, in dem er sieht, was er an seinen Mitmenschen vermisst. Alabanda klagt, wie Hyperion, sein Jahrhundert an (vgl. 30), stärkt Hyperions Selbstgefühl: „O nun war mein unbedeutend Leben am Ende!“ (28) Darüber hinaus regt er zu „kolossalischen Entwürfen“ an (30) mit seiner „Lust an der Zukunft“ (32). Er hebt Hyperions Rückgewandtheit auf. Glücksgefühl im vorbehaltlosen Einvernehmen: „Du wirst mit mir das Vaterland erretten. / Das will ich“ (32). Bild von den Dioskuren: „in uns sind sie!“ (39f.) Leichte Differenzen wegen der Rolle des Staates (Anspielung auf die Französische Revolution und ihre Folgen, vgl. 35). Hyperion setzt auf „Begeisterung“ (vgl. Erziehung, 14), auf die Wiederkehr des „Frühlings der Völker“, „die neue Kirche“ (35). Alabandas kühle Reaktion auf seinen Ausbruchsvorschlag („wer hält es länger aus im Kerker“, 36), die ihm verschwiegene Bindung an eine lediglich auf Vernichtung ausgerichtete Gruppe („daß wir da sind, aufzuräumen“, 37), der Vertrauensbruch zerstören die enge Beziehung. Die Folge: gesteigerter Schmerz, völliger Verlust des Selbstgefühls: „nun war ich nichts mehr“

(43). Rückkehr nach Tina und Versuch, „anspruchslos“ (44) zu leben. – Reflexionen über das Leben: „Zernichtung“, Kränkung, „keine Hütte gebaut“, es bleibt keine „Spur zurück auf Erden“ (49). Brief über das „Nichts“ (50f.) und wiederum der Frühling mit seiner verändernden Kraft (48, vgl. „Und dennoch kehrt sein Frühling wieder!“, 57) „Mein alter Freund, der Frühling“ heißt es im Fragment (Erläuterungen, 86).

Festzuhalten wäre: Landschafts- und Freundschaftserleben, das in erneuter zerstörerischer Einsamkeit und im Verlust der Aussicht auf öffentliches Handeln endet.

Kalaurea und Angele –

„Komm hinaus! ins Grüne! unter die Farben des Lebens!“

Die Einladung nach Kalaurea und die Überfahrt von Tina auf die unbekannte Insel verändern Hyperion: Apriltag, Meer und Luft bewirken Vergessen (vgl. 54). Eine „wunderbare Gewalt“ (54; vgl. 43), „Eine fremde Macht beherrschte mich.“ (56) Alles führt hin zu Diotima, zu einer doppelten Erfahrung: die der Schönheit – „Friede der Schönheit!“ (56; vgl. die Vorahnung, 25) – und die der Liebe – „Was sind Jahrhunderte gegen den Augenblick, wo zwei Wesen so sich ahnen und nahn?“ (59).

Die Begegnung mit Diotima in einer Waldlandschaft (vgl. 56) steht im Zeichen von Frühling (vgl. die Frühlingsschatten-Szene bei Klopstock, 'Das Rosenband') und Kindheit: „Daß man werden kann, wie die Kinder, daß noch die goldne Zeit der Unschuld wiederkehrt, die Zeit des Friedens und der Freiheit, daß doch Eine Freude ist, Eine Ruhstätte auf Erden! / Ist der Mensch nicht veraltert [...]? Und dennoch kehrt sein Frühling wieder!“ (57) Diotima ist die sichtbar gewordene „Vollendung“ (58; „Urania“, 65): „O ihr, die ihr das Höchste und Beste sucht, in der Tiefe des Wissens, im Getümmel des Handelns, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinth der Zukunft, [...] wißt ihr seinen Namen? den Namen des, das Eins ist und Alles? / Sein Name ist Schönheit.“ (58) Wieder kündigt sich Hoffnung auf Zukünftiges an: „der neuen Gottheit neues Reich“ (58).

Das erste Gespräch Hyperions mit Diotima (59f.) bezieht sich auf das „Leben der Erde“, die zweite Begegnung führt in den Garten: „Wir

gingen zusammen im Garten herum.“ (60) Über Diotima: „Nur, wenn sie sang, erkannte man die liebende Schweigende“. „Unter den Blumen war ihr Herz zu Hause, als wär es eine von ihnen.“ (62) „Sie war mein Lethe“ (65). Vom Standpunkt des Schreibenden und im Kampf mit der Erinnerung: „Ja! ja! ich bin vorausbezahlt, ich habe gelebt.“ (71) Diotima deutet das Auf und Ab im bisherigen Leben Hyperions: „Du wolltest keine Menschen, [...] du wolltest eine Welt.“ (74) Die verstehende Lebensdeutung führt zum Liebesgeständnis (75). Aus der Überfülle des Erlebens beginnt Hyperion zu dichten: „Und, wie die Vergangenheit, öffnete sich die Pforte der Zukunft in mir.“ (78) Eine nicht näher bezeichnete Gewalt – „jetzt ergriff mich eine Gewalt“ (79) – lenkt ihn zum unverabredeten Treffen mit Diotima am Ort der ersten Begegnung, zur Liebesvereinigung (80). „[...] ich weiß nun [...] der Mensch ist ein Gewand, das oft ein Gott sich umwirft, ein Kelch, in den der Himmel seinen Nektar gießt, um seinen Kindern vom Besten zu kosten zu geben.“ (81) „Ja! eine Sonne ist der Mensch, allsehend, allverklärend, wenn er liebt“ (83).

Die Gärten von Angele in der Nähe Athens stehen im Bund mit Diotimas Gartenlandschaft, sind ein Gegenpol zum antiken Zentrum Athen und ein weiterer entscheidender Raum. Diotima fordert Hyperion auf, sich von dem niederdrückenden Anblick der Zerstörung und des Untergangs zu lösen: „Guter Hyperion! rief Diotima, es ist Zeit, daß du weggehst [...]. Komm hinaus! ins Grüne! unter die Farben des Lebens!“ Und Hyperion berichtet: „Wir gingen hinaus in die nahegelegenen Gärten.“ (96) Weniger die Gärten als Diotimas Gegenwart bewirken ein schnelles Vergessen der Trauer um die untergegangene Welt: „Was kümmert mich der Schiffbruch der Welt, ich weiß von nichts, als meiner seligen Insel.“ (98) Hyperions ausschließliche Konzentration auf ihre Person sucht Diotima auf die Menschen des gegenwärtigen Griechenlands zu lenken: „Ich bitte dich, geh nach Athen hinein, noch Einmal, und siehe die Menschen auch an, die dort herumgeh'n unter den Trümmern [...]. Sie sind nicht schlimm, sie haben dir nichts zuleide getan!“ (98f.) Trotz einiger Bedenken als Künstler gibt Hyperion die Vorstellung eines „seligen“ Inseldaseins auf und ergreift die Möglichkeit zu handeln, als „Erzieher unsers Volks“ (100), wozu Diotima ihn

ermutigt. Wieder sieht er enthusiastisch in die Zukunft: „Sie werden kommen, deine Menschen, Natur!“ (101)

Hyperions Handlungsbereitschaft hat eine andere Richtung als im Vorhaben mit Alabanda – nicht gewaltsame Befreiung ist das Ziel, sondern Rettung des Vaterlands durch die sich herausbildende Vereinigung von „Menschheit und Natur [...] in Eine allumfassende Gottheit“. Es setzt eine Facette des Menschseins voraus: Mitgefühl und Achtung. Hyperion wird sein Ziel nicht erreichen, das verdeutlichen, auch wenn der zweite Teil nicht gelesen wird, nun, zum Abschluss des ersten, die ihn einleitenden Briefe.

„daß seines Lebens Linie nicht gerad ausgeht“

Im Augenblick größten Unglücks formuliert Hyperion diesen Gedanken. Hölderlin umkreist den Satz in verschiedenen Wendungen: „es geht alles auf und unter in der Welt“ (33), „Wechsel des Entfaltens und Verschließens“ (42); „Steigen und Sinken“ (52); „Dissonanzen“ (5, Vorrede zur Ausgabe von 1797); am ausführlichsten in der Vorrede zur vorletzten Fassung: „Wir durchlaufen alle eine exzentrische Bahn, und es ist kein anderer Weg möglich von der Kindheit zur Vollendung. [...] Wir reißen uns los vom friedlichen *Ev και Παυ* der Welt, um es herzustellen, durch uns Selbst. [...] Auch Hyperion teilte sich unter diese beiden Extreme.“ (Erläuterungen, 156) In diesen Umkreis gehört Hyperions Satz. Im Kontext: „Das gibt das süße, schwärmerische Gefühl der Kraft, daß sie nicht ausströmt, wie sie will, das eben macht die schönen Träume von Unsterblichkeit und all die holden und die kolossalischen Phantome, die den Menschen tausendfach entzücken, das schafft dem Menschen sein Elysium und seine Götter, daß seines Lebens Linie nicht gerad ausgeht, daß er nicht hinfährt, wie ein Pfeil, und eine fremde Macht dem Fliehenden in den Weg sich wirft.“ (45)

Wie auch immer Hölderlins 'Hyperion' seine Leser findet – und natürlich gibt es solche, die ohne jede Unterstützung ihnen fremde Texte lesen –, allen wäre die von Diotima an Hyperion bewunderte Einbildungskraft zu wünschen, damit sich, in Abwandlung ihres Satzes, sagen ließe: „Kannst du so dich in dies Buch versetzen.“

Bericht zum Arbeitsgespräch junger Hölderlinforscher

Von

Georg Braungart und Martin Vöhler

Inzwischen ist das Arbeitsgespräch, das zum Ziel hat, Nachwuchswissenschaftler, die sich mit Hölderlin-Themen befassen, miteinander und mit anderen Hölderlinforschern ins Gespräch zu bringen, schon eine gute Tradition geworden. Es fand zu Beginn der Tübinger Jahresversammlung bereits zum dritten Mal statt. Wiederum standen im Sinne von Werkstattberichten aktuelle Probleme entstehender Arbeiten im Zentrum und entsprechend den Spielregeln sollten primär schwierige Passagen aus Hölderlins Texten zur Diskussion gestellt werden.

Katja Schneider (Universität Augsburg) arbeitet an einer Dissertation über 'Die Elegie von 1945 bis zur Gegenwart'. Für diese Arbeit bildet die Auseinandersetzung mit Hölderlin einen zentralen Anknüpfungspunkt, da viele der Autoren (von Celan bis zu Grünbein) sich auf Hölderlins Elegien beziehen. Am Beispiel von 'Menons Klagen um Diotima' (MA I, 291–295)¹ stellte Katja Schneider zentrale Begriffe ihrer Analyse vor: Trauer und Melancholie, Trauma und Traum. Dabei war vor allem der von ihr so benannte traumatomorphe Modus des Erinnerns von Interesse, der in der Diskussion mit Platon (dessen Dialog 'Menon' Hölderlin produktiv aufgreift) einerseits und Freuds Gedächtnistheorie andererseits konfrontiert wurde.

Die Studie von Moritz Strohschneider (LMU München) ordnet sich den literaturwissenschaftlichen Ansätzen zu, die den Raum als Zentrum der Analyse nehmen. Exemplarisch für seinen Zugriff stellte er das Gedichtfragment 'Ihr sichergebauten Alpen' (MA I, 396f.) vor. Hölderlin konzentrierte in diesem Fragment prägnante Angaben zu seiner schwäbischen Heimat. Über drei Epiklesen (an die Alpen, die Ströme und die Städte des Landes) gewinne der Gedichtverlauf seine Struktur, wobei

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 175–177.

¹ Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe [Münchner Ausgabe = MA], hrsg. von Michael Knaupp, 3 Bde., München/Wien 1992–1993.

„Tills Tal“ schließlich den persönlich gehaltenen Ziel- und Endpunkt der Gedankenbewegung bilde. Griechisches und Römisches („Tempel“, „Dreifuß“, „Altar“, „sichergebaut“ als homerisch konstruiertes *epitheton ornans*, die Konzeption des Menschen als „Augenblicklicher“, sc. *ephémeros*) werden in diese Darstellung integriert. Heimat entfalte sich erst durch die Inklusion der Antike. Der Entwurf wurde zum Ausgangspunkt einer fruchtbaren Diskussion über die Konstruktion von heimatlichen Räumen bei Hölderlin: über Grenzziehungen, Topographie und Heimat in einem durchaus utopischen Sinne.

Die Dissertation von Francesca Zugno (Venedig) behandelt die Frage nach der Korrespondenz von Natur und Subjekt bzw. Ich und Landschaft bei Hölderlin, die ihrerseits in den Kontext von Herders Schriften (insbesondere der ‚Versuch über das Sein‘ und ‚Zum Sinn des Gefühls‘) gestellt wird. Anhand eines *close reading* des Hexametergedichts ‚Die Eichbäume‘ (MA I, 180f.) arbeitete Francesca Zugno das Ideal der von Hölderlin zu dieser Zeit noch positiv besetzten Titanen („Eichbäume“) heraus: Deren Zusammenhalt erscheine als „fröhlich“, „frei“ und aufeinander bezogen. Die Faszinationskraft dieser heroischen Autarkie werde im Gedicht nachhaltig beschworen, zugleich aber auch als impraktikabel revidiert. Hölderlin setze dem heroischen Ideal des Titanismus die Liebe, die zur Vergesellschaftung treibt, entgegen. Der Mensch werde somit als widersprüchliches Wesen (im Sinne von Kants „ungesellige Geselligkeit“) charakterisiert. Rousseau-Bezüge wurden in der Diskussion ebenso festgestellt wie Kant-Kontexte; und es wurde deutlich gemacht, dass in Hölderlins ‚poetischer Geographie‘ Natur als Aufgabe und utopische Perspektive und nicht als schlicht Gegebenes verstanden wird.

‚Das lyrische dem Schein nach idealische Gedicht ...‘ (MA II, 102–107) – dieser poetologische Entwurf Hölderlins wurde als eine Theorie der Hymne eingehend im Kontext zeitgenössischer Positionen (vor allem des deutschen Idealismus) diskutiert. Der Entwurf ist auch deshalb so wichtig zum Verständnis Hölderlins, weil es keine anderen theoretischen Äußerungen Hölderlins zu den späten ‚Gesängen‘ gibt. Johannes Windrich (FU Berlin) greift diesen Komplex im Kontext einer Nachwuchs-Forschergruppe ‚Verehrung und Bewunderung‘ auf, und er machte ihn zur Grundlage seiner Überlegungen im Tübinger Arbeitsgespräch. Im Zentrum der Diskussion stand Hölderlins Bestimmung des

Verhältnisses von dem Ganzen und seinen Teilen. Das vermittelnde, wechselseitige „Sich-Fühlen“ wurde in Bezug auf die ‚Rhein‘-Hymne besprochen. Dort exponiere Hölderlin das ‚teilnehmende Fühlen‘ und gebe als negatives Exempel den Schwärmer. Es zeigte sich in einem zweiten Schritt, wie sehr die späten ‚Gesänge‘ auch von den vorangehenden Modellen in Hölderlins Werk abgehen. Die Folge der Töne, das Schema ihres ‚Wechsels‘ etwa, passt nicht fugenlos zu den ‚Gesängen‘.

Robert Sippl (Erlangen) untersucht in seiner Dissertation unter dem Titel ‚Das Gesetz der Kunst‘ die Transformation der Poetik um 1800. Im Kontext seiner Arbeit versucht er nachzuweisen, dass, anders als in der Forschung oft angenommen, die Begründung von Gesetzen, Regeln und verbindlichen Techniken der künstlerischen Produktion in der Literaturtheorie um 1800 eine entscheidende Rolle spielt und unterschiedliche programmatische Richtungen und Autoren miteinander verbindet. Hölderlins Fragment ‚Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes‘ (MA II, 77–100) enthält, so die These, u. a. eine zentrale Auseinandersetzung mit der Genieästhetik; kein anderer Theoretiker dieser Zeit habe sich derart ausführlich mit ihr auseinandergesetzt. In der Diskussion wurde vor allem die Frage thematisiert, wie um 1800 in Reaktion auf die Genie-Ästhetik neue Paradigmen und Wissensdomänen für literarische Ordnungsmodelle etabliert oder zumindest diskutiert werden.

Erneut zeigte sich in diesen Arbeitsgesprächen, wie ermutigend es für Nachwuchsforscher sein kann, im Gespräch auch mit erfahrenen Hölderlinspezialisten immer wieder Grenzen und ungelöste Fragen vorzufinden. Nicht wenige profilierte Hölderlinforscher nahmen teil und konnten auch den einen oder anderen Hinweis geben und den Dialog befruchten.

Bericht über das Forum der Jahrestagung 2012

Von

Johann Kreuzer

Am Schluss der 33. Jahrestagung stellten im Forschungsforum Niketa Stefa (Wien), Bruno Duarte (Straßburg), Anita-Mathilde Schrupf (Berlin), Gerald Wildgruber (Basel) sowie Lucas Murrey (Yale/Lüneburg) ihre Dissertationen vor.

Nach dem Beginn, den N. Stefa mit ihrer Arbeit 'Die Entgegensetzung in Hölderlins Poetologie' gemacht hatte, präsentierte B. Duarte seine Dissertation '»O toi parole de Zeus«. Hölderlin et Sophocle', mit der er 2007 in Straßburg promoviert wurde. Danach referierte A.-M. Schrupf zentrale Ergebnisse ihrer Untersuchung 'Sprechzeiten. Rhythmus und Takt in Hölderlins Elegien'. Im Anschluss daran folgte eine erste Diskussionsrunde. Den zweiten Teil des Forums begann dann G. Wildgruber mit seiner „Hunde der Nacht“ überschriebenen Untersuchung 'Zur Deutung von Logik als Sage in Hölderlin und Hegel aus ihren frühgriechischen Quellen'. Am Schluss des Forums referierte L. Murrey entscheidende Ergebnisse seiner Dissertation 'Tragic Light and Language: An Exploration of the mystical depths and limits of Hölderlin's »second Bacchus«, die 2013 mit dem Titel 'The »terrifying-exciting mysteries«: A Study of the Greek Spirit in Hölderlin's Poetry' bei Oxford University Press erscheinen wird.

Den Arbeiten von N. Stefa und A.-M. Schrupf gelten in diesem Jahrbuch eigenständige Rezensionen. Deshalb bleibt der Beitrag, den sie zum Forum leisteten, im folgenden unreferiert.

Nach dem von N. Stefa gesetzten poetologischen Auftakt stellte B. Duarte zentrale Ergebnisse seiner „immanenten Lektüre“ der 'Anmerkungen zum Ödipus' und der 'Anmerkungen zur Antigona' vor: der beiden Texte, welche sich Hölderlins 1804 veröffentlichten Übersetzungen

des Sophokles anschließen. Das ‚Experiment‘ ihrer immanenten Lektüre ist von zweierlei Erkenntniszielen geleitet: Einerseits geht es darum, sich der Idee einer theoretischen Kontinuität zu widersetzen, d.h. einer dialektischen Progression von Hölderlins Denken, welche die Mehrzahl der philologischen Aneignungen charakterisiert, die betont theologisch fundiert sind. Andererseits erweist es sich als notwendig, die Verbindung zwischen dramatischer Struktur und geschichtsmetaphysischem Diskurs nicht nur als konstitutiv, sondern als das eigentlich Wirksame der Anmerkungen hervorzuheben.

Der erste Teil dieser Arbeit besteht aus vier Kapiteln. Kapitel 1 und 2 erklären die Hauptvoraussetzungen für Hölderlins Übersetzungen des Griechischen, darunter den Dualismus Antike/Moderne, den Begriff der ‚exzentrischen Begeisterung‘ sowie die Intention, „die Mythe überall beweisbarer dar[zustellen]“. Kapitel 3 behandelt den Begriff der Katharsis und versucht dabei die interne Logik der Tragödie zu beleuchten. Kapitel 4 nimmt den Chor als Beispiel – in seiner Verwurzelung und Entfaltung innerhalb der Beziehung von Handlung und Reflexion.

Im zweiten Teil, Kapitel 1 geht es um die Komposition, Objektivierung und Darstellung der tragischen Form, und zwar um die Korrespondenz von Drama und Politik. Das erforderte die Analyse von bestimmten Kernbegriffen aus Aristoteles' 'Poetik' (*peripeteia*, *anagnorisis*, *pathos*) sowie von Hölderlins eigener Terminologie (Mitte, Zäsur, Umkehr) im Hinblick auf den dramatischen Rhythmus in den jeweiligen Stücken 'Ödipus der Tyrann' und 'Antigona'. Kapitel 2 und 3 erklären den Unterschied zwischen einer spekulativen und einer dramatischen Grundlage der tragischen Dichtung anhand der Diskussion des philosophischen Gehalts der 'Anmerkungen' und ihrer Bedeutung, die in der Diskontinuität und in dem Bruch mit der vorherigen Konzeption des Tragischen besteht (exemplifiziert an Texten wie 'Grund zum Empedokles' und 'Das untergehende Vaterland').

Indem die 'Anmerkungen' nicht nur eine Sonderstellung im Ganzen von Hölderlins Werk einnehmen, sondern in vielerlei Hinsicht eine Gattung für sich konstituieren, erfordert ihre Struktur eine neue Erfahrung der Form, die mit der Frage nach den Bedingungen der Darstellung des Tragischen unmittelbar zusammenhängt. Inszeniert wird von Hölderlin argumentativ die innige Verflechtung des logisch-rhythmischen Aufbaus der tragischen Handlung mit den unbestimmbaren Anteilen derselben,

nämlich zwischen dem gesetzlichen oder allgemeinen ‚Kalkül‘ und dem besonderen Inhalt (der mythisch-metaphysischen Prägnanz, dem unberechenbaren Gehalt) der Tragödie. Dieses Vorgehen bewirkt letztendlich eine Überschneidung von Tonarten, die sich auf lange Sicht als exemplarisch und lehrreich für die Lektüre der ‚Anmerkungen‘ ergibt.

Nach der Vorstellung ihrer Untersuchungen der Rhythmik der Sprechzeiten durch A.-M. Schrupf gab es eine erste, mit reger Beteiligung geführte Diskussionsrunde.

Den Beginn des zweiten Teils des Forums machte dann G. Wildgruber mit: ‚»Hunde der Nacht«. Zur Deutung von Logik als Sage in Hölderlin und Hegel aus ihren frühgriechischen Quellen‘. Gegenstand wie Ziel dieser Studie ist eine Interpretation des Hölderlin’schen Spätwerks nach begrifflich-systematischer und werkgenetischer Seite.

Systematisch ist das Ziel der Arbeit, mit Hölderlin und durch Inbezugsetzung zu zeitgleichen Texten Hegels (z.B. ‚Logica et Metaphysica‘), eine neue Interpretation der Logik, und zwar durch die veränderte Auffassung des ihr zugrundeliegenden Begriffs der Notwendigkeit, zu geben. Licht auf die Natur des Notwendigen fällt aus frühgriechischen Quellen, die eben Hölderlin und Hegel selbst, gegen den klassizistischen Kanon der Zeit, lesen lernen ließen – und die insbesondere die Verbindung des Logischen mit dem Begriff des Rhythmus motivieren. Die Hauptthese ist: In Hölderlins Meditation auf die Kunst der Griechen liegt eine dichterische Wesensbestimmung der Logik im Sinne ihrer Genealogie beschlossen. Sie gibt deren vor-wissenschaftlichen Grund an und zeichnet nach, inwiefern die Herausbildung einer vom Inhalt absehen könnenden Form des Denkens notwendig war. Späte Hölderlin’sche Chiffren wie *μηχανή*, „Gesetz“, „Kalkül“, „Regel“ und schließlich „Logik“ selbst, eröffnen den anfänglichen Sinn dieser griechischen Initiative, die uns nur mehr Mittel wissenschaftlicher Darstellung geworden ist. Wo kein Maß herrscht, da regen sich, um mit Hölderlin zu sprechen, „die Instincte der Menschen zur Musenzeit“. Zu diesen zählt die Logik: autonome und notwendige Herausbildung von Grenze und Weg im Verkehr mit dem Unmaß des Göttlichen. Sie ist zugleich mutwillige Weise des Vorgehens in ihren Machtbereich – und darin viel mehr Abstraktion als Nachahmung, und andererseits, für uns,

anhaltende Bezeugung (die Sage) dieser „Virtuosität“ durch die „rätselhafte Nacht der Zeit“. Auf die Frage: „Was ist das Logische?“ wird mit einem präzisen Wort Hölderlins selbst geantwortet: „Erinnerung ursprünglicher Noth“.

In literarhistorischer Absicht entfaltet sich diese begriffliche Thematik als der Versuch, den „Gang“ des Werks, im Zenit von Hölderlins Schaffen, nach der Rückkehr aus Frankreich (1802–1807), neu zu verstehen. Sie beginnt mit einer ausführlichen Interpretation von ‚In lieblicher Bläue ...‘, führt, über die kurze Darstellung von Konzeption (‚Das Belebende‘) und Durchführung (‚Kolomb‘) des Programms Hesperischer Dichtung, zu logik-relevanten Pindar-Kommentaren (‚Von der Ruhe‘, ‚Die Asyle‘, ‚Untreue der Weisheit‘), um von dort schließlich bei ihrem Hauptteil anzulangen: einer eingehenden Analyse der ‚Anmerkungen‘ (mit Vergleichung von Jenenser Hegel-Texten), und zwar auch nach ihren dürreren, vermeintlich unspekulativen, technischen Teilen, weil diese näher am eigentlich Dichterischen (als *poiesis*) stehen und Licht auf das Verhältnis von Dichtung und Philosophie werfen. Der Weg rückwärts vom äußersten Punkt des letzten Gesanges aus vermeidet die biographische Auslegung des Werks im Sinne zunehmender Zerstörung und erlaubt, durch eine Folge synchroner Schnitte, untereinander vielmehr gleichberechtigte Konzeptionen der Dichtung zu rekonstruieren.

Am Schluss exponierte L. Murrey zentrale Aspekte seiner Untersuchung von Genealogie, Sinn und Absicht der bzw. einer dionysischen Sprache bei Hölderlin, die, wie bereits erwähnt, 2013 mit dem Titel ‚The »terrifying-exciting mysteries«: A Study of the Greek Spirit in Hölderlin’s Poetry‘ vorliegen wird. Sie knüpft an die Hymnen Hölderlins vor dem Hintergrund seiner Übersetzungen der ‚Bakchen‘, der ‚Antigone‘ und ‚Ödipus der Tyrann‘ an und setzt sich mit seiner Überlieferung der Tragödie, die die Dürftigkeit seiner Zeit zu kritisieren unternimmt, auseinander. Genauer untersucht wird Hölderlins Übersetzung der ‚Bakchen‘ als eine Wendung zur Gefahr der unbegrenzten Augen (Semele), die als Modell für die Gefahr des rapiden Fortschritts des Kapitalismus und der Technik und ihrer implizierten Visualisierung des Kosmos verstanden wird (Beispiel „das Sehrohr“ in ‚Dichterberuf‘). Darüber hinaus bildet Hölderlins Kritik der Entfremdung von der Natur und von den Menschen zu seinen problematischen Beziehungen zum Nationalis-

mus, Christentum und zur Abstraktion einen Gegensatz, der letztlich eine Auseinandersetzung mit den Werken von Nietzsche, George und Heidegger nahelegt. Im Zentrum von Hölderlins Bezug auf die dionysischen „Geheimnisse“ (‘Bakchen’, v. 22) steht die Suche nach einem sprachlichen Übergang von einer uneigentlichen, heimatlosen Sprache zu einer bescheideneren, eigentlichen, zukünftig-heimatlichen Sprache. Am Ende ist die zeitgenössische Frage formuliert: Welche Aspekte von Hölderlins Überlieferung Griechenlands soll man vor der Pervertierung Georges und Heideggers retten, um der Dürftigkeit der Zeit – besonders die Gefahr der Augen, die die Menschen von der Natur und zweifellos auch sich selber entfremdet – zu begegnen? Hinsichtlich der visuellen Kultur, die die digitale Revolution begleitet und die das Problem des Geldes und globaler Erwärmung verdrängt, bleibt Hölderlins Dichtung zeitgenössischer, als man gemeinhin denkt. Die Epiphanie des Dionysos kann als Revolution gegen die visuell konditionierte Suche nach unbegrenzter Wissenskraft gedeutet wie verstanden werden. Sie wird zum Einspruch gegen unsere „self-destructive culture of the unlimited“ (E. Seaford). Hölderlins Gedichte vermögen die Gefahr selbstvergessener Entgrenzung – und damit unsere tragische Beziehung zur Natur – auch und gerade heute noch zu erschließen.

Trotz der gedrängten Zeit, die am Ende der Tagung zur Verfügung stand, schloss sich wie an die erste auch an die zweite Partie des Forums eine konstruktive und unter reger Beteiligung des Publikums geführte Diskussion an. Das setzte einen produktiven Schlusspunkt für die ganze Tagung.

„Geläutert ist die Traub“:
die Alltäglichkeit der erhabenen Dichtersprache

Von

Priscilla A. Hayden-Roy

*Gemeiner muß alltäglicher muß
die Frucht erst werden, dann wird
sie den Sterblichen eigen.*
(‘Die Sprache –’ MA I, 235)¹

Kein anderer Umgang mit poetischen Texten verlangt eine eindeutigeren und minutiöseren Festlegung des Sinns als die Arbeit des Übersetzens; dabei kommen unvermeidlich und mit besonderer Schärfe Interpretationsprobleme ans Licht, wie sich besonders beim Vergleich mehrerer Übersetzungen in dieselbe Sprache zeigt. Ein drastisches Beispiel solcher Deutungsschwierigkeiten ist eine Stelle in ‘Mein Eigentum’. In der zweiten Zeile der Ode steht der Satz: „Geläutert ist die Traub“, der in englischen Übersetzungen unterschiedlich übersetzt wird als: „pure and mellow is the grape“²; „The mellow grape is clear“³; „The grape is pure“⁴; „The grapes are lit all through“⁵; „The grapes are pressed“⁶;

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 183–186.

¹ Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe [Münchner Ausgabe = MA], hrsg. von Michael Knaupp, 3 Bde., München/Wien 1992–1993.

² Hölderlin, introduced and edited by Michael Hamburger, with plain prose translations of each poem, Baltimore 1961, 36.

³ Friedrich Hölderlin: Poems and Fragments, translated by Michael Hamburger, London 2004, 141.

⁴ Selected Poems of Friedrich Hölderlin, translated by Maxine Chernoff and Paul Hoover, Richmond, CA 2008, 93.

⁵ Friedrich Hölderlin: Selected Poems, translated by David Constantine, Newcastle upon Tyne 1996, 24.

⁶ Friedrich Hölderlin: Alcaic Poems, with translations into English by Elizabeth Henderson, London 1962, 11.

„The clear grapes are pressed“⁷; „Cleared is the vineyard“.⁸ Ein Blick auf die Handschrift von ‘Mein Eigentum’ lässt uns allerdings einige der Lösungen ausklammern. Dort hatte der Dichter zunächst den unvollendeten Zeilenanfang „Die Traub ist schwer und durch“ geschrieben, bevor er ihn dann am Rande durch die endgültige Fassung ersetzte.⁹ Die Trauben, schwer mit Saft, hängen also eindeutig noch am Weinstock; das Bild der reifenden Frucht fügt sich in die sonstigen herbstlichen Bilder am Anfang der Ode ein, die Hölderlin ursprünglich ‘Der/Am Herbsttag’ betiteln wollte. Die Trauben sind also nicht „pressed“ (Henderson, Hoff) bzw. ist der Weinberg erst recht nicht geräumt („cleared“, George). Mit der Entscheidung für „geläutert“ scheint der Dichter aber den Reifungsprozess der Traube von seiner banalen Physikalität („schwer“) befreien und in einen erhabeneren, moralisch-religiösen Bereich erheben zu wollen. Die Übersetzer folgten dieser Spur und suchten dazu Entsprechungen mit „clear“ und „pure“. Aber neben der übertragenen Bedeutung kannte Hölderlin einen nicht weniger „gemeinen“ und „alltäglichen“ Sinn des Wortes, denn „läutern“ ist ein Fachbegriff aus der Winzersprache. Darauf hat schon 1885 Robert Wirth in seiner Besprechung dieser Ode aufmerksam gemacht:

Wir haben hier einen önologischen Terminus, der dem Dichter geläufig war, da er einer Wein bauenden Gegend angehört und das Gedicht in einer solchen geschrieben wurde. Die Zeit des Läuterns geht der der Weiche vorher und die Trauben, die weißen, dürfen zur Zeit der Läuterung kein schönes Aussehen haben, wenn es eine gute Fechsung geben soll, sie müssen vielmehr von bläulich-grüner Farbe sein; bleiben sie grün, so giebt es eine weniger gute Kreszenz. „Geläutert“ ist die Traube

⁷ Friedrich Hölderlin: Odes and Elegies, translated and edited by Nick Hoff, Middletown, CT 2008, 69.

⁸ Friedrich Hölderlin: Selected Poems. Bilingual edition, edited and translated with a preface, introduction, and notes by Emery George, Princeton 2012, 245.

⁹ Eine Reinschrift von ‘Mein Eigentum’ gibt es nicht; die einzige Handschrift ist mit Änderungen und Neuansätzen überwuchert; vgl. Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke, Frankfurter Ausgabe [FHA], hrsg. von Dietrich E. Sattler, 20 Bde. und 3 Supplemente, Frankfurt a. M./Basel 1975–2008; hier FHA 4, 142f.

heißt also: die eben geschilderte Zeit ist vorüber, die Traube ist in die Zeit der Weiche getreten.¹⁰

Man sucht bei Grimm und seltsamerweise auch im ‘Schwäbischen Wörterbuch’ vergebens nach dieser fachterminologischen Definition, aber sowohl im ‘Rheinischen Wörterbuch’ wie auch im ‘Schweizerischen Idiotikon’ steht sie: „anfangen zu reifen, anfangen zu färben, durchleuchten, von den Trauben“;¹¹ „hell, durchsichtig werden, von reifenden Traubenbeeren“.¹²

Hölderlin wählte also an dieser Stelle mit Absicht ein Wort, das in seiner Polysemie den Bogen zwischen fachterminologischer Konkrettheit und geistiger Erhabenheit spannt. Es gibt kein englisches Wort, das zu diesem semantischen Spagat fähig wäre; Chernoff und Hoover bleiben bei „pure“; Hamburger setzt die zwei Bedeutungen auseinander („pure“/“clear“ und „mellow“); Constantine weicht vom deutschen Wortlaut ab, um das Bild der durch Reifung durchsichtig werdenden Frucht wiederzugeben („The grapes are lit all through“).

Nicht unähnlich verhält es sich übrigens mit dem Titel des Gedichts, ‘Mein Eigentum’, der im übertragenen Sinn auf das dem Dichter am nächsten, am eigensten Seiende, nämlich den Gesang, hinweist, der aber zugleich den konkreten „Besitz“ (den „eigenen Heerd“, v. 22) im privatrechtlichen Sinn bezeichnet. Auch hier herrscht unter den Übersetzern Unstimmigkeit: ‘My Possessions’, ‘My Own’, ‘What is Mine’, ‘That Which is Mine’. Das unpoetische ‘My Property’ fehlt allerdings

¹⁰ Robert Wirth: Vorarbeiten und Beiträge zu einer kritischen Ausgabe Hölderlins, Plauen 1885, 29. Wirth gehört neben Carl C. T. Litzmann und Karl Köstlin zu den wenigen Wissenschaftlern in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich mit dem Homburger Folioheft, wenn auch nur flüchtig befasst haben (vgl. Emery E. George in: Hölderlin Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, hrsg. von Johann Kreuzer, Stuttgart/Weimar 2002, 384); Wirth sprach sich energisch für die Besorgung einer kritischen Hölderlin-Ausgabe aus, die auf den „mit hingebendem Fleiße gelesen[en]“ Manuskripten des Dichters basieren sollte (ebd., [1]).

¹¹ Rheinisches Wörterbuch, hrsg. von Josef Müller, Bd. 5, Berlin 1941, Sp. 249. Mein Dank gilt Michael Franz, der mich auf diese Definition aufmerksam machte und so mein Verständnis des Hölderlin’schen Textes buchstäblich wieder auf den Boden zurück führte.

¹² Schweizerisches Idiotikon, Bd. 3, Frauenfeld 1895, Sp. 1516.

gänzlich, obwohl gerade diese juristische Bedeutung unüberhörbar in Hölderlins Text mitschwingt.

Man könnte hier also beinah von einer Inkarnationssemantik reden: Hölderlin entscheidet sich für das besondere Wort, das den geistigen Sinn in der unscheinbaren Welt zu verwurzeln vermag. Nur so wird die Frucht „gemeiner“, „alltäglicher“, den Sterblichen „eigen“. Aus diesem Grund muss der Übersetzer und der Interpret gelegentlich zu den Dialekt- und Fachterminilexika greifen, um die erhabene Sprache des Dichters in ihrer spezifischen Konkretheit zu verstehen.

„... wenn die Dunkelheit einsickert ...“

Über die Unverständlichkeit in Hölderlins Dichtung*

Von

Michael Franz

Hölderlin ernst nehmen heißt, der Versuchung zu widerstehen, sein Werk mit aller Gewalt verstehen zu wollen. Das wusste Gerhard Fichtner. Er hat deshalb immer wieder – vor allem auch in seinem eindringlichen Votum zum „Fall Hölderlin“ – betont, dass dieses Werk, *a fortiori*: diese Person, uns „fremd“ bleiben muss.¹ Er hat diese Fremdheit verteidigt, gegen die „Basta“-Psychiater ebenso wie gegen die empathischen Literaten, die sich dem Dichter allezeit so verwandt fühlen möchten.

Das Fremde – mehr noch: der Fremde – muss fremd bleiben dürfen – bei aller „Inklusion“, die heute mit Recht, wenn auch bisweilen etwas blindwütig betrieben wird. Dabei ist „fremdsein“ der Name für ein Verhältnis, ein wechselseitiges Verhältnis. So hat der nur vordergründig schrullige, in Wirklichkeit aber am Schrecken des Üblichen bauende Karl Valentin es auf den Punkt gebracht: „Der Fremde ist nur in der Fremde fremd“. Diese „Fremde“, in der der fremde Hölderlin fremd war, sind wir. Wir, die wir es uns hier im Turm so heimelig gemacht haben. Träte er hier, wie er am Ende war, unter uns, spränge er gar hinter einer der auffälligen Wände hervor und auf uns zu, oder torkelte er

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 187–198.

* Ansprache auf der Gedenkveranstaltung für Gerhard Fichtner im Hölderlinturm am 7. Juli 2013.

¹ Vgl. z.B.: Gerhard Fichtner: Der „Fall“ Hölderlin. In: 500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen 1477–1977, hrsg. im Auftrag des Universitätspräsidenten und des Senats der Eberhard-Karls-Universität Tübingen von Hansmartin Decker-Hauff, Gerhard Fichtner und Klaus Schreiner, Tübingen 1977, 510, wo er der Position des Medizinhistorikers Hans Schadewaldt, der dekretiert hatte, an der „Psychose, der katatonen Schizophrenie“ sei „bei Hölderlin nicht zu zweifeln“, bescheinigte, sie begeben sich der „Möglichkeit, in der Geschichte auch dem Fremden zu begegnen“.

auch nur an uns vorbei – wir würden zwar nicht gleich die Polizei rufen, aber wir würden doch besorgte Minen aufsetzen und wären irgendwie „befremdet“.

Da wir keine SchreinerGesellen sind und uns gegen das uns Fremde nicht mit der Kraft der geballten Faust wehren können, bleiben wir auf unseren Befremdlichkeitsgefühlen gewissermaßen sitzen. Und so sitzen geblieben nennen wir das Unverständliche „abgehoben“. Vielleicht nicht wörtlich wir, die wir hier sitzen, aber doch die, die wir in unser Rathaus gewählt haben, und die, deren Zeitung wir täglich kaufen.

Hölderlins Sprache ist uns fremd und vielfach unverständlich. Das wird auch trotz aller ehrenwerten Versuche der Philologen, der Freunde des – unter Umständen unverständlichen – Wortes, uns dieses oder jenes Wort zu erklären, so bleiben. Darum ist diese Sprache aber nicht bloß exotischer Zierrat oder nur zu feierlich-liturgischen Anlässen verwendbar. Genauso wenig sollte sie zum Fetisch werden, dessen undurchschaubare Bedeutung Voraussetzung wird für seine geheimnisvolle Wirksamkeit, die vielleicht nur darin besteht, dass ein plötzlicher Schauer uns den Rücken runterläuft.

Sprache überhaupt kann bekanntlich unter drei Aspekten betrachtet werden, dem der Bedeutung ihrer Worte, dem der Wohlgeordnetheit ihrer Sätze und dem der Wirksamkeit der Rede. Die Wissenschaft spricht von Semantik, Syntax und Pragmatik. Dichterische Sprache hebt sich von der normalen Alltagssprache am wenigsten ab bezüglich des pragmatischen Aspekts. Wenn ein alter lateinischer Spruch besagt, dass der Zweck des Dichtens im „Delectare et prodesse“, also im Erfreuen und Nützlich-Sein liege, dann trifft das für die meisten unserer normalsprachlichen Kommunikationsakte ebenfalls zu. Wir wollen – im Normalfall – kein nutzloses Zeug von uns geben, wir wollen also nicht „labern“, und wir wollen irgendwie auch, wenn möglich, witzig sein oder auf andere Weise erfreulich. Gewiss, wir wollen gelegentlich Unerfreuliches, jemanden fertigmachen oder piesacken, aber dann doch meist nur, wenn es uns oder anderen Nutzen bringt.

Deutlicher von der Normalsprache und ihren Vollzügen entfernt sich die dichterische Sprache in ihrem semantischen und ihrem syntaktischen Aspekt. Was die Semantik betrifft, so lebt die Dichtung weitgehend von dem Phänomen der *übertragenen* Bedeutung. So typisch Metaphern für die dichterische Rede sind, so weitverbreitet sind sie auch in unserer

normalsprachlichen Artikulation. Selbst unsere Beobachtungssprache ist durchsetzt von metaphorischen Redewendungen. Das – im wörtlichsten Sinn – spektakulärste Beispiel ist unsere Rede vom „Sonnenaufgang“. Sehen wir das nicht täglich (bei geeigneten Wetterbedingungen, versteht sich), dass die Sonne sich über den Horizont erhebt und dann im Laufe des Tages auf- und auch wieder untergeht? Was soll daran metaphorisch sein? Nun, es hat in der Tat eine ganze Weile gedauert, bis erkannt war, dass die Sonne keineswegs aufgeht, sondern dass die Erde sich im Laufe ihrer täglichen Rotation um die eigene Achse der Sonne zu- und auch wieder von ihr abwendet. Das Erstaunliche an diesem Vorgang der Widerlegung unserer alltäglichen Beobachtung durch eine Reihe von vergleichsweise abstrakten Überlegungen ist jedoch, dass die wissenschaftliche Erkenntnis keineswegs zu einer Korrektur unseres normalen Sprachgebrauchs geführt hat. Wir lassen nach wie vor die Sonne auf- und untergehen.

Die klare Trennung zwischen metaphorischer Redeweise und nicht-metaphorischer, die von Naturwissenschaftlern oder positivistischen Philosophen gern eingeklagt wird, ist eine Illusion. Selbst unsere Alltagssprache ist dermaßen von – meistens unerkannten – Metaphern durchtränkt, dass wir in dieser Hinsicht nur ein Mehr oder Weniger an Metaphorizität feststellen können. Und so ist in der Dichtung – und ganz besonders in der Hölderlins – der Vorgang der Übertragung von Bedeutung das Grundmoment, das alle Gedankenbewegung motiviert und alle Gewichtungen leitet. Darum hat Hölderlin auch in seinen theoretischen Texten den Ausdruck „Metapher“ für die zentralen Vorgänge der Organisation von Sinn und Gehalt, Ausdruck und Bedeutung in vielfältiger Weise in Dienst genommen.

Allerdings müssen wir bei Hölderlin auch mit einer List der poetischen Vernunft rechnen, die uns bisweilen eine Metapher vermuten und ihre übertragene Bedeutung suchen lässt, wo aber zunächst erst einmal durchaus eigentliche, d.h. nicht-übertragene Rede vorliegt. Der Eindruck entsteht – jedenfalls ist das im folgenden Beispiel der Fall –, weil Hölderlin bisweilen Ausdrücke benutzt, die *termini technici* einer bestimmten Fachsprache sind, die aber dem überwiegenden Teil der voraussichtlichen Leser fremd sind. Dieses Verfahren hat Paul Celan in seiner Dichtung exzessiv benutzt und zu einem polysemantischen Gebrauch dieser Fachtermini dann elaboriert. Als Beispiele für

Celans Anleihen bei bestimmten Fachsprachen nenne ich hier nur: den Freud'schen „Reizschutz“ und den Husserl'schen „Zeithof“, aber auch viele geologische Begriffe wie z. B. „Einkanter“, „Schwingmoor“ und „Lagg“.²

Hölderlins Ode 'Mein Eigentum' beginnt mit den Versen:

*In seiner Fülle ruhet der Herbsttag nun,
Geläutert ist die Traub und der Hain ist roth
Vom Obst, [...]. (MA I, 237)³*

Ein schönes Bild voll praller Wirklichkeit, wäre da nicht dieses seltsame Wort „Geläutert“, das wir hauptsächlich aus dem moralischen Sprachschatz kennen.⁴ Wie kann die „Traub“, der wir alle guten Eigenschaften zubilligen wollen, nur nicht einen moralischen Charakter, „geläutert“ sein? Nun, sie *kann* – aber eben in der Sprache des Winzers, dessen genaue Beobachtung den Reifegrad der Weintraube daran feststellt, dass ihr Fruchtfleisch in der Schale nun durchsichtiger wird und so „lauterer“, bis sie „geläutert“ ist. Diesen Sprachgebrauch muss Hölderlin gekannt haben und also gehört die „geläuterte Traub“ in die Welt des Beobachtbaren, des Realen. Und dennoch hätte er diesen önologischen Fachterminus nicht gebraucht, wenn er nicht auch die moralische Verwendung des Wortes von Ferne hätte mit anklingen lassen wollen. Das Reich der Natur befindet sich im Einklang mit dem Reich der Freiheit, das eben auch eine „Läuterung“ kennt. So ist dieser Einklang nur als zweistimmige Harmonie vernehmbar. Hölderlinische Metaphern geben die wörtliche Bedeutung nie auf zugunsten eines übertragenen Sinns. Sie dienen vielmehr der Wiedergabe einer oszillierenden Bewegung, deren irisierende Interferenzen durchaus irritierend sein sollen.

Ähnliches gilt auch für die syntaktischen Konstruktionen in Hölderlins Gedichten. Der Dichter war sich dessen bewusst, dass sein Umgang

² Paul Celan: Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band, hrsg. und kommentiert von Barbara Wiedemann, Frankfurt a.M. 2003, 335, 326, 336 mit den dazugehörigen Kommentaren.

³ Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe [Münchner Ausgabe = MA], hrsg. von Michael Knaupp, 3 Bde., München/Wien 1992–1993.

⁴ Zum Folgenden vgl. Priscilla A. Hayden-Roy: „Geläutert ist die Traub“: die Alltäglichkeit der erhabenen Dichtersprache. In: HJb 38, 2012–2013, 183–186.

mit der Syntax der deutschen Sprache ungewöhnlich war. Eine entsprechende Reflexion darüber, die er im Zusammenhang mit seinen Arbeiten für sein geplantes Journal aufgeschrieben hat, bezieht sich zwar hauptsächlich auf die sogenannten „Perioden“, also die Anordnung der Haupt- und Nebensätze in einem Satzgefüge der Prosadichtung, kann aber durchaus Anwendung finden auf die Art, wie er in der gebundenen Rede, also im lyrischen Gedicht, mit den syntaktischen Üblichkeiten verfahren ist:

Die logische Stellung der Perioden, wo dem Grunde (der Grundperiode) das Werden, dem Werden das Ziel, dem Ziele der Zweck folgt, und die Nebensätze immer nur hinten an gehängt sind an die Hauptsätze worauf sie sich zunächst beziehen, – ist dem Dichter gewiß nur höchst selten brauchbar. (MA II, 57f.)

Diese Vertauschbarkeit der Stellung der einzelnen Elemente im Satzgefüge je nach Anforderung der Gewichtung oder je nach den Erfordernissen einer Klimax lässt sich in der griechischen Lyrik auch innerhalb eines Hauptsatzes anwenden. In der antiken Lyrik sind die einzelnen Satzteile ja viel stärker nach der Willkür des Autors bzw. den metrischen Anforderungen umstellbar als in der deutschen oder allgemeiner der modernen Dichtung. Ein Beispiel für die fast beliebige Anordnung der einzelnen Elemente eines Satzgefüges liefert der Satz aus 'Der Einzige':

*Ein Gott weiß aber
Wenn kommet, was ich wünsche das Beste. (MA I, 390)*

In reine Prosa aufgelöst, müsste der Satz lauten: Ein Gott weiß aber, wann [denn diese Bedeutung hat „wenn“ hier] das Beste, was ich wünsche, kommet.

Eigentlich müsste hier sogar noch, um in der Prosafassung die besondere Nuance zu verdeutlichen, die mit der ungewöhnlichen poetischen Reihenfolge der Satzteile hervorgehoben wird, ein Pronomen oder eine logische Partikel eingefügt werden. Etwa so: Ein Gott weiß aber, wann das Beste, das [nämlich], was ich wünsche, kommet.

Die normale Syntax der Wortstellung im Deutschen verlangt – was dem ausländischen Lerner der deutschen Sprache häufig große Schwierigkeiten bereitet –

rigkeiten bereitet – die möglichst weite Separierung zwischen einem durch einen Relativsatz ergänzten Subjekt und seinem Prädikat im Nebensatz. Diese Regel steht aber der gewünschten Klimax des Satzes, der mit dem Höhepunkt „das Beste“ enden soll, entgegen. Und das zum Verständnis nötige Pronomen „das“ mindert die Spannung.

Vorbild für eine solche Stellung der Worte nach den dramaturgischen Erfordernissen einer Steigerung der Satzinhalte bis zur endlichen Lösung der Spannung ist hier aber sicher das Griechische, das solche dramaturgischen Weisen des Satzbaus in Prosa wie in Poesie nicht nur erlaubt, sondern liebt: der entsprechende Satz könnte auf Griechisch etwa lauten:

θεός τις δ' οἶδεν, ὅταν ἤξει ὁ τι θέλω τὸ ἄριστον.

Eine ganz analoge Konstruktion hat Hölderlin in Pindars Erster Pythischer Ode gefunden, wo er im Laufe einer längeren Periode übersetzt:

*Als sie fanden durch Götterhände Ehre
Wie keiner unter Hellenen pflückt,
Des Reichtums Krone die stolze.* (MA II, 203)

Die neue deutsche Übersetzung von Dieter Bremer (und ebenso die von D.E. Sattler redigierte Interlinearübersetzung der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe⁵) muss ein erläuterndes Pronomen „sie“ einfügen, um den Bezug auf das vorausgegangene Wort „Ehre“ deutlich zu machen, und vermindert so den spannungsgeladenen Zug der Verse:

als sie durch
Götterhände Ehre fanden,
wie sie keiner der Hellenen pflückt,
des Reichtums stolze Krönung.⁶

⁵ Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke, Frankfurter Ausgabe [FHA]. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Dietrich E. Sattler, 20 Bde. und 3 Supplemente, Frankfurt a. M./Basel 1975–2008; hier FHA 15: Pindar. Nach Vorarbeiten von Michael Franz und Michael Knaupp, 199, v. 90 ff.

⁶ Pindar: Siegeslieder. Griechisch – deutsch, hrsg., übersetzt und mit einer Einführung versehen von Dieter Bremer, München 1992, 111.

Und ein paar Zeilen später, bei der Schilderung der Expedition der Troja vergeblich belagernden Griechen nach Lemnos zu dem dort zurückgelassenen Philoktetes:

*Sie sagen aber von Lemnos
durch die Wunde aufgerieben seien
zu hohlen gekommen*

*Heroen halbgöttliche des Pöas
Sohn den Schützen,* (MA II, 203 f.)

Hölderlin behält die griechische Wortstellung bei, wodurch das Objekt des „Hohlens“, der Bogenschütze Philoktet, ans Ende des Satzes rückt – und damit ans Ziel des Spannungsbogens. In einer deutschen Prosaübersetzung wäre das nicht möglich, denn sie müsste, wenn sie schon den Satz nicht mit dem Subjekt, den halbgöttlichen Heroen, beginnen lässt, doch wenigstens das Objekt des Verbs „holen“ ihm unmittelbar voranstellen, also:

seien
Den Bogenschützen, des Pöas Sohn, zu holen gekommen

Halbgöttliche Heroen

Entsprechend muss auch Bremer, der dem Vorbild Hölderlins folgend die Wortstellung des Griechischen so weit es geht nachahmen will, ein erklärendes Pronomen einfügen:

zu holen, seien gekommen

gottgleiche Heroen, *ihn*, des Pöas Sohn, den Bogenschützen

Es fänden sich gewiss noch weitere Beispiele, die zeigen könnten, dass Hölderlin die dramaturgisch geschicktere Wortstellung der griechischen Dichtung immer wieder übernimmt,⁷ um eben gerade durch das Mittel

⁷ Vgl. vom Vf.: „... der Güter gefährlichstes ...“. Bemerkungen zu Hölderlins Sprache im Umbruch seines Lebens. In: Hölderlin und die Psychiatrie, hrsg. von Uwe Gonthier und Jann E. Schlimme, Bonn 2010, 253–262.

der Unverständlichkeit oder eher: der erst Nach-und-nach-Verstehbarkeit den Aufbau einer Spannung zu bewirken, die aus dem Gesagten ein Drama, etwas Sich-Zutragendes macht.

Wer hier „alles und zwar sofort“ verstehen will, der versteht gar nichts. „Mystery“ nennen die Engländer ihre Kriminalromane und ein wenig von solchen dramatischen Mysteries sollten wir Hölderlins Dichtung auch zubilligen. Dass nicht immer alles restlos sich aufklärt, das gilt selbst für gute Kriminalromane (denken Sie nur z. B. an Patricia Highsmith) und dürfte dann auch Hölderlin zugestanden werden. Vielleicht wird Ihnen dennoch dieser Vergleich mit der Schreibweise des Kriminalromans trivial erscheinen. Er sollte jedoch darauf hinweisen, dass Hölderlins Nachahmung der griechischen Syntax und Wortstellung nicht nur ein Verehrungsgestus und damit Selbstzweck ist, sondern dass ihm eine künstlerische Absicht unterliegt, die häufig auf dramaturgische Spannung abzielt, in jedem Fall aber eine Art von Verfremdungseffekt herbeiführt.

Wie sehr selbst feinfühlig und scharfsinnige Interpreten der Hölderlin'schen Dichtung bisweilen an seiner fremdartigen Syntax scheitern, lässt sich an einem anderen Beispiel vorführen.⁸ In der Ode 'Blödigkeit', deren Titel eine besonders törichte Art des Fremdelns thematisiert, steht der seltsame Vers, dem niemand auf Anhieb ansieht, dass er ein Vers sein soll, stünde er nicht gedruckt in einer Reihe von Texten, die 'Gedichte' überschrieben ist:

Gut auch sind und geschickt einem zu etwas wir [.] (MA I, 444, v. 21)

Wir kennen das Verfahren schon, dass das wichtigste, das Subjekt, von dem die Rede sein soll, vor dem Ausgesprochenwerden geschützt, sein Hervortreten verzögert werden soll: „wir“ – davon ist die Rede und das Wort kommt dem Vers als letztes über die Lippen.

⁸ Gemeint ist Rainer Nägele, der in seinem Buch 'Hölderlins Kritik der poetischen Vernunft' (Basel/Weil am Rhein 2005, 138f.) den zweiten Teil des gleich zu behandelnden Verses „Gut auch sind und geschickt einem zu etwas wir“ dreimal verstellt zitiert, nämlich in der Form „geschickt zu einem etwas wir“, was ihm die Möglichkeit eröffnet, das Wort „etwas“ als Substantiv zu verstehen, dem ein unbestimmter Artikel vorangeht; dazu vgl. meine Rezension in: *Arbitrium* 3, 2009, 329–334.

Gut auch sind und geschickt einem zu etwas wir [.]

Wer ist „wir“?

Zwei Strophen zuvor ist es schon einmal im Vorgriff ausgesprochen worden:

Wir, die Zungen des Volks [...]. (MA I, 444 v. 13)

Damit sind, das braucht man kundigen Hörern nicht zu erklären, die *Dichter* „des Volks“ gemeint. Aber warum diese Metapher für die Dichter, warum sind sie „Zungen“? Hölderlin spielt ganz offensichtlich auf das Phänomen unverständlicher Rede an, das in der Bibel „Zungenreden“ genannt wird. Vom Heiligen Geist überwältigt reden die auf den Namen Jesu Christi Getauften – sogar die heidnischen Ursprungs – „in Zungen“ (Apg 10,46; 19,6); auch der Apostel Paulus rühmt sich dieser Gabe (1 Kor 14,18). Solches Zungenreden ist aber den Umstehenden ganz und gar unverständlich, sie hören nur unartikulierte Laute.

Dieses Schicksal (sowohl das Ergriffensein von höherer Macht als auch das Unverständlichsein den andern Menschen) nimmt Hölderlin für sich in Anspruch. Aber das nun wiederum nicht nur für sich allein, sondern auch für andere Dichter, die mit ihm zusammen diese „Wir, die Zungen des Volks“ gewesen sein wollen. Dass die Dichter „des Volks“ einstweilen in unverständlichen „Zungen“ reden, mag daran liegen, dass das „Volk“ sich als ein solches noch gar nicht konstituiert hat, sich noch gar keine Verfassung gegeben hat. Es gibt noch keine gemeinsame Sprache, die eine *res publica*, eine öffentliche Sache, die „jedem eigen und allen gemein“⁹ ist, geschaffen hätte. Deshalb ist die Rede der Dichter des „Volks“ noch eine Rede wie in Zungen, unverständlich und unartikuliert erscheinend.

Aber gegen diese anscheinende Untauglichkeit der herrschenden Verständigungsverhältnisse wendet sich nun die Einrede des Dichters Hölderlin:

⁹ Diese programmatische Wendung findet sich im 'Hyperion' (MA I, 749; Hyperion II, 103), im Brief an Schelling vom Juli 1799 (MA II, 793), in dem Aufsatz 'Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig ...' (MA II, 77), und in 'Brod und Wein' (MA I, 374).

Gut auch sind und geschickt einem zu etwas wir [.]

Wir Dichter sind *zu etwas gut*. Wir sind nicht untauglich, wenn unsere Sprache noch unverständlich ist. Wir sind zu etwas gut, weil wir „geschickt“ sind. Und damit dieses Wort „geschickt“ nicht im Sinne eines eiteln Selbstlobs missverstanden werden kann, wird ihm gleich ein Richtungsobjekt beigelegt: wir sind „geschickt einem“ bzw. in normaler Wortfolge: wir sind „einem geschickt“. In alltäglicherer Sprache würde man den Sachverhalt vielleicht verdeutlichen durch eine hinzugefügte Präposition: wir sind *zu* einem geschickt. Aber das braucht es eigentlich nicht und vor allem, es würde dann zu einer kakophonischen Verdopplung führen, denn das „zu etwas“, das die Wendung „wir sind gut“ ergänzt, soll diese Funktion auch in Bezug auf das Verb „wir sind einem geschickt“ erfüllen: „wir sind einem zu etwas geschickt“. Der Singular „einem ... geschickt“ nimmt die individualisierende Rede der „Zungen“-Strophe auf, wo es von den Dichtern heißt, dass sie „jedem gleich, / Jedem offen“ sind, weil sie, wie die vorangegangene Fassung des Gedichts gesagt hatte: „jedem den eignen Gott“ singen (MA I, 241). Zusammengenommen heißt es also jetzt: „wir sind zu etwas gut“ und „wir sind (jeweils) einem geschickt zu etwas“. Weil das „zu etwas“ beide Prädikate („gut“ und „geschickt“) ergänzen soll, steht es erst hinter dem zweiten Prädikat. Und nun erschließt sich der Sinn des Satzes im Ganzen:

Gut auch sind und geschickt einem zu etwas wir [.]

Nur wenige Jahre nach diesem kunstvollen Vers, der auf den ersten Blick so unverständlich wirkte, erlitt Hölderlin eine Bedeutungs-Apoplexie und wurde schließlich in dieses Haus in die Obhut des Schreinermeisters Zimmer verbracht. Auch hier hat er weiter gedichtet, aber auf eine verstörend verständliche Weise. Die Turm-Gedichte sind – von wenigen Ausrutschern abgesehen – durch ein Übermaß an Geheimnislosigkeit ausgezeichnet. Die Sätze sind einfach konstruiert, die Worte stehen an den Stellen, die man getrost erwarten darf, und die Bilder folgen der Logik konventioneller Vergleiche. Wer diese Gedichte jedoch im Kontext des gesamten Lebenswerks des Dichters betrachtet, der wird die einfachen Kunstgriffe bemerken, durch die der Dichter sich die

Dinge vom Leibe hält. Auch Zimmer hat – nach einem Bericht Gustav Kühnes – diese Eigenheit seines Kostgängers betont und sie in die Worte gefasst, Hölderlin bleibe „danebe doch ’n freier Mann, der sich nix am Zeuge flicken läßt.“ (StA VII 3, 158)¹⁰ Auf diese Weise rückt das Vertrauteste an den jahreszeitlichen Vorgängen, den genrehaften Landschaften in eine unüberbrückbare Distanz, in eine „Ferne“,¹¹ die bei allem scheinbaren Idyll etwas Unheimliches hat.

Theodor W. Adorno hat an Hölderlins Dichtung hervorgehoben, dass hier „die Sprache fernrückt“.¹² Er bezog sich dabei vor allem auf ‘Brod und Wein’, die Elegie ‘Heimkunft’ und das Gedicht ‘Andenken’, in denen „die Sprache Abgeschiedenheit (bekundet)“. Das ist bei Gedichten wenig erstaunlich, die insgesamt, wie Adorno auch bemerkt, dem Erinnern sich verdanken. Aber dieses Fernrücken der Dinge ist in den Turmgedichten, in denen fast ausnahmslos das Präsens herrscht,¹³ noch viel massiver das eigentliche Tätigkeitsmerkmal von Hölderlins Sprache. Und für sie gilt noch in weitaus drastischerem Maße der fein beobachtete Satz Adornos: „Vor dem Allbekannten reiben Hölderlins Verse sich gleichsam die Augen“.¹⁴

Und doch gibt es hier gelegentlich, wenn der Reimzwang seine Opfer fordert, einen Durchblick auf eine kurz aufblitzende fremdartige Unordnung der Dinge. An insgesamt vier Stellen im Corpus der Turm-Gedichte braucht Hölderlin ein Reimwort für „Himmel“, also für den Sachverhalt, der am engsten verknüpft ist mit der Vorstellung von Gesetzen des Kosmos, der unverbrüchlichen Ordnung. Mit konstanter

¹⁰ Hölderlin. Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe [StA], hrsg. von Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, 8 in 15 Bdn., Stuttgart 1943–1985.

¹¹ „Ferne“ ist ein Lieblingswort auch des Turmdichters, mit dem er gerne seine Gedichte beginnt: „Wenn aus der Ferne ...“ (MA I, 911), „Wenn in die Ferne ... / Wo in die Ferne ...“ (MA I, 938); schon früh führt im Turm ‘Der Spaziergang’ dorthin, wo „schön aus heiterer Ferne“ die Landschaft „glänzt“ (MA I, 916).

¹² Theodor W. Adorno: Parataxis. In ders.: Noten zur Literatur. Gesammelte Schriften, Bd. 11, 469.

¹³ Soweit ich sehe, gibt es in dem gesamten Corpus der Turm-Gedichte ausschließlich Verben im Präsens und die im Deutschen mit Hilfsverben im Präsens konstruierten Perfekt-Formen – mit einer einzigen Ausnahme des Präteritums: „wo / Ihn Freunde liebten wo die Menschen / Über dem Jüngling mit Gunst verweilten.“ (MA I, 922).

¹⁴ Adorno [Anm. 12], 469.

Eigenwilligkeit wählt Hölderlin das Wort „Gewimmel“ und lässt es das Kollektiv der Sterne charakterisieren. Welche Sterne könnten uns ferner sein als die, deren Muster keine Konstellation mehr, sondern nur noch ein „Gewimmel“ ist?

Mit dem Gewimmel des bestirnten Himmels über sich, der Aussicht auf das Seufzerwäldchen vor sich und einigen Trümmern des moralischen Gefühls in sich wohnte Hölderlin am Ende in diesem Haus, das nicht sein eigenes war, in diesem Turm, in dem – um es mit den Worten zu sagen, die Gerhard Fichtner vor nicht ganz zehn Jahren in diesem Haus gesagt hat – noch heute „die Vergangenheit zu wispern beginnt, wenn die Dunkelheit einsickert ...“.¹⁵

¹⁵ Gerhard Fichtner: „Und anderes denk in anderer Zeit.“ Peter Härtling zum 70. Geburtstag. In: HJb 33, 2002–2003, 273.

Friedrich Hölderlins Geisteskrankheit in der Perspektive der Medizin und Philosophie um 1800

Von

Dietrich von Engelhardt

I Voraussetzungen – Kontext

Über die Geisteskrankheit des Dichters und Philosophen Friedrich Hölderlin (1770–1843) ist es in den vergangenen Jahrzehnten zu einem weitgespannten Spektrum unterschiedlicher und vor allem auch konträrer Auffassungen zwischen Literaturwissenschaftlern und Psychiatern, Psychologen, Philosophen und Theologen gekommen: über die Art der Krankheit, ihre Ursachen, ihren Beginn, ihren Verlauf, ihre Auswirkungen auf Leben und Werk sowie den soziokulturellen Kontext. Psychologische, psychoanalytische und psychiatrische Interpretationen stehen insgesamt ohne den unmittelbaren Kontakt zum Kranken und unabhängig von den jeweils fachspezifischen und sich überdies wandelnden Klassifikationssystemen vor dem Problem einer Diagnose aus der historischen Distanz von 200 Jahren.

Nach überwiegender Meinung wird heute allerdings die schwere seelisch-geistige Erkrankung Hölderlins nicht mehr in Frage gestellt. Die seinerzeit vehement vertretene Überzeugung des französischen Germanisten Pierre Bertaux (1907–1986), Hölderlin habe nicht an einer Geisteskrankheit gelitten, sondern sie nur simuliert, um nicht als Revolutionär angeklagt und inhaftiert zu werden, und sei erst durch seinen Klinikaufenthalt in Tübingen zu einem „geistigen Krüppel“ deformiert worden,¹ wird heute auch von Literaturwissenschaftlern im allgemeinen nicht vertreten.²

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 199–224.

¹ Pierre Bertaux: Friedrich Hölderlin, Frankfurt a.M. 1978.

² Adolf Beck: Zu Pierre Bertaux' 'Friedrich Hölderlin'. In ders.: Hölderlins Weg zu Deutschland. Fragmente und Thesen, Stuttgart 1982, 191–213. – Dietrich v. Engelhardt: Gesundheit, Krankheit, Therapie. Friedrich Hölderlin im

Die Diskussionen über Hölderlins Geisteskrankheit beginnen bereits zu seiner Lebenszeit. Besondere Beachtung besitzen für das 20. Jahrhundert der Psychiater und Philosoph Karl Jaspers (1883–1969), der Psychiater Wilhelm Lange (1875–1949) und der Germanist Norbert von Hellingrath (1888–1916), für das 19. Jahrhundert der Philosoph Wilhelm Dilthey (1833–1911) und die Theologen Ludwig Noack (1819–1885) und Christoph Theodor Schwab (1821–1883). Für Jaspers besteht an der psychotischen Erkrankung Hölderlins kein Zweifel. Psychopathie, Labilität, wechselnde Stimmungen, Depressivität, Ehrgeiz, Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Wutausbrüche, körperliche Missempfindungen, Kopfschmerzen, seltener wirkliche Krankheiten sind Stichworte seiner Persönlichkeit; um 1800 erste Spuren einer beginnenden katatonen Schizophrenie, ab 1801 deutliche Ausprägung, im Sommer 1802 auch für die Umgebung Erkrankung offensichtlich, 1806 wegen häufiger Erregungszustände in die Tübinger Klinik eingeliefert, seit 1807 bis zu seinem Tod 1843 in privater Obhut. Die Ursache der schizophrenen Psychose hält Jaspers für ungewiss, nahe liege aber eine organische Gehirnveränderung. Dichterische Produktivität habe auf eindrucksvollem Niveau weiter bestanden. „Wie eine kranke Muschel Perlen entstehen läßt, so können schizophrene Prozesse einzigartige geistige Werke entstehen lassen.“³ Als Behandlung hätte Jaspers wohl für eine medikamentöse und kaum eine existenzphilosophische Psychotherapie plädiert, sicher aber für das „metaphysische Verstehen“, bei dem – ohne konkrete Auswirkungen auf die Therapie – „das Psychotische zu

Kontext der Medizin und Philosophie um 1800. In: *Annuario Filosofico* 26, 2010, 175–207. – *Psychiatrie zur Zeit Hölderlins*. Ausstellungskatalog in der Universitätsbibliothek Tübingen vom 27.9.–30.10.1980, hrsg. von Gerhard Fichtner, Tübingen 1980. – *War Hölderlin nicht psychisch, sondern organisch krank?* In: *HJb* 36, 2008–2009, 303–318. – *Hölderlin und die Psychiatrie*, hrsg. von Uwe Gonther und Jann E. Schlimme, Bonn 2010. – *Hölderlin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, hrsg. von Johann Kreuzer, Stuttgart 2002. – *Leo Navratil: Der größte Lyriker deutscher Sprache: Friedrich Hölderlin*. In ders.: *Schizophrene Dichter*, Frankfurt a.M. 1994, 115–167. – *Henrik Uwe Peters: Hölderlin. Wider die These vom edlen Simulanten*, Hamburg 1982. – *Wolfram Schmitt: Der kranke Hölderlin*. In: *Vom Nutzen und Nachteil der Historie*, hrsg. von Gunter Wahl und Wolfram Schmitt, Reichenbach 1994, 61–68.

³ Karl Jaspers: *Strindberg und van Gogh. Versuch einer vergleichenden pathographischen Analyse*, München 1977, 124.

einem Gleichnis allen Menschseins“ wird; die „äußersten menschlichen Möglichkeiten werden hier im Durchbruch durch alle Grenzen des sich bergenden, beruhigenden, gestaltenden und abschließenden Daseins wirklich. Es kann nicht anders sein, als daß der Philosoph in uns ein Leben lang von dieser Wirklichkeit wie gebannt bleibt.“⁴

Zu Diskussionen über die Geisteskrankheit Hölderlins ist es auch im Ausland gekommen. Der italienische Germanist Giuseppe Bevilacqua (geboren 1926) konstatiert die überwiegende und zugleich ambivalente Bejahung der schizophrenen Erkrankung bei den zeitgenössischen Literaturwissenschaftlern: „Gelieben ist aber in weiten Kreisen ein gewisser Widerwille, die einhellige Diagnose der Psychiater voll anzuerkennen, das heißt, man möchte sie auf eine existentielle Störung, eine psychopathologische umnachtende Störung herabstufen.“⁵ Der katalanische Schriftsteller Javier Garcia Sánchez (geboren 1955) ist seinerseits von Hölderlins „Wahnsinn“ („locura“) überzeugt, der die geistige Produktivität („lucido discurso“) nicht zum Erliegen gebracht und mit einem „kollektiven Wahnsinn“ („locura colectiva“) zusammengehangen habe.⁶ Der französische Psychoanalytiker Jean Laplanche (geboren 1924) möchte die Frage der Geisteskrankheit offen lassen und viel mehr das Schicksal von Hölderlin als Anlass aufgreifen, über das Wesen der Schizophrenie erneut nachzudenken.⁷ Die anglo-amerikanische Literaturwissenschaftlerin Elizabeth Sewell (1919–2001) gelangt in ihrer Studie über die schizophrene Erkrankung Hölderlins zu einer zweifachen Antwort auf die Frage nach der Verbindung von Dichtung und Wahnsinn: „Poetry and madness – connected or not? Contiguous, I feel bound to say, at the least; yet we do seem able, with some degree of confidence, to distinguish them, to pursue the poetry and to leave the madness alone.“⁸

⁴ Ebd., 252.

⁵ Giuseppe Bevilacqua: *Eine Hölderlin-Frage. Wahnsinn und Poesie beim späten Hölderlin*, aus dem Italienischen von Marianne Schneider, [Roma 2007] Hildesheim/Zürich 2010, 67.

⁶ Javier Garcia Sánchez: *Hölderlin. El autor y su obra*, Barcelona 1982, 150.

⁷ Jean Laplanche: *Hölderlin und die Suche nach dem Vater*, aus dem Französischen von Karl Heinz Schmitz, [Paris 1961] Stuttgart 1975, 157.

⁸ Elizabeth Sewell: *Poetry and madness, connected or not? and the case of Hölderlin*. In: *Literature and Medicine* 4, 1985, 41–69; 65.

In der Perspektive der Medizin und Philosophie um 1800 erscheint Hölderlins seelisch-geistiges Leiden in einem besonderen und bislang nicht beachteten Licht. Das Spektrum der Positionen zwischen Philosophie, Naturforschung und Medizin ist in jener Zeit der Romantik und des Idealismus vielfältig und weitgespannt, in allgemeinen Zügen wie in vielen Details war es Hölderlin bekannt. In der Zeit selbst wird von Seelen- und Geisteskrankheiten gesprochen, die in weitere Typen mit keineswegs einheitlicher Terminologie oder identischer Bedeutung untergliedert werden.

II Kontakte mit Ärzten

Hölderlin hat mehrfach in seinem Leben direkte Kontakte mit Ärzten. Bereits in der Kindheit und Jugend muss er wiederholt medizinische Hilfe in Anspruch nehmen. Ausbruch und chronischer Verlauf der Geisteskrankheit ziehen entsprechende Konsultationen, Diagnosen und Behandlungen bis zu seinem Tod 1843 nach sich.

Den ebenfalls aus Württemberg stammenden Johann Caspar Camerer (1772–1847), der in Tübingen und Jena studiert und 1797 mit der Arbeit *‘De resorpto et suppresso pure’* promoviert wird, lernt Hölderlin in Tübingen kennen. Mit dem spannungsreichen *Aperçu* von Blaise Pascal (1623–1662) über Skeptiker und Dogmatiker, das er dem „Freund“ in Erinnerung an die „Jenaische Nachbarschaft“ mit dem Zusatz „Halte den Philos gut“ im März 1795 ins Stammbuch schreibt, ließen sich auch die zeitgenössischen Dispute in der Medizin über theoretische Systeme und empirische Erfahrung angemessen charakterisieren. „La nature confond les Pyrrhoniens. La raison confond les Dogmatistes. Nous avons une impuissance à prouver, invincible à tout le Dogmatisme; nous avons une idée de la verite, invincible à tout le Pyrrhonisme.“⁹

In Heidelberg macht Hölderlin 1795 die Bekanntschaft des 1789 in Jena mit der Dissertation *‘Observationes neurologicae ex anatome comparatae’* promovierten und politisch engagierten Arztes, Naturforschers und vielgelesenen Reiseschriftstellers Johann Gottfried Ebel (1764–1830), der ihm in Frankfurt am Main die Hauslehrerstelle in der

⁹ Friedrich Hölderlin. *Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente in zeitlicher Folge* (Bremer Ausgabe), hrsg. von D. E. Sattler, Bd. 4, München 2004, 124.

Familie des Bankiers Jakob Friedrich Gontard (1764–1843) vermittelt und von dem Susette Gontard (1769–1802) in ihrer tödlichen Krankheit betreut wird.

Der Anatom und Anthropologe Samuel Thomas Soemmerring (1755–1830), der 1778 in Göttingen mit einer Studie über die Einteilung der Hirnnerven (*‘De basi encephali et originibus nervorum cranio egredientium’*) promoviert, 1784 als Professor an die Universität Mainz berufen wird und nach der Besetzung der Stadt durch die Franzosen als praktischer Arzt bis 1804 in Frankfurt und als Hausarzt der Familie Gontard tätig ist, berät Hölderlin 1796 medizinisch. In zwei Distichen hebt Hölderlin die aus seiner Sicht begrenzt-empirische Rezeption der seinerzeit vielbeachteten Schrift *‘Über das Organ der Seele’* (1796) von Soemmerring hervor, dem er ein Exemplar des *‘Hyperion’* mit einer handschriftlichen Widmung überreicht hat: „Viele gesellten sich ihm, da der Priester wandelt’ im Vorhof, / Aber ins Heiligtum wagten sich wenige nach.“¹⁰ Die Mediziner und Psychiater der Romantik hätten diesem zeitkritischen Urteil Hölderlins zugestimmt.

Immanuel Christian Planck (1759–1814), promoviert 1782 in Tübingen mit der Abhandlung *‘De osteosarcosi’*, als Arzt in Nürtingen tätig, behandelt Hölderlin nach seiner Rückkehr aus Frankreich im Sommer 1802 und verfasst ein Zeugnis („Nerven-Krankheit“, „zerrüttete Einbildungs-Kraft“ [StA VII 2, 360f.]) über ihn, das der Bewilligung einer finanziellen Unterstützung durch den württembergischen König vom 9. und 12. Oktober 1806 zugrundeliegt.

Den Arzt und Apotheker Georg Friedrich Carl Müller (1761–1811), promoviert 1784 in Gießen mit der Dissertation *‘De ophthalmis chronicis’*, konsultiert Hölderlin in Homburg im März 1799, da er, wie Müller beobachtet, „stark an hypochondrie“ litt, die aber „keinen Mitteln“¹¹ gewichen sei. Hölderlin äußert sich über diesen Arzt ausgesprochen angetan: er sei „ein immer heiterer treuherziger Mann, der einen wenigstens auf Augenblicke schon durch sein gesundes menschenfreund-

¹⁰ *‘Sömmerings Seelenorgan und die Deutschen’*. In: Hölderlin. *Sämtliche Werke*. Stuttgarter Ausgabe [StA], hrsg. von Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, 8 in 15 Bdn., Stuttgart 1943–1985; hier StA I, 227.

¹¹ Beck [Anm. 2], 201.

liches Gesicht heilen kann. Er ist der Mann für alle Hypochonder.“¹² Auf Grund eines Gutachtens von Müller vom 9. April 1805 über den geisteskranken Zustand des Dichters („kein vernünftiges Wort“, „sehr zerrüttet“, „sein Wahnsinn in Raserey übergegangen“ [StA VII 2, 337]) werden die juristischen Ermittlungen gegen Hölderlin wegen Hochverrats eingestellt.

Entscheidend für die Zeit des Aufenthaltes von Hölderlin in der Tübinger Universitätsklinik vom 15. September 1806 bis 3. Mai 1807 ist der 1792 in Stuttgart mit der Dissertation ‘*Experimenta et observata quaedam de sanguine praesertim venoso*’ promovierte Mediziner Johann Heinrich Ferdinand von Autenrieth (1772–1835, 1818 nobilitiert), der 1805 das Klinikum in Tübingen einrichtet und sich dort für die Unterbringung von Geisteskranken einsetzt. Unterstützt wird Autenrieth in der Behandlung Hölderlins durch den damaligen Medizinalpraktikanten und späteren Arzt und Dichter Justinus Kerner (1786–1862).¹³ Hinweise auf die Therapie – ein Krankentagebuch hat sich nicht erhalten, nur ein Rezeptbuch – geben allenfalls überlieferte Krankengeschichten aus jener Zeit und das von Autenrieth seiner Diagnostik und Therapie zugrundegelegte nosologische System.¹⁴ Die organisch bedingte Manie mit Halluzinationen, Störungen des Körpergefühls und Wahnvorstellungen soll je nach Ausprägung unterschiedliche Aussichten auf Heilung versprechen. Die Übergänge zwischen Hypochondrie, Narrheit, Manie und Blödsinn hält Autenrieth für fließend, in der Therapie sollen physische und psychische Mittel eingesetzt werden, medikamentöse Behandlung soll aus einer Kombination von anregenden und dämpfenden Mitteln bestehen; zum Einsatz kommen beruhigende und herzstärkende Mittel (Belladonna, Digitalis). Die Beziehung zum Kranken soll ebenso entschieden wie freundlich ausfallen, das Anlegen einer Zwangsjacke bei Hölderlin ist nicht nachgewiesen. „Der Arzt kann sich und anderen nicht genug einprägen, daß Ver-

¹² Friedrich Hölderlin an seine Mutter Johanna Christiana Gok, 29. Januar 1800, StA VI, 385.

¹³ Otto-Joachim Grüsser: Justinus Kerner und Friedrich Hölderlin. In: Justinus Kerner. Jubiläumsband zum 200. Geburtstag, Weinsberg 1990, 263–284.

¹⁴ Johann Heinrich Ferdinand Autenrieth: Ueber die im Clinicum in Tübingen getroffenen Einrichtungen für Wahnsinnige. In ders.: Versuche für die praktische Heilkunde aus den clinischen Anstalten von Tübingen, Bd. 1, Tübingen, 1807, 199–228.

wirrte meistens eigensinnigen übelgezogenen großen Kindern gleichen, und wie diese zwar mit Strenge gebessert, aber nie grausam behandelt werden müssen.“¹⁵ Autenrieth sieht nach einem Jahr Klinikaufenthalt für Hölderlin keine Chance einer Heilung mehr und befürwortet seine Aufnahme in die Pflege der Familie des gebildeten Schreinermeisters Ernst Friedrich Zimmer (1772–1838). Hölderlin wird mit der Diagnose der Manie entlassen, die dann in einen chronischen und im allgemeinen ruhigeren Verlauf übergeht. Die Rückkehr in die eigene Familie nach Nürtingen wird nicht für sinnvoll, sogar schädlich gehalten. Die prognostizierten drei Jahre hat Hölderlin um 33 Jahre überlebt.

Der Mediziner und Chemiker Ferdinand Gottlob von Gmelin (1782–1848), promoviert 1802 in Tübingen mit einer elektrophysiologischen Dissertation (‘*Observationes physicas et chemicas de electricitate et galvanismo*’), Professor der Naturwissenschaften und Medizin in Tübingen, Kritiker der Homöopathie des Samuel Hahnemann (1755–1843) und Autor einer ‘Allgemeinen Therapie der Krankheiten des Menschen’ (1830), ist Hölderlins Hausarzt in den späteren Jahren bis an sein Lebensende. Am 13. Juni 1841 empfiehlt Gmelin neben der bisherigen normalen Kost „von Zeit zu Zeit u. nach eintretenden Bedürfnissen etwas Wein u. in gewissen Jahreszeiten eine ausgesuchtere, leichter verdauliche Kost“.¹⁶ Bei Hölderlins reizbarer Konstitution könne keine allgemeine Regel für die Behandlung aufgestellt werden. Die anhaltende Geisteskrankheit wird von Gmelin in einem ärztlichen Attest von 22. Januar 1842 noch einmal ausdrücklich bestätigt („in geisteskranken Zustände“¹⁷). In den letzten Lebenstagen verordnet er Medikamente und verfasst am 11. Juni 1843 für den Stiefbruder Karl Gok (1776–1849) einen Bericht über die Umstände des Sterbens von Hölderlin und das Ergebnis der Sektion.¹⁸

¹⁵ Ebd., 208.

¹⁶ Ferdinand Gottlob von Gmelin: Ärztliches Attest, Tübingen 13. Juni 1841. In: Hölderlin der Pflege Sohn. Texte und Dokumente 1806–1843 mit den neu entdeckten Nürtinger Pflugschafsaften, hrsg. von Gregor Wittkop, Stuttgart 1993, 263.

¹⁷ Ebd., 273.

¹⁸ Ferdinand Gottlob von Gmelin an Karl Gok, 11. Juni 1843, ebd., 328f.

III Die Beurteilung aus philosophischer Sicht

Die Epoche der Naturwissenschaften, Medizin und Philosophie ist – vor allem in Deutschland – um 1800 von einer Vielfalt von Positionen bestimmt, die sich auch auf die Medizin in Theorie und Praxis, auf die Interpretationen von Gesundheit und Krankheit, von Geburt und Tod sowie das Konzept der Arzt-Patienten-Beziehung ausgewirkt haben.¹⁹ Der transzendentalen Naturphilosophie Kants (1724–1804) steht die metaphysische Naturphilosophie Schellings (1775–1854) und Hegels (1770–1831) gegenüber. Transzendente und metaphysische Naturphilosophie unterscheiden sich wiederum von der ihrerseits keineswegs einheitlichen romantischen Naturforschung und Medizin sowie von einer empirischen Medizin, mit deren Vertretern Hölderlin als Patient vor allem in Verbindung steht.

1807 stellt Schelling, was von Hölderlin in seiner Krankheit nicht mehr wahrgenommen werden kann, enttäuscht über die aus seiner Sicht missglückte Aufnahme seiner Naturphilosophie, jede weitere Publikation auf diesem Gebiet ein: „Seit ich den Mißbrauch, der mit den Ideen der Naturphilosophie getrieben worden, gesehen, entschloß ich mich, das Ganze bis auf eine Zeit, wo jener nicht mehr zu besorgen steht, einzig der lebendigen Mittheilung vorzubehalten.“²⁰ Die Mängel der romantischen Bewegung liegen nach Hegel, dessen Naturphilosophie in der ‘Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse’ (1817, ²¹1827, ³1830) Hölderlin ebenfalls nicht mehr zur Kenntnis neh-

¹⁹ Romanticism and the sciences, ed. by Andrew Cunningham and Nicholas Jardine, Cambridge 1990. – Dietrich v. Engelhardt: Der metaphysische Krankheitsbegriff des Deutschen Idealismus. Schellings und Hegels naturphilosophische Grundlegung. In: Medizinische Anthropologie, hrsg. von Eduard Seidler, Berlin 1984, 17–31. – Guenter B. Risse: „Philosophical“ medicine in nineteenth-century Germany. An episode in the relations between philosophy and medicine. In: Journal of Medicine and Philosophy 1, 1976, 72–91. – Karl E. Rothschild: Naturphilosophische Konzepte der Medizin aus der Zeit der deutschen Romantik. In: Romantik in Deutschland, hrsg. von Richard Brinkmann, Stuttgart 1978, 243–266. – Urban Wiesing: Kunst oder Wissenschaft? Konzeptionen der Medizin in der deutschen Romantik, Stuttgart-Bad Cannstatt 1995.

²⁰ Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling: Kritische Fragmente. In: Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft 2, 1807, 285–304; 303 f.

men kann, in einer zwar angestrebten, aber nicht gelungenen Beziehung von Idee, Begriff und Realität; die Naturforscher und Mediziner dieser Bewegung hätten nur eine „dunkle Vorstellung der *Idee*, der Einheit *des Begriffes* und *der Objectivität*, so wie daß die Idee concret sey.“²¹

Geisteskrankheiten, Krankheiten der Seele oder des Gemüts gehen nach Kant (1724–1804), der eine entsprechende Klassifikation in der ‘Anthropologie in pragmatischer Hinsicht’ (1798) vorlegt, auf – auch erblich bedingte – Störungen des Körpers und nicht auf einen Mißbrauch der Seelenkräfte zurück, welche Auffassung nur zu ungerechten und lieblosen Vorwürfen der persönlichen Umwelt dem Kranken gegenüber führe. Sinnvoll sei – bei Anerkennung jeweiliger Grenzen – eine Kooperation und Aufgabenteilung zwischen Medizin und Philosophie. Während die Entscheidung über die physische Verursachung und Therapie nur in den Händen der Mediziner liegen könne, falle das Urteil über fehlende oder noch vorhandene Freiheit allein in die Kompetenz der Philosophen; Physiologen und Ärzte seien nicht (oder noch nicht) in der Lage, „das Maschinenwesen im Menschen“²² angemessen erfassen zu können. Wahnwitz und Aberwitz als besondere Formen der Verrücktheit sind nach Kant nicht nur Abnormitäten, sondern „positive Unvernunft“²³ mit anderen Normen als denen der geistigen Gesundheit. Mit den verschiedenen Formen geistiger Erkrankung seien auch unterschiedliche Anforderungen an Ärzte und Hospitäler verbunden.

Für Schelling bedeutet Krankheit Disharmonie oder Disproportion der drei organischen Grundfunktionen Reproduktion, Irritabilität und Sensibilität; Krankheit ist ein „Widerstreit des Allgemeinen“ des Organismus mit den „gegebenen Exponenten, der Besonderheit.“²⁴ Diese Disproportion gefährdet die Existenz des Individuums: „im Begriff der Krankheit nämlich denkt man nicht nur den Begriff der Abweichung

²¹ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, 1830. Erster Teil. Die Wissenschaft der Logik. In: Sämtliche Werke (Jubiläumsgabe, hrsg. von Hermann Glockner), Bd. 8, Stuttgart-Bad Cannstatt 41964, § 231, 441 f.

²² Immanuel Kant: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht, 1798. In: Werke, 10 Bde., hrsg. von Wilhelm Weischedel, Bd. 10, Darmstadt 1983, 529.

²³ Ebd., 531.

²⁴ Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling: Vorläufige Bezeichnung des Standpunktes der Medicin nach Grundsätzen der Naturphilosophie, 1805. In: Werke, hrsg. von Manfred Schröter, Bd. 4, München 1927, 206.

von irgend einer Regel, Ordnung oder Proportion, sondern auch, daß die Abweichung mit der Existenz des Products, *als* solchen nicht bestehe.“²⁵ Hegel versteht unter Krankheit eine Störung des Organismus und seiner Identität, ein Missverhältnis zwischen dem Individuum als einem lebendigen Ich und seiner körperlichen Wirklichkeit; Krankheit ist im Prinzip „eine *Disproportion* seines Seins und seines Selbsts“²⁶ – bei physischen Krankheiten ein Auseinanderfallen von Körperbereichen und organischen Funktionen, bei Geisteskrankheiten von Bewußtseinsfeldern und psychischen Vermögen.

Mit der Therapie sollen die destruktiven, gegen die Einheit des Organismus gerichteten Partikularisationen der organischen Funktionen oder Systeme überwunden werden. Therapie unterstützt durch Schwächung oder Stärkung den Organismus zur Rückgewinnung seiner Souveränität über die organischen Teildimensionen und Teilfunktionen. Therapie schließt alle Formen physischer und psychischer Intervention ein; die Theorie der Arzneimittel gilt nach Schelling als „Probierstein einer wahren medizinischen Theorie.“²⁷ Die empirische Vielfalt der therapeutischen Mittel kann dagegen nicht von der Philosophie deduziert werden; empirische Erfahrung besitzt ihre eigenständige Domäne, an ihr muss sich Philosophie – bei aller Unabhängigkeit – auch messen lassen. Wahre Metaphysik kann mit wahrer Physik nicht im Widerspruch stehen.

Schelling will nicht von Seelenkrankheiten, sondern von Gemüts- und Geisteskrankheiten als Formen einer Unterbrechung der Verbindung oder Leitung zwischen Seele und Gemüt sprechen.

Die *Gesundheit* des Gemüts und des Geistes beruht darauf, daß diese Folge ununterbrochen sei, daß gleichsam eine stetige Leitung von der Seele aus bis ins Tiefste des Gemüts stattfinde. Denn die Seele ist das, wodurch der Mensch in Rapport mit Gott ist, und ohne diesen Rapport mit Gott kann die Kreatur, der Mensch aber insbesondere, keinen Augenblick existieren.

²⁵ Schelling: Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, 1799. In: Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 7, Stuttgart 2001, 231.

²⁶ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: System der Philosophie, 1830. Zweiter Teil. Die Naturphilosophie. In: Sämtliche Werke [Anm. 22], Bd. 9, Stuttgart-Bad Cannstatt 1965, § 371, Zusatz, 697.

²⁷ Schelling: Entwurf [Anm. 25], 213.

In drei unterschiedlichen Formen zeige sich die Unterbrechung dieser Leitung:

- 1) wenn die Leitung durch das Gefühl unterbrochen ist, so entsteht *Gemüthskrankheit*. 2) Ist die Leitung durch den Verstand unterbrochen, so *Blödsinn*. Menschen der Art haben oft viel Gemüthskraft und besonders starken Eigenwillen, der aber, weil er nicht durch den Verstand geleitet ist, unschädlich ist, eigentlich nur auf Genuß und dergleichen geht. 3) Ist aber die Leitung zwischen dem Verstand und der Seele unterbrochen, so entsteht das Schrecklichste, nämlich der *Wahnsinn*.²⁸

Wahnsinn ist für Schelling die Basis des Verstandes, der in geistiger Gesundheit nicht in Erscheinung kommt; deshalb dürfe eigentlich auch nicht von „Entstehung“, sondern müsse genauer von „Hervortreten“ der Geisteskrankheit die Rede sein. „Was wir Verstand nennen, wenn es wirklicher, lebendiger, aktiver Verstand ist, ist eigentlich nichts als *geregelter* Wahnsinn.“²⁹ Menschen ohne diesen in der Gesundheit verborgenen Wahnsinn hätten einen leeren und unfruchtbaren Verstand, was zu dem bekannten Satz „*nullum magnum ingenium sine quadam dementia*“ oder zu der platonischen Wendung vom göttlichen Wahnsinn als Grund philosophischer und künstlerischer Begeisterung und Produktivität geführt habe – aber nur, wenn der Verstand von der Seele beherrscht werde. In der geistigen oder seelischen Erkrankung, für die Hölderlin ein Beispiel ist (den Schelling bei seinen entsprechenden Ausführungen aber nicht explizit anführt), gelingt dies nicht mehr:

Allein es gibt Fälle, wo auch der Verstand den in der Tiefe unseres Wesens schlummernden Wahnsinn nicht mehr bewältigen kann. So kann auch bei einem heftigen Schmerz der Verstand keinen Trost geben. In diesem Fall also, wenn Geist und Gemüth ohne den sanften Einfluß der Seele sind, bricht das anfängliche dunkle Wesen hervor, und reißt auch den Verstand als ein relativ auf die Seele Nichtseyendes mit sich fort, es

²⁸ Schelling: Stuttgarter Privatvorlesungen, aus dem Nachlaß, 1810. In: Ausgewählte Werke, Schriften von 1806–1813, Darmstadt 1983, 361–428, 413.

²⁹ Ebd., 414.

tritt der Wahnsinn hervor zum schreckenden Zeichen, was der Wille ist in der Trennung von Gott.³⁰

Die Spannung zwischen Idee und Realität gilt im Gelingen und Misslingen nach Schelling und Hegel aber nicht nur für den einzelnen Menschen, sondern sie ist ein Charakteristikum der gesamten Natur, die von Schelling auch als bewusstlose oder „unreife Intelligenz“³¹ bezeichnet wird: „Auch das Tiefste der Natur ist Schwermuth; auch sie trauert um ein verlorenes Gut und auch allem Leben hängt eine unzerstörliche Melancholie an.“³² Für Hegel ist Natur die „Idee in der Form des Andersseyns“³³ oder „der sich entfremdete Geist“ mit Auswirkungen für das Verständnis selbst der unbelebten Welt: „die Steine schreien und heben sich zum Geiste auf.“³⁴ In dieser Sicht partizipiert Hölderlin mit seiner Geisteskrankheit auch am allgemeinen Wesen oder Schicksal der Natur.

Hegels Klassifikation psychischer Krankheiten ist natur- und geistphilosophisch oder anthropologisch bestimmt, führt in drei Stufen vom Blödsinn über Narrheit zum Wahnsinn und korrespondiert – wie das auch bei physischen Erkrankungen der Fall ist – sowohl mit der empirischen Erfahrung als auch mit den formalen Momenten der ontologischen Logik (Blödsinn = das Allgemeine, Narrheit = das Besondere, Wahnsinn = das Einzelne). Die Therapie Geisteskranker muss – wie jede Therapie – von einer noch vorhandenen Vernunft ausgehen und kann deshalb auch nur human ausfallen:

Diese menschliche, d. i. ebenso wohlwollende als vernünftige Behandlung, – (*Pinel* verdient die höchste Anerkennung für die Verdienste, die er um sie gehabt), – setzt den Kranken als Vernünftiges voraus und hat hieran den festen Halt, an dem sie ihn nach dieser Seite erfassen kann, wie nach der Leiblichkeit an der Lebendigkeit, welche als solche noch Gesundheit in sich enthält.³⁵

³⁰ Ebd.

³¹ Schelling: System des transzendentalen Idealismus, 1800. In: Ausgewählte Werke, Schriften von 1799–1801, Darmstadt 1982, 340.

³² Schelling: Privatvorlesungen, [Anm. 28], 409 f.

³³ Hegel: Naturphilosophie [Anm. 21], Bd. 9, § 247, 49.

³⁴ Ebd., 50.

³⁵ Hegel: System der Philosophie. 3. Teil. Die Philosophie des Geistes. In: Sämtliche Werke [Anm. 21], Bd. 10, Stuttgart-Bad Cannstatt 1965, § 408, 207.

Hegel hätte in diesem Zusammenhang auf das soziale und menschliche Engagement der Familie Zimmer für den geisteskranken Hölderlin als ein eindrucksvolles Beispiel menschlicher Zuwendung hinweisen können. Auch Zimmer geht in seiner Bewältigung tätlicher Auseinandersetzungen noch von Vernunft bei Hölderlin aus: „Da hat die Beschtie in ihm, die seinen guten Geischt bewältige gewollt, Respekt vor mir bekomme, ischt zu Kreuze gekroche und hat sich nie mehr gemuckscht“.³⁶

Hegel gibt der französischen Psychiatriereform seiner Zeit von Philippe Pinel (1745–1826) und Jean Etienne Dominique Esquirol (1772–1840) eine metaphysische Begründung und Legitimation. Die Reform der psychiatrischen Versorgung und Therapie bleibt nicht auf Frankreich begrenzt, sondern wird in anderen Ländern aufgegriffen, in England, Italien und Deutschland. Mit Recht konstatiert der Sozialmediziner Johann Peter Frank (1745–1821), bei dem auch Autenrieth in Pavia studiert hat, entsprechende Veränderungen im Umgang mit Geisteskranken:

Es ist noch nicht lange her, daß der Staat nichts weiter für die Irren that, als sie einzusperren, um sie für die menschliche Gesellschaft unschädlich zu machen. Jetzt kennen und üben wir eine noch andere, heilige Pflicht: Wir geben die Irren als brauchbare Glieder an die menschliche Gesellschaft zurück, und diesen doppelten Zweck, Sicherstellung der Menschheit vor den Ausbrüchen der Wahnsinnigen und Heilung der letzteren müssen wir bei Organisation der Irrenanstalt vor Augen haben.³⁷

Die Biographie des Kranken transzendiert Biologie, Psychologie und Anthropologie, steht stets auch in einem sozialkulturellen Kontext, auf den Hölderlins Geisteskrankheit in der Perspektive von Schelling und Hegel ebenfalls bezogen werden kann. Hegel führt die depressive Krise des romantischen Arztes Carl Joseph Hieronymus Windischmann (1775–1839), über die er in Briefen klagt, auf die Beschäftigung mit Astrologie, Alchimie und Magie zurück, sieht in ihr aber zugleich den Ausdruck einer allgemeinen Phase in der Entwicklung des Menschen:

³⁶ Gustav Kühne: Aus einem Skizzen- und Tagebuche. Wanderungen durch Deutschland, 1838. In: Wittkop [Anm. 16], 225.

³⁷ Johann Peter Frank: System einer vollständigen medicinischen Polizey, Bd. 3, Leipzig 1827, 223.

„Jeder Mensch hat wohl überhaupt einen solchen Wendungspunkt im Leben, den nächtlichen Punkt der Kontraktion seines Wesens, durch dessen Enge er hindurchgezwängt und zur Sicherheit seiner selbst befestigt und vergewissert wird, zur Sicherheit des gewöhnlichen Alltagslebens, und wenn er sich bereits unfähig gemacht hat, von demselben ausgefüllt zu werden, zur Sicherheit einer innern edlern Existenz.“³⁸ Trivialität – Depression – Realismus – innere Emigration können als die vier grundsätzlichen Entwicklungsphasen des Menschen gelten, die zugleich den – bis heute noch nicht aufgegriffenen – konzeptionellen Rahmen einer philosophischen Psychotherapie abstecken können.

Hölderlin hat vor dem Hintergrund dieser Entwicklungsphasen den „nächtlichen Punkt der Kontraktion seines Wesens“ nicht überwunden, hat weder eine realistische Lebenseinstellung noch die Haltung einer inneren Emigration oder „schönen Seele“ im Verständnis der Zeit erreicht. Hegel wird in der Berner Hauslehrerzeit selbst von depressiven Verstimmungen belastet, die auch Hölderlin bekannt sind; sie würden sich gewiss überwinden lassen, sobald Hegel seine Stelle als Hauslehrer in Frankfurt angetreten haben werde: „Ich sehe, daß Deine Lage Dich auch ein wenig um den wohlbekannten immerheitern Sinn gebracht hat. Siehe nur zu! Du wirst bis nächsten Frühling wieder der Alte seyn.“³⁹ Umgekehrt schätzt Hölderlin die wohltuenden Auswirkungen Hegels auf sich selbst: „Ich liebe die ruhigen Verstandesmenschen, weil man sich so gut bei ihnen orientieren kann, wenn man nicht recht weiß, in welchem Falle man mit sich und der Welt begriffen ist.“⁴⁰ Hegel weiß, wovon er spricht. Seine Schwester Christiane Luise Hegel (1773–1832) leidet an Depressionen („melancholischer Wahnsinn“) und muss 1820 in die Staatsirrenanstalt Zwiefalten eingeliefert werden. Nach ihrer Entlassung 1821 lebt sie in Stuttgart, wird von Schellings Arztbruder Carl Eberhard Schelling (1783–1854) betreut und begeht am 2. Februar 1832 während eines Kuraufenthaltes in Bad Teinach und wenige Wo-

chen nach dem Tod ihres Bruders am 14. November 1831 in der Nagold Selbstmord.⁴¹

Mit Schrecken und Trauer erleben Schelling und Hegel den geistigen Verfall ihres gemeinsamen Freundes und die Grenzen ihrer Anteilnahme und Hilfe. Am 11. Juli 1803 beschreibt Schelling Hölderlins Zustand an Hegel: „Sein Anblick war für mich erschütternd: er vernachlässigt sein Äußeres bis zum Ekelhaften und hat, da seine Reden weniger auf Verückung hindeuten, ganz die äußeren Manieren solcher, die in diesem Zustande sind, angenommen.“ Dennoch will Schelling die Hoffnung auf Heilung noch nicht aufgeben, zu der Hegel in Jena wohl beitragen könne. „Er bedarf ruhige Umgebung und wäre durch eine suivirte Behandlung wahrscheinlich zurecht zu bringen.“⁴² Hegel ist skeptisch und stellt in seiner Antwort an Schelling vom 16. August 1803 die berechnete Frage, ob für Hölderlins „Zustand die Ruhe hinreichend ist, um aus sich selbst genesen zu können.“ Zugleich will aber auch Hegel eine Besserung nicht ganz ausschließen; vielleicht könne Hölderlins Zutrauen zu ihm, wenn er nach Jena käme, die Voraussetzung sein, „etwas bey ihm zu vermögen.“⁴³ Zu entsprechenden Versuchen ist es allerdings nicht mehr gekommen, Schelling und Hegel resignieren, Kontakte in Tübingen hat es nicht mehr gegeben. In ihren Veröffentlichungen wird Hölderlin nicht erwähnt. In einem Brief vom 11. Februar 1847 an Gustav Schwab (1792–1850) erinnert sich Schelling noch einmal an seine Begegnung mit Hölderlin von 1803, nun aber ohne die Annahme einer möglichen Heilung: „Es war ein trauriges Wiedersehen, denn ich überzeugte mich bald daß dieses zart besaitete Instrument auf immer zerstört sey. Wenn ich einen Gedanken anschlug, der ihn ehemals ansprach, war die erste Antwort immer richtig und angemessen, aber mit dem nächsten Wort war der Faden verloren.“⁴⁴

³⁸ Hegel an Carl Joseph Hieronymus Windischmann, 27. Mai 1810. In: Briefe von und an Hegel, hrsg. von Johannes Hoffmeister, Bd. 1, Hamburg 1952, 314.

³⁹ Hölderlin an Hegel, 20. November 1796, StA VI, 222.

⁴⁰ Hölderlin an Neuffer, 16. Februar 1797, StA VI, 236.

⁴¹ Alexandra Birkert: Hegels Schwester. Auf den Spuren einer ungewöhnlichen Frau um 1800, Ostfildern 2008.

⁴² Schelling an Hegel, 11. Juli 1803. Zitiert nach StA VII 2, 262, wo der Text nach der Handschrift wiedergegeben ist.

⁴³ Hegel an Schelling, 16. August 1803, StA VII 2, 263 und 264 (s. vorige Anm.).

⁴⁴ Schelling an Schwab, 11. Februar 1847, StA VII 2, 252f.; hier 253.

IV Die Auffassung der Mediziner der Romantik

Zahlreiche Mediziner in Deutschland stehen unter dem Einfluss der Philosophie der Zeit, aber auch zurückliegender philosophischer, theologischer und medizinischer Positionen; zu ihnen zählen Johann Christian Reil (1759–1813), Adolph Carl August Eschenmayer (1768–1852), Johann Christian August Heinroth (1773–1842), Alexander Haindorf (1782–1862), Carl Eberhard Schelling (1783–1854), Justinus Kerner (1786–1862), Carl Gustav Carus (1789–1869), Carl Wilhelm Ideler (1795–1860).

Alle abweichenden und irrationalen Formen des Bewusstseins gewinnen das besondere Interesse. Schlaf und Traum erklärt Schubert zu Medien der Gottesbeziehung und Wege zum Menschheitsursprung; die im Traum „eingesperrte Psyche“ sei ein „versteckter Poet.“⁴⁵ Carus stellt kategorisch fest: „Der Schlüssel zur Erkenntnis vom Wesen des bewußten Seelenlebens liegt in der Region des Unbewußtseins.“⁴⁶ Seelischem Leiden und geistigen Krankheiten wird ein geschichtsphilosophischer und metaphysischer Sinn zugesprochen. Krankheit und Geschichte sollen immanent zusammenhängen, jedes Zeitalter besitzt seine typischen Krankheiten; die Epoche um 1800 gilt als Zeit der Sensibilität und Nervenkrankheiten oder in der Begrifflichkeit des schottischen Mediziners John Brown (1735–1788) als Zeit der Asthenie und Nervosität. In dieser Hinsicht entspricht Hölderlin mit seiner reizbaren Sensibilität, seinen psychischen Leiden und seiner psychotischen Erkrankung der Signatur seiner Zeit.

Die Vielfalt der physischen und psychischen Krankheiten wird in philosophische Ordnungen gebracht und an individuellen Pathographien konkretisiert. Kerner, der selbst an Schwermut leidet („Doch weh! die Nacht, die weicht nicht, die ist in mir“), berichtet von der Krankheit und Behandlung seiner Patientin Friederike Hauffe (‘Die Seherin von Prevorst’, 1829) und beschreibt in dem Prosawerk ‘Reiseschatten’ (1811) eine fiktive Fahrt in einem Postwagen mit einem Chemiker, Pfarrer, Schreiner und dem wahnsinnigen Hölderlin. Ideler, der ebenfalls immer wieder von psychischen Störungen belastet wird, seit 1828 Leiter

⁴⁵ Gotthilf Heinrich von Schubert: Die Symbolik des Traumes, Bamberg 1814, 56f.

⁴⁶ Carl Gustav Carus: Psyche, Pforzheim 1846, 1.

der Irrenabteilung der Charité in Berlin und seit 1840 Professor und Direktor der Psychiatrischen Klinik ist, legt 1835/38 einen ‘Grundriß der Seelenheilkunde’ vor und veröffentlicht 1841 ‘Biographien Geisteskranker’ sowie 1848 ‘Der Wahnsinn in seiner psychologischen und socialen Bedeutung, erläutert durch Krankengeschichten’, in denen Hölderlin aber nicht behandelt wird.

Haindorf, nach der Promotion und Habilitation Dozent für Chirurgie, Geburtshilfe, Anthropologie und Psychiatrie, Verfasser historischer Werke über Deutschland, Italien, Spanien und Portugal, entwickelt als „wissenschaftliche Konstruktion“⁴⁷ eine psychiatrische Systematik auf der Basis der zwei Seiten der Seele: Gemüt (Gefühle, Triebe, Neigungen) und Geist (Wahrnehmung, Vorstellungen, Gedächtnis, Reflexion) mit ihren jeweils unterschiedlichen Stufen sowie körperlichen Regionen vom Rückenmark bis zum Großhirn. Stets gibt es einen Parallelismus in Gesundheit wie in Krankheit zwischen Körper und Geist, wie sich an der physischen und geistigen Physiognomik der Kranken beobachten lasse. Die Vielzahl der Gemüts- und Geisteskrankheiten, die mit zahlreichen Krankengeschichten illustriert werden, bezieht sich auf die verschiedenen Stufen des Geistes und Gemüts, die ineinander übergehen oder nebeneinander bestehen oder auch von Dimensionen oder Phasen der Vernünftigkeit unterbrochen sein könnten. Bei Geisteskrankheiten ist „das richtige objective Verhältniß der Seele zur Welt“ gestört, bei Gemütskrankheiten „die Seele in ihrem eigenen Selbstgefühl.“⁴⁸ Beide Formen hätte Haindorf an Hölderlin veranschaulichen können. Melancholie ist eine Gefühlskrankheit, „ein gestörtes einseitiges und unfreyes Schauen seiner Selbst und der Welt.“⁴⁹ Zu Geisteskrankheiten gehören fixe Ideen als Verwechslung der eigenen Identität mit der anderer Menschen. Verrücktheit ist Destruktion der Reflexion, Wahnsinn Störung des höchsten Bewusstseins: „subjektive Produktion einer eignen Weltansicht, wenn die objektive Weltansicht für das Individuum verloren ging.“⁵⁰ Poetische oder wissenschaftliche Produktivität könne sich in diesem Zustand entwickeln oder auch fortgesetzt werden. „Der

⁴⁷ Alexander Haindorf: Versuch einer Pathologie und Therapie der Geistes- und Gemüthskrankheiten, Heidelberg 1811, 336.

⁴⁸ Ebd., 21.

⁴⁹ Ebd., 197.

⁵⁰ Ebd., 424.

Wahnsinn aber in seiner höchsten Bedeutung ist mit der Begeisterung verwandter Natur, und so wie diese nach der Präponderanz der Phantasie oder der Vernunft, wissenschaftlich oder poetisch, d. h. produktiv in Ideen oder Idealen.“⁵¹

Der Mediziner, Anthropologe und Philosoph Heinroth, 1811 in Leipzig auf die erste außerordentliche Professur für Psychische Therapie in Deutschland berufen, die 1819 zur ordentlichen Professur für Psychische Heilkunde umgewandelt wird, prägt 1818 den Begriff ‚Psychosomatik‘ (der Leib ist das „Organ der Seele“), engagiert sich für die Neuorganisation der Irrenhäuser, legt 1825 eine Beurteilung der Gutachten über die Zurechnungsfähigkeit des Mörders Johann Christian Woyzeck (1780–1824) vor, ist Verfasser belletristischer Texte und veröffentlicht 1818 das ‚Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens und ihrer Behandlung‘. Seelenstörung ist der umfassende Oberbegriff als Unfreiheit und Vernunftlosigkeit, der in Störungen der Exaltation, Depression und Mischung des Gemüts, des Willens und des Geistes untergliedert wird.⁵² Exaltiertes Gemüt ist Wahnsinn, depressives Gemüt Melancholie und ihre Mischung wahnsinnige Melancholie; exaltierter Wille ist Manie, depressiver Wille Willenlosigkeit und die Mischung Scheue; exaltierter Geist ist Verrücktheit, depressiver Geist Blödsinn und die Mischung schließlich Verwirrtheit. Dieser Gliederung, die sich in Hölderlins affektiv-voluntativ-kognitiven Störungen beobachten lässt, folgen die „eigentlichen, für die Anschauung gegebenen, spezifischen Formen“⁵³ der Seelenstörung.

Der Arzt, Philosoph und Maler Carus gliedert die Krankheiten in drei allgemeine Typen. Zum einen kann der Krankheitsorganismus – analog zum gesunden Organismus – eine Entwicklung vom Beginn über die Reife zum Vergehen durchlaufen, „worauf das Leben, innerhalb dessen er entstand und verging, gesund, ja oft gesünder als früher zurückbleibt.“ Zum andern kann der Krankheitsorganismus sich so intensiv und umfassend entwickeln, dass er sich vom gesunden Organismus nicht mehr lösen lässt und diesen „bis zu seinem eignen Ende gefesselt hält“, was nicht selten zum Tode führt. Schließlich können Krankheits-

organismen zwar überwunden werden und der betroffene Organismus wieder gesunden, aber dennoch Zerstörungen, Narben, Schwächungen des Körpers zurückbleiben, die von Carus als „Leichen der Krankheit“ bezeichnet werden.⁵⁴ Für körperliche Krankheiten hätte Carus diesen bewältigenden oder konstruktiven Umgang auch bei Hölderlin diagnostizieren können, nicht aber für seine chronische geistige Erkrankung, die ihn zwar nicht tötete, aber dauerhaft wurde und sich – in der Terminologie von Carus – als ‚Leiche der Krankheit‘ manifestierte. Am 28. September 1821 hat Carus in Tübingen Autenrieth, dem er wichtige Anregungen in der Physiologie und der Medizin, wie er in seinen ‚Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten‘ berichtet, zu verdanken habe, einen Besuch abgestattet, erwähnt allerdings keinen Kontakt mit Hölderlin. Geisteskranke wolle Autenrieth nicht mehr behandeln, ein Drittel dieser Patienten habe er heilen können. Sein Verständnis der Natur und des Lebens ruhten wohl nicht auf der „klarsten Erkenntniß höherer Grundwahrheiten“, welcher Mangel sich „natürlich auch auf seine Art, Krankheiten zu beurtheilen und zu behandeln, nachtheilig“ hätte ausgewirkt haben müssen.⁵⁵

1859 urteilt auch der Theologe und Philosoph Ludwig Noack (1819–1885) in dieser Perspektive über Lenau und Hölderlin, sie seien zu „lebendigen Leichensteinen über dem Grabe der Vernunft“ geworden, ehe noch das Grab ihre Leiber deckte.“⁵⁶

Krankheiten sind für Carus immer Seelenkrankheiten – somatische Krankheiten sind *unbewusste* und psychische Krankheiten *bewusste* Seelenkrankheiten. Die bewussten Seelenstörungen oder Geisteskrankheiten entsprechen in ihrer Gliederung den unbewussten Seelenkrankheiten oder Körperkrankheiten. Zunächst sind diese Krankheiten nicht „Krankheiten des Geistes“, sondern „Krankheitserscheinung am Geiste.“⁵⁷ Der primären Fieberkrankheit entspricht die Manie oder die Raserei, der sekundären Entzündungskrankheit der Wahnsinn, Narrheit

⁵⁴ Carl Gustav Carus: Goethe. Zu dessen näherem Verständnis, 1843, Dresden 1927, 81 f.

⁵⁵ Carl Gustav Carus: Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten, Bd. 2, 1865. In: Gesammelte Schriften, hrsg. von Olaf Breidbach, Bd. 6, Hildesheim 2009, 153 f.

⁵⁶ Ludwig Noack: Dichterwahnsinn und wahnsinnige Dichter. Eine erfahrungs-psychologische Skizze. In: Psyche 2, 1859, 247–264; 250.

⁵⁷ Carus, Psyche [Anm. 46], 480.

⁵¹ Ebd., 425.

⁵² Johann Christian August Heinroth: Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens, Leipzig 1818, 238.

⁵³ Ebd., 239.

und Melancholie sowie schließlich der tertiären Verbildungskrankheit der Blödsinn, Idiotismus und Cretinismus.⁵⁸ Von wirklichen Geisteskrankheiten seien seelische Abweichungen oder Verirrungen zu unterscheiden, die auch „moralische“ Krankheiten genannt würden.

Die Ursachen der Erkrankung sollen somatisch wie psychisch, geistig und kulturell sein können; Anlage wie Umwelt wird ein Einfluss beigemessen, die angeborene Konstitution wird in bestimmten seelisch-geistigen Störungen für wesentlich gehalten. Die Ursachen der Geisteskrankheiten sind nach Haindorf „fast immer in einem alterierten Gehirn zu suchen,“⁵⁹ was seelische und geistige Ursachen aber keineswegs ausschließe. Melancholie könne eine physische und eine psychische Ursache haben, könne „nach Klima, Jahreszeit und Lebensart, Cultur, Constitution, individueller und nationeller Anlage des Individuums sehr variiren.“⁶⁰ Geisteskrankheiten sind für Carus immer mit Körperkrankheiten verbunden, zeigen sich in der Haltung, in Gestik, Mimik und Sprache, haben eine organische Ursache im Gehirn, sind erblich bestimmt, hängen auch von sozialer Herkunft, Bildung und kulturellem Kontext ab.

Heilung wird für möglich gehalten, kann aber nur über eine Verbindung somatischer und psychischer Methoden erfolgen. An Geisteskrankheiten sterbe man nicht, betont Carus; der Tod könne „nur vom unbewußten Leben“⁶¹ oder vom Körper ausgehen (Fieber, Entzündung, Apoplexie). Wie bei körperlichen Krankheiten könnten auch bei Geisteskrankheiten „Leichen“ zurückbleiben: „Wer einzelne von schwerer Geisteskrankheit Genesene genauer zu beobachten Gelegenheit hat, wird oftmals solche Narben oder Leichen voriger Krankheit erkennen.“⁶²

Medikament, Chirurgie und vor allem Diätetik im ganzheitlichen Sinn der Antike als Umgang mit den sechs Bereichen: Licht und Luft, Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen, Essen und Trinken, Ausscheidungen, Gefühlen (*sex res non-naturales*) werden für sinnvoll gehalten. Reil, der 1808 die Bezeichnung *Psychiaterie* prägt, sich gegen

die Unterbringung von Geisteskranken in Zuchthäusern wendet und ihre humane Behandlung fordert, entwirft in den ‘Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen’ (1803) ein umfassendes und differenziertes Konzept der Psychotherapie. „Die erste Classe psychischer Mittel soll zur Anschauung eines durch sie erregten Körperzustandes, die zweite zur Anschauung ihrer selbst führen, die letzte endlich direct Anschauungen bewirken, ohne Beachtung des eignen Körperzustandes und der Mittel, durch welche sie erregt werden.“⁶³ Alle Sinne, Geruch, Geschmack, Gehör, Auge und Ohr sollten zur Anwendung kommen können. Stets soll der Seelenarzt zugleich Körperarzt sein. Die Pflege des Geistes stellt Ideler über die Pflege des Körpers (‘Allgemeine Diätetik für Gebildete’, 1846, 21848).

Kerner nimmt als praktischer Arzt nach seiner Promotion Geistesranke aus allen Schichten, auch Wissenschaftler und Künstler (Nikolaus Lenau) bei sich in Weinsberg auf, setzt in der Therapie die Methode des animalischen Magnetismus von Franz Anton Mesmer (1734–1815) ein, deren Grenzen von ihm zugleich betont werden, orientiert seine Behandlung am ganzheitlichen Konzept der Diätetik, regt seine Patienten zu künstlerischem Schaffen an, beruhigt sie mit den Tönen der Maultrommel. Auch im Wein, besonders im Bouquet des Rieslings, soll Heilkraft enthalten sein. Der Wein wird auch von Hölderlin geschätzt, während der Krankheitszeit wie auch bereits zuvor, woran sich sein Jugendfreund Rudolf Magenau (1767–1846) – in der galvanischen Terminologie der Zeit – erinnert: „ein Gesellschäftchen guter Freunde beim mäßigen Rheinwein“ war „elektrisch heilsam für seine Seele“.⁶⁴

Die Künste werden in ihrer therapeutischen Wirkung anerkannt und genutzt. Medizin selbst gilt nicht nur als Wissenschaft (*scientia*), sondern immer auch als Kunst (*ars*). Musik hat sich nach Reils Erfahrungen bewährt. „Die Musik beruhiget den Sturm der Seele, verjagt die Nebel des Trübsinns und dämpft zuweilen den regellosen Tumult in der Tobsucht mit dem besten Erfolg.“⁶⁵ Haindorf empfiehlt die Verbindung von

⁵⁸ Ebd., 487f.

⁵⁹ Haindorf [Anm. 47], 15.

⁶⁰ Ebd., 199.

⁶¹ Carus, *Psyche* [Anm. 46], 503.

⁶² Ebd., 505.

⁶³ Johann Christian Reil: *Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode*, Halle 1803, 181.

⁶⁴ Adolf Beck: *Hölderlin. Chronik seines Lebens*, Frankfurt a.M. 1970, 23. Noch in seinen letzten Lebensjahren wird für die Verpflegung des Kranken „nach eintretenden Bedürfnissen etwas Wein“ empfohlen (s. o.).

⁶⁵ Reil [Anm. 63], 207.

Produktion und Rezeption. „Am besten ist es daher, wenn beide, Gesang und Musik, zweckmäßig miteinander verbunden werden.“⁶⁶ Auch das Betrachten von Gemälden könne zur Heilung beitragen. Hölderlin hat das Musizieren in seiner Krankheit nicht aufgegeben, noch am Tag vor seinem Tode soll er Klavier gespielt haben.

Für entscheidend wird die Arzt-Patienten-Beziehung gehalten. Der Kranke soll als Subjekt im Mittelpunkt der Medizin stehen. Programmatisch heißt es bei Heinroth: „Mensch = Person; das ist der Einheitspunkt.“⁶⁷ Der „psychologische Arzt“⁶⁸ muss sich, wie von Haindorf ausgeführt wird, nach der individuellen Krankengeschichte, der Persönlichkeit des Kranken und den äußeren Umständen richten. „Der psychologische Arzt muß als Virtuose seiner Kunst alle Seiten des Individuums richtig zu greiffen verstehen, und entweder durch ein genialisches oder instinktmässiges Eingreifen in die Kette des Ganzen, jede Disharmonie in Harmonie aufzulösen, und so das ganze Individuum wieder mit sich ins Gleichgewicht zu bringen wissen.“⁶⁹ Differenziert soll auch nach Ideler – unter Aufnahme einer Zeile des Gedichtes ‘Beherrigung’ (1789) von Goethe, ohne diesen zu nennen – die Therapie ausfallen: „Das praktische Urtheil, welches die Grundsätze der Theorie den einzelnen Fällen anpassen soll, muß durch das sorgfältigste Studium der Individualität geleitet werden, widrigenfalls die ärgsten Verstöße nicht ausbleiben können; denn eines schickt sich nicht für alle.“⁷⁰ Carl Eberhard Schelling entwirft 1807 eine dialektische Interpretation der Arzt-Patienten-Beziehung, in der die übliche Alternative von Symmetrie und Asymmetrie ihre Gültigkeit verliert. „Indem nämlich das Stärkere das Schwächere auf der einen Seite sich gewissermaßen assimiliert, leitet es demselben im nämlichen Augenblick, wo es in dasselbe eingreift, von seiner Kraft zu.“⁷¹

⁶⁶ Haindorf [Anm. 47], 219.

⁶⁷ Johann Christian August Heinroth an Heinrich August Damerow, 1842. In: Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie 1, 1844, 158.

⁶⁸ Haindorf [Anm. 47], 215

⁶⁹ Ebd., 341.

⁷⁰ Karl Wilhelm Ideler: Grundriss der Seelenheilkunde, 2. Theil, Berlin 1838, 899.

⁷¹ Carl Eberhard Schelling: Ideen und Erfahrungen über den tierischen Magnetismus. In: Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft 2, 1807 (2) 183.

Sinnvoll und heilsam – auch im Blick auf diagnostische und prognostische Erkenntnisse – könne ebenfalls der Umgang mit Nichtärzten sein. „Gut wäre es deshalb, wenn man jedem Melancholiker, so wie überhaupt jedem Geisteskranken, wo nicht einen Arzt, doch wenigstens einen Bedienten zugesellte, welcher durch einen langen und täglichen vertrauten Umgang sich sein völliges Vertrauen gewönne.“⁷² Personale Beziehung soll nicht nur für den Arzt, sondern allgemein für die Mitmenschen in ihrem Umgang mit Kranken gelten. Die Fürsorge, die Hölderlin in der Familie Zimmer im „Turm“ am Neckar in Tübingen erfährt, erfüllt diese Forderung auf besonders eindrucksvolle und beispielhafte Weise.

Therapie richtet sich nicht nur auf den einzelnen Menschen, sondern auch auf die Gesellschaft oder Menschheit. Der Mediziner und Philosoph Eschenmayer, der 1813 mit Vorlesungen in Tübingen über „Psychische Medicin“ beginnt, erwartet die Wiederherstellung der im historischen Verlauf zerfallenen Integrität des Ursprungs, die sich positiv auf das Schicksal des Individuums auswirken und die Medizin überflüssig machen werde:

Wie aber einst die Bruchstücke des Total-Menschen sich wieder ergänzen, die Leidenschaften sich vermindern und die Grundzüge des Charakters nach seiner höchsten Entfernung vom Centrum sich dem effectiven Werth desselben wieder nähern werden, so wird auch sein leiblicher Zustand seine Integrität wieder erhalten und die Krankheiten werden allmählich verschwinden. Diese Epoche, in welcher die Kunst entbehrlich wird, wird der Wissenschaft die Vollendung geben.⁷³

V Perspektiven

Krankheiten sind reale Erscheinungen und hängen zugleich von Diagnosen ab, mit denen diese Erscheinungen zwar nicht hervorgebracht werden, ihnen aber doch ein Krankheitsstatus verliehen wird, aus dem sich wiederum jeweils spezifische medizinische Konsequenzen und soziale Reaktionen ergeben. Diagnoseschlüssel sind dem historischen Wandel

⁷² Haindorf [Anm. 47], 221.

⁷³ Adolph Carl August Eschenmayer: Appendix zu den Schriften über das gelbe Fieber. In: Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft 1, 1806, 37–57; 57.

unterworfen wie ebenfalls Therapieansätze, medizinische Institutionen, soziale Auswirkungen und kulturelle Deutungsmuster. Weltweite Geltung in der Medizin und Psychiatrie besitzen heute die *International Classification of Diseases* (ICD-10) und der *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders* (DSM-IV). Die neuen Versionen ICD-11 und DSM-V werden zu neuen diagnostischen und therapeutischen Auffassungen führen, die auch ein verändertes Licht auf Hölderlins Krankheit werfen können. Zugleich gilt grundsätzlich: die Ontologie der Ursache legt die Ontologie der Therapie nicht notwendig fest; psychische Krankheiten können medikamentös behandelt werden, physische Krankheiten auch psychotherapeutisch.

Den philosophischen und medizinischen Interpretationen der Geistes- und Seelenkrankheit aus der Lebenszeit von Hölderlin, deren Bedeutung keineswegs nur an den praktischen Auswirkungen auf die Therapie oder Übereinstimmung mit der gegenwärtigen Psychiatrie zu messen ist, stehen die Schilderungen der Menschen gegenüber, die Hölderlin während der Zeit der Erkrankung in Tübingen besucht haben; die zahlreichen unmittelbaren Zeugnisse lassen an der schweren geistigen Erkrankung keinen Zweifel und entwerfen ein konkretes Bild vom Leben Hölderlins, seines Verhaltens, seines Aussehens, seiner Sprache, seiner musikalischen Aktivitäten und auch seiner literarischen Produktivität. Das in Ansätzen von den romantischen Medizinern und später von den Psychiatern Ernst Albert Zeller (1804–1877) und Wilhelm Griesinger (1817–1866), die beide bei Autenrieth in Tübingen studiert haben, ausgearbeitete Konzept der Einheitspsychose mit den Stufen: 1. Melancholie, Hypochondrie, Schwermut, 2. Tollheit, Raserei, Manie und 3. Wahnsinn, Blödsinn wird auch bei Hölderlin von Medizinern und Laien beobachtet.

Besondere Beachtung verdienen die Zeugnisse des Dichters Wilhelm Waiblinger (1804–1830), der Hölderlin zwischen 1822 und 1824 mehrfach besucht und seine Eindrücke in einem Tagebuch festhält, das die Grundlage seiner Studie 'Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn' aus dem Jahre 1831 ausmacht. Beschrieben werden von Waiblinger Lebens- und Wohnumstände, Tagesablauf, Kleidung, Verhalten, Mimik, Gestik, die Niederschrift von Gedichten, höfliche Begrüßung; Hölderlins Sprache sei unartikuliert und unverständlich, vermischt mit französischen Ausdrücken, bald vernünftig, bald „fürchterlicher Un-

sinn.“⁷⁴ Hoffnung auf Genesung hat Waiblinger nur sehr eingeschränkt: „Hölderlins körperliche Verfassung ist dergestalt zerstört, daß er andere Nerven bekommen müßte, um den Geist von seinen Fesseln zu befreien.“⁷⁵

Eine weitere wichtige Quelle sind Verhalten und Subjektivität des kranken Hölderlin selbst. Die entsprechenden Passagen aus seiner Korrespondenz belegen detailliert den Weg in die geistige Erkrankung.⁷⁶ Hölderlin geht auf die Verbindung von Körper und Seele im Sinne der Psychosomatik seiner Zeit ein, die im Körper den Geist und im Geist den Körper im Auge hat und sich damit auch vom Konzept der heutigen Psychosomatik unterscheidet. In der Tradition der antiken Philosophie und Poesie berichtet er im November 1802 dem Schriftstellerfreund Casimir Ulrich Böhlendorff (1775–1825), der selbst 1803 geistig erkrankt und am 10. April 1825 seinem Leben ein Ende macht, nach der Rückkehr von Bordeaux zu Beginn des Ausbruchs seiner Krankheit, dass ihn, wie man Helden nachsage, „Apollo geschlagen“ habe.⁷⁷ Voller Sorgen heißt es bereits am 4. Dezember 1801 vor der Abreise nach Südfrankreich in einem Brief an Böhlendorff: „jezt fürcht' ich, daß es mir nicht geh' am Ende, wie dem alten Tantalus, dem mehr von Göttern ward, als er verdauen konnte.“⁷⁸

Begriffe der Physiologie und Pathologie der Medizin und Philosophie um 1800 finden sich wiederholt in Hölderlins Werk. Das Konzept der „exzentrischen Bahn“ (ausgeführt im 'Hyperion' und im 'Thalia-Fragment') kann mit seiner Vita in Bezug gebracht werden und stellt sein eigenes Scheitern im Wahnsinn in ein spezifisches Licht.

Wir durchlaufen alle eine exzentrische Bahn, und es ist kein anderer Weg möglich von der Kindheit zur Vollendung. Die seelige Einigkeit, das Seyn, im einzigen Sinne des Worts, ist für uns verloren und wir mußten es verlieren, wenn wir es erstreben, erringen sollten. Wir reißen

⁷⁴ Wilhelm Waiblinger: Tagebücher, 1821–1826, Bd. 2, Stuttgart 1993, 814.

⁷⁵ Wilhelm Waiblinger: Friedrich Hölderlins Leben, Würmlingen 1981, 68.

⁷⁶ Paul Raabe: Die Briefe Hölderlins. Studie zur Entwicklung und Persönlichkeit des Dichters, Stuttgart 1963.

⁷⁷ Hölderlin an Böhlendorff, November 1802 (?), StA VI, 432.

⁷⁸ Hölderlin an Böhlendorff, 4. Dezember 1801, StA VI, 427.

uns los vom friedlichen Ev και Παv der Welt, um es herzustellen, durch uns Selbst. (StA III, 236)

Im April 1812 entwirft Hölderlin für den Schreinermeister Zimmer in wenigen Minuten ein Gedicht voll transzendenter Hoffnung:

*Die Linien des Lebens sind verschieden
Wie Wege sind, und wie der Berge Gränzen.
Was hier wir sind, kan dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden. (StA II, 268)*

„Glühend webt das Ideal in meinem Busen,
aber die Sprache fehlt mir, um es zu erreichen“

Biographische Nachrichten aus dem Stuttgarter Nachlass von
Hölderlins Freund Leo von Seckendorf

Von

Una Pfau*

Am 12. März 1804 schreibt Friedrich Hölderlin an seinen ehemaligen Studienfreund Leo von Seckendorf aus Nürtingen folgenden Brief:

Mein Theurer!

Ich habe Dich neulich besuchen wollen; konnte aber Dein Haus nicht finden. Ich besorge also den Auftrag, der mir diesen Besuch nothwendig machte, schriftlich und schike Dir eine Ankündigung von pittoresken Ansichten des Rheins; es ist Dir möglich, Theil daran zu nehmen und dafür Theilnehmer zu finden. [...]

Die Antiquen in Paris haben besonders mir ein eigentliches Interesse für die Kunst gegeben, so daß ich mehr darin studiren möchte.

Ich bitte Dich auch, Dich für eine Übersezung der Sophokleischen Tragödien zu interessiren, die mir derselbige Verleger, Herr Willmans in Frankfurt in Verlag genommen hat, und die auf Ostern herauskommen wird.

Die Fabel, poëtische Ansicht der Geschichte, und Architektonik des Himmels beschäftigt mich gegenwärtig vorzüglich, besonders das Nationelle, sofern es von dem Griechischen verschieden ist.

Die verschiedenen Schiksaale der Heroen, Ritter und Fürsten, wie sie dem Schiksaal dienen, oder zweifelhafter sich in diesem verhalten, hab ich im Allgemeinen gefaßt.

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 225–248.

* Ich danke Professor Dr. Michael Franz, dass er meinen schon etwas älteren Artikel über Leo von Seckendorf durch Korrekturen und Ergänzungen auf den neuesten wissenschaftlichen Stand gebracht hat.

Ich wünschte Dich wirklich einmal in Stutgard zu sehen und Gespräch mit Dir zu haben. Ich schätz es eigentlich, daß wir einen Mann, der so gelehrt ist und so menschlich, unter uns haben. Herrn von Sinklair habe ich es geschrieben.

Ich glaube Dir noch vieles mittheilen zu können. Das Studium des Vaterlandes, seiner Verhältnisse und Stände ist unendlich und verjüngt. Daß uns die gute Zeit nicht leer von Geiste werde, und wir uns wieder selber finden mögen!

Ich denke einfältige und stille Tage, die kommen mögen. Beunruhigen uns die Feinde des Vaterlands, so ist ein Muth gespart, der uns vertheidigen wird gegen das andre, das nicht ganz zu uns gehört. Ich empfehle mich Dir unterthänig.

Hölderlin¹

Wer war der Mann, an den Hölderlin einen seiner letzten ausführlichen, persönlich gehaltenen Briefe richtete? Zu dem er von seinen Plänen zum Studium der antiken Kunst sprach, die durch seinen Besuch der Pariser Antikenausstellung im Jahr 1802 angeregt worden waren, und von seinen Ansichten über die Lage des „Vaterlandes“, den er aber auch um Hilfe beim Sammeln von Subskribenten einer kostbaren Sammlung von Kupferstichen bat, die den Titel ‘Mahlerische Ansichten des Rheins von Mainz bis Düsseldorf’ trug,² und den er auf seine demnächst erscheinende Sophoklesübersetzung aufmerksam machen wollte? Zu der Zeit, als Hölderlin ihm schrieb, war Leo Freiherr von Seckendorf als Regierungsrat in Stuttgart tätig. 1792 hatte Hölderlin den damals siebzehnjährigen in Tübingen kennengelernt und ihm die zweite Strophe seiner ‘Hymne an die Menschheit’ ins Stammbuch geschrieben, umrahmt von zwei Mömpelgarder Stifflern, die dem jungen „aristocrate“ provokante Parolen mitgaben, die belegen, dass er in revolutionär denkenden

¹ Friedrich Hölderlin an Leo von Seckendorf, Nachlass Seckendorf, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Hölderlinarchiv, Cod.hist. 4^o 736, Brief Nr. 316. Alle Angaben von Brief-Nummern in der Folge beziehen sich auf diesen Stuttgarter Nachlass.

Zitierte Ausgabe: Hölderlin. Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe [StA], hrsg. von Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, 8 in 15 Bdn., Stuttgart 1943–1985; hier StA VI, 437f.

² Vgl. StA VI, 1096f.

Studentenkreisen, wie namentlich den aus Mömpelgard (Montbéliard) kommenden Angehörigen des Stifts, verkehrte.³

Franz Karl Leopold von Seckendorf wurde am 2. Dezember 1775 als erstes Kind von Christoph Albrecht Freiherr von Seckendorf und Karolina Friderika Christiane Wilhelmine Stiebar von Buttenheim in Ansbach geboren. Er stammte also aus einer alten Freiherrn- und Reichsritterfamilie, die über ganz Franken bis ins Oberschwäbische und Bayerische verbreitet lebte. In Johann Jakob Gradmanns ‘Das gelehrte Schwaben’ von 1802 finden sich zahlreiche literarisch tätige Seckendorfs, die eine Generation älter oder sogar im selben Jahr wie Leo geboren sind.⁴ Als Reichsritter unterstanden die Seckendorfs Ende des

³ Über die revolutionären Bestrebungen in Württemberg und insbesondere der Studenten an der Karlsschule und am Tübinger Stift vgl. Uwe Jens Wandel: Verdacht von Democratismus? Studien zur Geschichte von Stadt und Universität Tübingen im Zeitalter der Französischen Revolution, Tübingen 1981, bes. Teil 1, Kap. 5: Die Studenten und die Revolution, 47–68; dort Seckendorf mehrmals erwähnt (s. Register).

⁴ Johann Jakob Gradmann: Das gelehrte Schwaben, Ravensburg 1802, ND Hildesheim 1979.

Unter den literarisch tätigen Verwandten Seckendorfs aus seiner Epoche sind zu nennen:

Carl August Gottfried von Seckendorf, 1747 in Stuttgart geboren, studierte in Tübingen und Leipzig, wird um 1790 Wirklicher Geheimer Rat in Württemberg, Anfang 1792 Oberhofmeister des *Collegium illustre* in Tübingen, eine Stelle, die er bis 1798 verwaltete. Er schrieb u. a. geistliche Gesänge und war wahrscheinlich nicht unbeteiligt daran, dass Leos Vater Tübingen als Studienort für seinen Sohn auswählte.

Johann Carl Christoph Freiherr von Seckendorf, herzoglich württembergischer Kammerherr und Wirklicher Geheimrath am württembergischen Hofe, ebenfalls 1747, aber in Oberzenn in Franken geboren. Er verfasste zahlreiche Schriften den schwäbischen Reichskreis betreffend. Er war ein direkter Vetter Leo von Seckendorfs.

Christian Adolf Freiherr von Seckendorf, Schriftsteller und Dichter, gestorben 1833, seit 1786 Kammerjunker und Leutnant in mecklenburgisch-schwerinischen Diensten, geboren zu Starkenberg bei Altenburg am 4. Oktober 1767. Er verfasste ökonomische Schriften.

Ein Namensvetter von ihm, Christian Adolf Freiherr von Seckendorf, wurde 1767 in Meuselwitz geboren. Er verfasste zahlreiche historische und politische Schriften, z. B. von den in „Deutschland üblichen Gebräuchen bei Duellen“, oder „Resultate meines Planes, der Völkerschlacht bei Leipzig ein Denkmal zu setzen“, „Empfindungen eines patriotisch denkenden Sachsen“ oder das „Buch

achtzehnten Jahrhunderts noch mit besonderen Privilegien unmittelbar dem Kaiser und traten somit eigentlich in Gegensatz zu den Landesfürsten, in deren Territorien sie häufig Gebiete mit Sonderrechten besaßen, die Handel und Verkehr behinderten.⁵

Dennoch standen viele von ihnen, die von ihren Gütern nicht mehr leben konnten, in Diensten der jeweiligen Landesfürsten – so auch Leos Vater, Christoph Albrecht von Seckendorf, der 1789 als herzoglich württembergischer Wirklicher Geheimrat in württembergische Dienste getreten war und von seiner Regierung als Reichstagsabgeordneter nach Regensburg geschickt wurde.⁶

So spielten sich nur die ersten Lebensjahre Leo von Seckendorfs in Ansbach und Umgebung ab; später finden wir ihn in das gesellschaftliche Leben von Regensburg eingebunden, wohin er auch in seinem späteren unruhigen Leben immer wieder zurückkehrte.⁷

vom Fürsten nach machiavellistischen Empfindungen“ und vieles anderes mehr, auch einige Schauspiele.

Ein Bruder Christian Adolfs war Gustav Anton Freiherr von Seckendorf, der Schauspiele, Gedichte und Essays schrieb und 1822 in Amerika starb. Er wurde am 20. November 1775 in Meuselwitz bei Altenburg geboren.

Am berühmtesten war wohl um die Zeit Leo von Seckendorfs Vetter Karl Sigmund Freiherr von Seckendorf, der 1744 in Erlangen geboren wurde und weimarischer und preußischer Hofmann war; er starb 1785. Er war Dichter und Komponist, verfasste Volks- und andere Lieder, die zwischen 1779 und 1782 erschienen, sowie Trauspiele und Aufsätze. Er wird häufig im Zusammenhang mit dem „Musenhof“ Anna Amalias in Weimar erwähnt.

⁵ Heinrich Müller: Der letzte Kampf der Reichsritterschaft um ihre Selbstständigkeit (1790–1815), Berlin 1910, 31–53; vgl. aus der neueren Forschung den Artikel „Reichsritterschaft“ von Volker Press in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, hrsg. von Adalbert Erler und Ekkehard Kaufmann unter philologischer Mitarbeit von Ruth Schmidt-Wiegand, Bd. 4, Berlin 1990, Sp. 743–748.

⁶ Am württembergischen Hof waren zahlreiche Seckendorfs in verschiedenen Chargen tätig, zu erwähnen ist vor allem der in Anm. 4 genannte Johann Carl Christoph Freiherr von Seckendorf, herzoglich württembergischer Kammerherr und Wirklicher Geheimrath am württembergischen Hofe.

⁷ Vgl. Brief Leo von Seckendorfs, zunächst aus Ansbach und Umgebung, vom 5. 6. 1790 (Brief Nr. 40) bis 15. 8. 1791 (Brief Nr. 59), auch später (Brief Nr. 116 vom 18. 1. 1795, 118 vom 2. 2. 1795, Nr. 119–121 vom Febr./März 1795), während seiner Studienzeit in Göttingen längerer Aufenthalt in Regensburg, von wo aus er dem Vater vom gesellschaftlichen Leben in dieser Stadt berichtet; vgl. auch die Stammbuchblätter Nr. 582 bis 613 aus Regensburg.

Als Ältester von fünf Geschwistern wurde er, wie damals in adligen Familien üblich, von einem Hofmeister erzogen, der ihm früh Französisch, Englisch, Italienisch, Griechisch und Latein beibrachte.⁸ Von seinem zehnten Lebensjahr an schrieb er Gedichte und konnte bald seinem Onkel Alexander von Seckendorf, der ihm näher stand als der oft gestrenge Vater, mitteilen, er habe an einem Sonntag fünfzig Verse in lateinischer Sprache verfasst. Ungefähr um diese Zeit schon finden wir einen ausgedehnten Briefwechsel mit dem Vater, der oft beruflich unterwegs war, meist auf Französisch.⁹

Es war für Christoph Albrecht von Seckendorf eine ausgemachte Sache, dass der Sohn Jura studieren müsse, und so schickte er ihn Ostern 1792 nach Tübingen zum Studium. Bei der Wahl dieser Universität spielte wohl eine Rolle, dass Anfang dieses Jahres ein Verwandter, Carl August Gottfried von Seckendorf, Oberhofmeister am *Collegium illustre* (der Adelsakademie) in Tübingen geworden war.¹⁰

In den Briefen des Tübinger Studenten Seckendorf ist die Rede von Vorlesungen bei den Professoren Tafinger, Höpfner und Hofacker, doch weit wichtiger erschien ihm die Lektüre von Romanen und namentlich der Genuss des Studentenlebens mit Reiten, Fechten und Spielen.¹¹

⁸ Vgl. Briefe Nr. 8, 10, 15. In letzterem (vom 21. 2. 1785) erwähnt er die Übersetzung von Versen Papes und bittet den sich in London aufhaltenden Vater um eine Beschreibung des englischen Parlaments und anderer Institutionen in England.

⁹ Vgl. Eugen Seelig: Leo Freiherr von Seckendorf, 1775–1809. Leben und literarische Tätigkeit mit besonderer Rücksicht seiner Beziehungen zum Weimarer Dichterkreis und zur Romantik; Dissertation vorgelegt in Tübingen 1922, im Stuttgarter Nachlass Seckendorf, 10 f., außerdem Brief des Onkels Alexander von Seckendorf oder Pappenheim in kindgemäßem Ton, in dem er sich über seine mangelnde Gelehrsamkeit beklagt. Brief Nr. 470 vom 25. 9. 1782.

¹⁰ Vorbereitungen für den Aufenthalt des Sohnes in Tübingen traf Christoph Albrecht von Seckendorf zusammen mit dem Hofrat und Juristen Christian Gmelin, bei dem Leo dann auch wohnte; vgl. Briefe Gmelins an Chr. A. Freiherr von Seckendorf vom 27. 2. 1792 (Brief Nr. 60), vom 27. 4. 1792 (Brief Nr. 63) sowie die Briefe Nr. 67, 69, 71–73, 75, 77, 81. Von der Reise schreibt Leo an den Vater am 22. 4. 1792 (Brief Nr. 62).

¹¹ Vgl. Briefe vom 4. 5. 1792 (Nr. 64), vom 16. 5. 1792 (Nr. 65), vom 26. 5. 1792 (Nr. 66), vom 17. 7. 1792 (Nr. 68), vom 11. 8. 1792 (Nr. 70), vom 28. 8. 1792 (Nr. 74), vom 31. 8. 1792 (Nr. 76) und Beschwerdebriefe Gmelins an Chr. A. Freiherr von Seckendorf über die Schulden des Sohnes vom 18. 6. 1792 (Nr. 67), 17. 7. 1792 (Nr. 69), 9. 8. 1792 (Nr. 71), 14. 8. 1792 (Nr. 72),

An seinen Vater schrieb er zwar Briefe, die von dem aufrührerischen Treiben der Studenten des Stifts, namentlich der Mömpelgarder – der Studenten aus der zu Württemberg gehörenden Grafschaft Montbéliard bei Besançon – und ihren schlechten und rauhen Sitten berichten.¹² Doch was er dem Vater wohlweislich verschwieg, war, dass er selbst mit diesen revolutionär gesinnten Studenten verkehrte und in ihren Kreisen Hölderlin kennenlernte. Hölderlin war, wie seine Briefe bezeugen, um diese Zeit Anhänger der Französischen Revolution, zumindest der gemäßigten Girondisten, also ein „Patriot“, wie sich die Sympathisanten der Revolution gern nannten.¹³

Verständlicherweise erfahren wir von solchen Kontakten nichts in Seckendorfs Briefen an seinen Vater. Immerhin beschäftigte ihn die Frage der Revolution und des Rechts der Fürsten auch weiterhin. Aus Jena, wo er unter der Aufsicht des Hofmeisters Grosgebauer, eines Theologen, eifriger studierte,¹⁴ schreibt er in einem Brief anlässlich seines Geburtstages Ende 1793 an den Vater über Professor Schnaubert¹⁵ folgende Worte, die zeigen, dass er den Geist von Revolution und Veränderung, wenigstens zum Teil, übernommen hatte, denn da es sich um einen Brief an den Vater handelt, kann man ruhig annehmen, dass Leo im Grunde radikaler war, als er zugibt:

„[...] Seine Prinzipien sind die eines philosophischen Demokraten, Feind von Revolten und Anarchie, der aber mit Offenheit die Fehler der Monarchien und die Laster der Fürsten kritisiert.“ Schnaubert sei der Meinung: „gewaltsame, allgemeine Revolutionen, reiner Mutwille, sind zu fliehen, allmählich, aber solid seien die Reformationen, die Stützen

24. 8. 1792 (Nr. 73), 29. 8. 1792 (Nr. 75), 3. 9. 1792 (Nr. 77), 14. 10. 1792 (Nr. 81).

¹² Brief Nr. 66 vom 26. 5. 1792.

¹³ Vgl. Wandel [Anm. 3], 53.

¹⁴ Vgl. Briefe von Johann Wilhelm Grosgebauer an Chr. A. Freiherr von Seckendorf, 1792f., Nachlass Briefe Nr. 263–303, in dem dieser dem Vater minutiös von Leos Studien und vor allem von seiner Aufführung berichtet. Aus dieser Zeit finden wir auch wieder Reue- und Bekenntnisbriefe Leos. Es gab dann aber Zwistigkeiten mit Grosgebauer, die dazu führten, dass dieser im September 1793 seine Entlassung einreichte; vgl. Brief Nr. 297 vom 24. 9. 1793.

¹⁵ Andreas Joseph Schnaubert (1750–1825), aus einem katholischen Elternhaus stammend, lehrte in Jena Staats- und (katholisches wie protestantisches) Kirchenrecht.

des Despotismus, des Adels, schlechte Rechtsgelehrte, die Ausbeuter der römischen Staatsrechtsgrundsätze müssen erst fallen, unser Herz erst moralisch gut werden, ehe eine Reformazion nach unserer gegenwärtigen Verfassung entstehen kann.¹⁶

Wenn Seckendorf an den Vater schrieb, dass er nun sein Jurastudium so eifrig betreibe, dass ihn die Muse bald ganz verlassen habe, und nicht einmal der Mond imstande sei, ihm Verse zu entlocken, so befasste er sich keineswegs nur mit dem Brotstudium. Vielmehr hörte er in Jena, dessen Universität unter der Protektion Goethes ein geistiges Zentrum Deutschlands geworden war und ganz im Zeichen der Kantischen Lehre stand, bald Karl Leonhard Reinhold, vor allem dessen Vorlesung über Geschichte der Philosophie.¹⁷ Er rühmte, wie ihm die Begriffe geklärt würden. Auch Ästhetik bei Schiller wollte er hören, doch scheinen die Vorlesungen wegen Krankheit Schillers ausgefallen zu sein. Als Nachfolger Reinholds, der 1794 nach Kiel ging, wurde der junge, aus der Lausitz stammende Johann Gottlieb Fichte berufen, der sich durch eine religionsphilosophische Abhandlung und politische Schriften rasch einen Namen gemacht hatte.¹⁸

Auch in Jena, das einige Jahre später Zentrum der Frühromantik werden sollte, garte es nicht wenig, was aus den Briefen des jungen Seckendorf wieder nur indirekt zu erfahren ist. Es gab in Jena den Bund der Freien Männer, dem aber weder Seckendorf noch Sinclair angehörten, und eine Reihe von studentischen Orden, wie die „schwarzen Männer“ und die „Harmonisten“, die Leo beschreibt, wobei er dem Vater gehorsamst beipflichtet, er habe nicht die Absicht, sich mit ihnen abzugeben, da sie nur Zeit und Geld kosteten. Doch aus einem Brief Grosgebauers erfahren wir, dass er ihn mit Strenge davon abhalten

¹⁶ Brief Nr. 82 vom 2. 12. 1792.

¹⁷ Reinhold las in der Zeit von Seckendorfs Aufenthalt in Jena nur im Wintersemester 1793/94 „Geschichte der Philosophie“, nach den Vorlesungsankündigungen im ‘Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung Numero 92, 4. September 1793’, Sp. 732.

¹⁸ Über Jena vgl. Gert Ueding: Klassik und Romantik. Deutsche Literatur im Zeitalter der Französischen Revolution 1789–1815, München 1987. Zweiter Teil: Weimar und Jena, Kap. II: Jena oder der Traum einer romantischen Volksbewegung, 98–135. – Neuerdings Gerhard Müller: Vom Regieren zum Gestalten. Goethe und die Universität Jena, Heidelberg 2006.

musste, in eine dieser Bruderschaften einzutreten.¹⁹ Er verkehrte wohl in Kreisen, die mit der Französischen Revolution sympathisierten, wovon er seinem Vater allerdings nichts schreibt.²⁰

Wenn er so unter väterliche Kuratel gestellt wurde, blieb ihm doch die Genugtuung, ab und zu ins nahe Weimar reiten zu können, wo er an Theateraufführungen teilnahm und Ostern 1793 Herder in der Stadtpfarrkirche predigen hörte. Es ist möglich, dass die erste Bekanntschaft Leo von Seckendorfs mit Herder schon in diese Zeit zurückreicht. War er doch in Jena mit Wolfgang August Herder, dem Sohn Johann Gottfried Herders, befreundet. Mit diesem und einem Friedrich Majer aus dem Vogtland hatte er sich zu einem „trifolium patrioticum germanicum“ zusammengeschlossen und las mit ihnen poetische Werke. Beide sollte er einige Jahre später in Weimar wiedertreffen.²¹

¹⁹ Brief an den Vater vom 8.2.1793 (Nr.81). Vgl. Briefe von Grosgebauer, Nr.263–302; Helmuth Haasis: „Gebt der Freiheit Flügel“. Die Zeit der deutschen Jakobiner 1789–1805, Reinbek bei Hamburg 1988, Kap.: Der Geheimorden der literarischen Harmonie, Band II, 698–710. In den Akten der Stuttgarter Untersuchungskommission von 1805 wird als Aussage Sinclairs protokolliert: „er [sc. Sinclair] seye dort [sc. in Jena] mit ihm [i.e. Seckendorf] in dem Orden der schwarzen Brüder gestanden“ (Commissions Protocoll, über die gegen einige Staatsgefängene gepflogene Untersuchung vom 26. Febr. – 1. May 1805: HauptStaatsArchiv Stuttgart A 202 Bü 3281, 59).

²⁰ Brief vom 3.7.1793 (Nr.100). Im Brief vom 10.6.1793 (Nr.98) hatte Chr. A. Fr. v. Seckendorf dem Sohn Vorhaltungen gemacht.

²¹ Gustav Scheidel: Franz Karl Leopold von Seckendorff [sic] in seinen literarischen Beziehungen hauptsächlich zum Weimarschen Dichterkreise, nach einer ungedruckten Korrespondenz. Vortrag gehalten in der am 8. Sept. 1885 zu Ansbach stattgefundenen Delegiertenversammlung der historischen – und Altertumsvereine Deutschlands, Nürnberg 1885, 39 S., erwähnt zahlreiche Freunde Seckendorfs in Jena: Weiße, Dr. jur. und phil. aus Leipzig, L.E. von Gemmingen-Bürg, Frhr. von Steigentesch, Friedrich von Stein, Carl Leonhard Reinhold, August und Gottfried Herder, die Gebrüder Lang in Regensburg. Scheidel und führt auch einige Blätter aus dem Stammbuch Seckendorfs an: „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder. Dein treuer Freund C. G. Curtius aus Lübeck. Weimar im April 1794.“ Darunter: „Freiheit und Gleichheit!“ Ferner: „Verachtung sei die Geißel für den Mann, / Der die Tyrannen lieben kann, / Und sich mit ihren Fesseln brüstet.“ – „Denke zuweilen, lieber Seckendorff, in glücklicheren Zeiten unseres Vaterlandes – auch an Deinen Freund und Bruder Friedrich Majer aus dem Voigtlande. Jena, den 14. November 94.“ Motto: „Thue recht und scheue niemand!“ (Scheidel, 9) Sein eigener Vetter (C.H. von Seckendorf) schreibt ihm im folgenden Jahre unter einem der

Von 1795 an studierte er in Göttingen, das zu dieser Zeit für seine Lehrer im Staatsrecht und Geschichte bekannt war, einer ist der Jurist Johann Stephan Pütter, den Goethe 1797 besuchte. Zahlreichen Briefen Seckendorfs an seinen Vater können wir den Anteil entnehmen, den er stets an den Zeitereignissen, dem Krieg mit Frankreich und der Bedrohung der südwestdeutschen Staaten nahm. Vor allem klagt er über die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der deutschen Fürsten der gemeinsamen Bedrohung gegenüber, wie sie dann unter anderem in Preußens Separatfrieden mit Frankreich zum Ausdruck kam.²²

Gleich im ersten Jahr seines Aufenthaltes in Göttingen wurde Leo politisch aktiv und verfasste ein Promemoria: ‘Ein Wort zu seiner Zeit an Deutschlands Reichsstände’, gerichtet an die Vertreter der Länder und Städte im Regensburger Reichstag. Diese Gedenkschrift basierte auf eigener Einsicht und politischen Erörterungen mit dem Vater und rief die Reichsstände zur Einigkeit auf. Erst zwei Jahre später wurde sie rezensiert mit der Feststellung, dass es wünschenswert gewesen wäre, wenn die Interessenten die Vorschläge des Verfassers beherzigt hätten, denn jetzt seien alle Vorhersagen eingetroffen. Zuvor aber waren eine Epistel „An den jungen Mann“ und eine Reihe von gehässigen Aufsätzen in der von dem Grafen Strengschwert redigierten Zeitschrift ‘Germania’ erschienen, die die Broschüre verurteilten und Seckendorf in Regensburg den Spitznamen „mein Kind“ eintrugen.²³

Am 14. April 1797 hatte er sein Studium beendet und konnte, wie sein Freund August Herder, Göttingen „nur mit gerührtem Herzen“

üblichen Bundeszeichen: „Rois, despotes, tyrans ne sont plus de saison / Ils feront place aux lois de l’auguste raison.“ (Ebd., 9). Nach Scheidel gehe aus Briefen Wolfgang August Herders hervor, dass Leopold von Seckendorf wie viele andere seiner Studiengenossen einer geheimen Verbindung zur Wiederbelebung des geschwundenen Patriotismus angehörte, schreibe ihm doch jener zu Weimar, den 20. Mai 1794 auf ein Stammbuchblatt: „Wahrheit müssen wir reden in Deutschlands stinkendem Pfuhe, / Wahrheit bringt allein Wahrheit wieder ans Licht. / Bester Seckendorf, laß uns Wahrheit und Freundschaft zwei heilige Worte sein. Vereint geht alles besser. Immer Dein Wolf. Aug. Herder“.

²² Briefe vom 24.4.1793 (Nr.94), 9.4.1795 (Nr.122), 16.9.1795 (Nr.124), 19.10.1795 (Nr.125), 29.8.1796 (Nr.146).

²³ Vgl. Briefe vom 4.2.1796 (Nr.132), 13.4.1796 (Nr.136) und die folgenden; bis hinein in den Winter 1796/97 gibt es Überlegungen, wie er auf die Polemik reagieren sollte.

verlassen, reiste über Gotha nach Weimar, um von dort seinem Vater nach Berlin zu folgen.²⁴

Am 28. Februar 1798 äußert er sich abermals in einem Brief an den Vater bedauernd über die sich auf dem Rastatter Kongress besonders drastisch zeigende Uneinigkeit und Unentschlossenheit der deutschen Fürsten und schließt: „Diese sechs Jahre fassen Erfahrungen und Lehren für Jahrhunderte in sich, und man muß zum Menschenfeind werden, wenn man sieht, wie wenig sie fruchteten.“²⁵ Er hatte erkannt, dass mit der Französischen Revolution eine neue Epoche angebrochen war und die deutschen Fürsten im Revolutionskrieg etwas völlig Neuartigem begegneten, auch einer neuen Art Krieg zu führen, nämlich einem Volkskrieg, der den jahrhundertealten Strukturen aristokratischer Befehlshierarchien ein Ende bereiten sollte.

Während seines Aufenthaltes in Österreich wurde ihm von Herzog Karl August von Sachsen-Weimar eine unbesoldete Assessorenstelle in Weimar angeboten, die er mit Freuden annahm, da er hoffte, sie werde ein Sprungbrett sein, um in kaiserliche Dienste zu treten.²⁶

Im November 1798 zog Seckendorf als Regierungsassessor in Weimar ein, eine Stadt, die ihn mit den Menschen zusammenführte, in deren Nähe er seine literarischen Talente erproben und zur Entfaltung bringen konnte, Menschen, mit denen ihn langjährige Freundschaften verbinden sollten.

Weimar war um diese Zeit eine Kleinstadt mit etwa sechstausend Einwohnern, in der außer der herzoglichen Familie, Amalia, der Mutter des Herzogs, Karl August und seiner wenig geliebten Frau Luise, einer Darmstädter Prinzessin, noch einige adlige Familien und zahlreiche Schriftsteller, nicht nur der Geheime Rat Goethe und Schiller, sondern auch der Hofprediger Herder, Jean Paul, August Böttiger, Karl Bertuch, Iffland und Kotzebue wohnten. Aus den Briefen im Nachlass Seckendorfs in der Württembergischen Landesbibliothek und in anderen Publikationen sind Kontakte Leos mit fast all den Genannten in Weimar nachzuweisen.

²⁴ Brief vom 14. 4. 1797 (Nr. 160).

²⁵ Brief vom 18.–28. 1. 1798 (Nr. 169). Die Frist von „sechs Jahren“ bezieht sich auf den Beginn des Krieges, den Frankreich im April 1792 Österreich erklärt hatte.

²⁶ Brief vom 23. 2. 1798 (Nr. 170).

Seckendorf, der nur anderthalb Jahre in Weimar blieb, nahm bald regen Anteil am literarisch-geistigen Leben. Hierzu gehörte das allwöchentliche Erscheinen im literarischen Klub, an dem auch Goethe, Schiller, Herder, Hufeland, Wieland als Ehrenmitglieder regen Anteil nahmen, und wo den unterschiedlichsten Dichtern die Möglichkeit gegeben wurde, eigene Pläne, literarische Versuche vor dem Forum der Kritik bewährter und anerkannter Meister vorzutragen. Schon in seiner letzten Zeit in Göttingen hatte Seckendorf über literarische Verbindungen gesprochen, die er in Weimar aufgenommen habe.

Wichtiger als der literarische Klub war vielleicht noch der Kreis, der sich allwöchentlich in Tiefurt um die Herzogin-Mutter Amalia versammelte, und in dem vor allem neue Theaterstücke der in Weimar ansässigen Dichter, allen voran Goethes, Schillers, Herders und Wielands vorgetragen wurden. Es war ein schöngeistiger Zirkel, der der Seckendorfschen Neigung zur Schwärmerei entsprach, und in dem er bald eine nicht unwichtige Rolle als geistreicher Unterhalter spielte.²⁷ Zusammen mit Carl Graf von Brühl, dem späteren Intendanten des Berliner Theaters, wirkte er auch am Weimarer Theater mit.

Nicht nur mit den Söhnen Herders, sondern auch mit Herder selbst verband Seckendorf und seine Familie bald eine enge Freundschaft.²⁸ Ähnlich wie Herder verfügte der sicherlich weniger geniale Seckendorf über die Fähigkeit, sich mit Sinn und Sprache in fremde Gedanken und Anschauungen einzufühlen. So erschienen 1800 die ‘Blüthen griechischer Dichter’, Übersetzungen Seckendorfs, in denen wir unter anderen ‘Homers kleinere Hümnen’²⁹ und seinen ‘Froschmäusekampf’, sowie ‘Saffos Hümne an Afrodite’ und ‘Pindars erstes olümpisches Chor’, 22

²⁷ Vgl. Scheidel [Anm. 21]; vgl. auch die Briefe der Luise von Göchhausen an Seckendorf vom 20. 8. 1801 und 12. 10. 1801, in Karl Obser: Aus dem Briefwechsel des Freiherrn Leo von Seckendorff. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts. In: Neue Heidelberger Jahrbücher XVIII (1914), 18–20; außerdem Briefe Karl Bertuchs, Weimar 23. 11. 1801–11. 7. 1806, ebd., 7–13; Karl Böttigers Weimar 27. 7. 1801–4. 5. 1804, 13–17; Friedrichs Freiherr von Einsiedel, Weimar 2. 11. 1801, 17, u. a.; vgl. auch die Briefe Schillers vom 16. 3. 1801 und 1. 8. 1801, ebd., 38–40, in denen er u. a. von einer Lesung des Schauspielers Schröder aus Lessings ‘Nathan dem Weisen’ in Tiefurt berichtet.

²⁸ Vgl. Briefe der Familie Herder, Briefe Nr. 303–316.

²⁹ Es handelt sich um eine Auswahl aus den Homerischen Hymnen, bei

Oden des Anakreon, Gedichte von Archilochos, Theokrit, Bakchylides, Simonides und Timokreon finden. Auch je ein Gedicht des Platon und des Aristoteles gehören zu den „Blüthen“. Der Band war Johann Heinrich Voss gewidmet, dem großen Übersetzer des Homer, und enthielt erläuternde 'Anmerkungen' am Schluss des Buchs.

In Weimar gab Leo zwei Taschenbücher, Anthologien von Gedichten zeitgenössischer Verfasser, heraus, mit denen er wenig Erfolg hatte. Das erste erschien schon im November 1800 und enthielt Gedichte fast aller bedeutenden Autoren wie Goethe, Klopstock, Wieland, aber auch von Dichtern, die heute weitgehend vergessen sind, wie Gotthard Ludwig Theobul Kosegarten, Karl Ludwig von Knebel, Grüner u. a. Im Stuttgarter Nachlass Seckendorfs finden sich aus dieser Zeit eine ganze Reihe von Antworten von Autoren, die Seckendorf entweder angeschrieben hatte oder die von selbst Beiträge zu den Taschenbüchern einreichten.³⁰ Trotzdem scheint bereits das erste Taschenbuch zu Neujahr 1801 wenig gekauft worden zu sein. Friedrich Schlegel fasst sein Urteil dazu in einem Brief vom 2. Februar 1801 an August Wilhelm Schlegel folgendermaßen zusammen:

Was Vermehren und Seckendorf betrifft, so ist das eine ganz unschädliche Art von Filzläusen. Ich denke, 500 solche schaden der Poesie nicht so viel wie Schiller. Goethe gibt ihnen ja auch. Warum soll er sich allein die Popularität herausnehmen dürfen?³¹

denen die ersten sieben (an Dionysos, Demeter, Apollon, Hermes, Aphrodite, Aphrodite und Dionysos) und die dreizehnte (an Demeter) ausgelassen sind.

³⁰ Brief Schillers an Seckendorf, 1. 8. 1801, Nr. 319, bei Obser [Anm. 27], 38. Vgl. auch Briefe von verschiedenen, heute vergessenen Autoren an Leo von Seckendorf im Zusammenhang mit dem Neujahrs- und Ostertaschenbuch auf das Jahr 1801. Ich nenne C. G. H. Bundach (29. 5. 1800, Nr. 488), Christian Karl Ernst Wilhelm Buri (15. 12. 1800, Nr. 489), Friedrich Framer (15. 4. 1801, Nr. 493), Christian Leberecht Heyne (15. 12. 1800, Nr. 500), Ernst von Imhoff (10. 7. 1800, Nr. 501), Ludwig Theobald Kosegarten (19. 1. 1800–13. 8. 1801, Nr. 505–507), Heinrich Laleben (18. 10. 1800, Nr. 508), Johann Georg Friedrich Messerschmid (20. 11. 1800–10. 2. 1801, Nr. 509–511), Friedrich von Oertel (17. 1. 1801, Nr. 513), Joseph v. Retzer (9. 10. 1800, 16. 3. 1801, Nr. 514, 515), Karl L. v. Knebel (21. 11. 1800, 4. 4. 1801, Nr. 516–517), Friedrich Rückert (13. 2. 1801, Nr. 518), Christian Georg Schütz (5. 12. 1800, Nr. 519), Johann Karl Spazier (9. 1. 1801, Nr. 520).

³¹ Zit. bei Seelig [Anm. 9], 46; Clemens Brentano in seiner „gränzenlosen

Unparteiischer und weniger gehässig ist Schiller, der Seckendorf vor einer Fortsetzung des Taschenbuches warnte. Leo hatte sich, nachdem das Neujahrstagebuch bei Gaedicke erschienen war, an ihn wegen der Fortsetzung mit der Frage nach einem anderen Verlag gewandt.³² Trotz Schillers Warnung erschien Ostern 1801 ein weiteres Taschenbuch, das aber stark gegen das erste abfiel. Schiller selbst nannte es in einem Brief an seine Frau Charlotte vom 27. März 1801 „eine traurige Lektüre.“³³

Neben der Freundschaft zu den Großen Weimars, zu denen auch Jean Paul gehörte,³⁴ den Beziehungen zu den Familien Egloffstein und Herrn und Frau von Wolzogen, der Schwägerin Schillers, finden wir eine weit innigere Verbindung Seckendorfs zu drei Freunden: Karl Bertuch, dem Sohn von Justus Bertuch, der auch mit Goethe verkehrte, Carl Graf von Brühl und Friedrich Majer, seinem alten Studienkameraden aus Jena. Alle drei waren auch literarisch und wissenschaftlich tätig.³⁵ Auffallend sind die Vertraulichkeit und die überschwänglichen Freundschaftsbezeugungen, ja der Kult einer „Seelenfreundschaft“, wie er damals unter jungen Männern weit verbreitet war.

Unter seinen Freundschaften zu dieser Zeit verdient Erwähnung Auguste von Kalb, eine Nichte der Charlotte von Kalb, die mit Seckendorf durch die Heirat Karl Friedrich Siegmunds von Seckendorf mit Sophia Friederike von Kalb verwandt war. Es sind eine ganze Anzahl von Briefen der jungen Frau an Leo erhalten. Sie hatte sich wohl um seine Freundschaft bemüht. Das belegt ihr Brief vom 14. April 1799, der zugleich Zeugnis gibt von den charakterlichen Eigenheiten Seckendorfs, Unverschämtheit“ (so Gustav Schwab über ihn in StA VII 2, 432) nennt Seckendorf gar einen „Hannepappel“ (Clemens Brentano. Briefe. Bd. 1 1793–1803, hrsg. von Friedrich Seebaß, Nürnberg 1951, 401).

³² Vgl. Schiller an Seckendorff, Jena 16. 3. 1801, bei Obser [Anm. 27], 38.

³³ Schillers Werke: Nationalausgabe, Bd. 31: Briefwechsel. Schillers Briefe 1. 1. 1801–31. 12. 1802, hrsg. von Stefan Ormanns, Weimar 1985, 23 (27. 3. 1801).

³⁴ Vgl. Briefe Jean Pauls im Nachlass Seckendorfs, Nr. 317, 318, vom 13. 4. 1799 und 28. 4. 1801.

³⁵ Vgl. Scheidel [Anm. 21]; Briefe der drei Genannten an Seckendorf, Nr. 332–352, Nr. 361–391, Nr. 408–424; auch die Briefe Graf Aretins an Seckendorf, Nr. 528, Nr. 529, in denen über Majers Anstellung als Bibliothekar in München verhandelt wird; schließlich Briefe des Grafen Friedrich Karl von Brühl an Seckendorf, Nr. 361–391. Vgl. auch Ueding [Anm. 18], 75 über empfindsame Freundschaftsbünde bei Dichtern.

der sich von ihr offenbar „Karl“ (nicht, wie sonst) „Leo“, nennen lässt; sie nimmt Bezug auf einen Brief, der ihre frohen Erwartungen wohl enttäuscht hatte:

... denn als ich den Inhalt las und fand, daß Sie wieder unzufrieden mit Dingen, Menschen und Umständen sind, immer mit sich selbst im Streite, immer das Herz voll Bitterkeit gegen andere, gegen sich und gegen das Schicksal, wie konnte da meine Seele, so ganz voll Freundschaft, voll zärtlicher Anhänglichkeit für Sie, wie konnte sie da ruhig und froh bleiben? Gar nichts kann ich Ihnen entgegensetzen; Ihre Fehler gestehen Sie ein, und haben den ernstlichen Wunsch, sie zu verbüßen; Ihre Klagen sind gerecht, das weiß ich, das fühle ich; und dennoch, dünkt mich Sie könnten den einen standhafter entgegenarbeiten; und sich stolzer im Gefühl Ihres inneren Wertes über die anderen erheben. Vielleicht, lieber Karl (und beinahe, fürcht ich es), werden Sie mich verkennen, vielleicht in eben dem Wesen eine lächerliche prätentöse zwanzigjährige Moralistin sehen, welches als die wärmste, treueste, uneigennützigste Freundin gesehen seyn wollte, ich darf es wohl sagen auch gesehen zu werden verdient.³⁶

Intrigen – er verlor durch den Einfluss eines Widersachers das Wohlwollen des Herzogs – vertrieben ihn aus Weimar. Die Briefe, die seine Freunde und auch distanziertere Personen ihm nach Regensburg schrieben, zeigen, dass er allenthalben sehr vermisst wurde. So hatte schon Friedrich Schiller ihm im März 1801 geschrieben, er hoffe, Leo könne eine Möglichkeit finden, in Weimar zu bleiben; im August desselben Jahres folgte dann ein langer Brief, in dem er ihm unter anderem sagte, wie sehr er seinen Weggang bedaure.³⁷ Wie zahlreiche Briefe, auch von

³⁶ Brief von Auguste von Kalb vom 14. 4. 1799, Nr. 396; sie war die Tochter des Sachsen-Weimarischen Kammerpräsidenten August von Kalb, der seinen jüngeren Bruder Heinrich mit Charlotte von Marschalk und Ostheim verheiratet hatte; Sophie Friederike von Kalb, die Schwester von August von Kalb (Augustes Tante), hatte Karl Siegmund von Seckendorf geheiratet.

³⁷ Schiller an Leo von Seckendorf am 1. 8. 1801, Obser [Anm. 27], 38, Nr. 319. Freundschaftsbezeugungen Leo gegenüber in Briefen von Bertuch (Nr. 332–353), Böttiger (Nr. 354–360), von Brühl (Nr. 361–391), von Dankelman, von Egloffstein, von Fritsch, Luise Ernestine von Göchhausen (Nr. 494, 495 vom 21. 8. 1801 und 12. 10. 1801), Caroline Jagemann (Nr. 537 vom 9. 11. 1802).

Jean Paul, der Familie Herder und Friedrich Schlegel an ihn zeigen, war Seckendorf von einer ausgesprochenen Hilfsbereitschaft und konnte vor allem auf Grund der Position seines Vaters manche Bitte um Vermittlung einer Stelle und dergleichen erfüllen.³⁸

Aus dem politisch verhältnismäßig ruhigen Weimar wurde Seckendorf in Regensburg mitten in das Geschehen der Zeit versetzt, denn dort tagte der Reichstag, bei dem nach dem Friedensschluss von Lunéville, der die Abtretung des linken Rheinufer an die Franzosen sanktioniert hatte, über die Entschädigung der betroffenen Fürsten durch säkularisierte Klöster und andere geistliche Territorien sowie mediatisierte Reichsstädte beraten wurde.³⁹

Klagte Seckendorf in dem politisch und gesellschaftlich immerhin anregenden Regensburg über Einsamkeit, so sollte sich diese Empfindung verstärken, als er im Sommer 1803 in württembergische Dienste trat und nach Stuttgart übersiedelte. Diese Residenz bot nicht erst unter dem autoritären Regime von Kurfürst Friedrich II., der mit dem Jahr 1798 an die Regierung gekommen war, das Bild einer muffigen Kleinstadt. Zahlreiche Seckendorfs waren um 1803 in württembergischen Diensten, darunter auch Johann Karl Christoph, Freiherr von Seckendorf, der seit 1798 in den Auseinandersetzungen Friedrichs II. mit den Landständen eine Rolle spielte und 1802 die Genehmigung zur Einrichtung der Autenriethschen Klinik mitunterzeichnete.⁴⁰ Leo von

³⁸ Die Hilfsbereitschaft Seckendorfs bezeugen Bitt- und Dankesbriefe von Jean Paul Richter (Nr. 317 vom 13. 4. 1799, Nr. 318 vom 28. 4. 1801), der Familie Herder (20. 10. 1797–1. 6. 1803, Nr. 303–315), von Friedrich Schlegel (Nr. 559 vom 5. 9. 1806) und Friedrich Majer (Nr. 406–424). Vgl. auch Brief Aretins wegen Majers Bibliothekarsstelle in München (Nr. 528 vom 20. 11. 1802).

³⁹ Regensburg. Briefe Leos an seinen Vater vom 16. 5. 1801 (Nr. 200) bis zum 31. 5. 1803 (Nr. 237), Bericht über den Reichstag und die Neuverteilung der linksrheinischen Gebiete sowie die Mediatisierung.

⁴⁰ Wie das 'Churfürstliche Wirtembergische Adress-Buch auf das Jahr 1800' angibt, standen zahlreiche Seckendorfs in württembergischen Diensten, allen voran Johann Karl Christoph, Freiherr von Seckendorf, Churfürstlicher Geheimrat, Comitial-Kreis Direktorial Gesandter, Ritter des Johanniter-Maltheser-Ordens, geb. 1747 in Regensburg, gest. als Staatsminister 1814, 1784 zum Geheimen Rat gemacht, Oberhofmeister des *Collegium illustre* zu Tübingen (1792–1794), 1803 wird er durch Dekret zum Komitialgesandten in Regensburg ernannt; in den Grafenstand erhoben. Laut Adress-Buch gab es

Seckendorf nahm in Stuttgart die Funktionen eines Regierungsrates und Kammerjunkers wahr.

Er lernte zwar die Witwe des Komponisten Zumsteg und Therese Huber, ehemalige Frau von Georg Forster und dann Witwe von Ferdinand Huber,⁴¹ kennen, die das 'Morgenblatt' herausgab, doch klagt er in Stuttgart wieder über Unausgefülltheit und Niedergedrücktheit. Am 31. Januar 1803 schreibt er dem Vater:

Wenn Sie wüßten, welche Stimmung mich jeden Augenblick niederdrückt, wo ich mir selbst überlassen und nicht durch Berufsgeschäfte oder durch die Menschen, mit denen ich zu tun habe, zerstreut bin, Sie würden es nicht mißbilligen können, daß ich den Ausdruck dieser Stimmung jedem, der mir wert ist, vorenthalte, denn ich kann ihm ja nichts Angenehmes sagen. Täglich Zeuge von Auftritten, die mein Herz verwunden, im Gefühl einer peinlichen Lage, von der ich gewiß bin, daß sie das Unangenehme der Ihrigen unter den gegenwärtigen empörenden Auftritten in Franken nur vermehren kann, was soll ich von mir sagen? Ich bin in einem Augenblick der Krise, der zu gespannt ist, um lange dauern zu können, irgendwo muß es brechen, und vielleicht geschieht etwas, was diesen Augenblick beschleunigt, und meine innere Kraft zu einer Anstrengung beseelt, die mir wol thun muß.⁴²

Auch die Werbung um ein junges Mädchen, Charlotte Dolomier, die von Seckendorfs jüngerer Schwester unterstützt wurde, hatte nur wenig Erfolg. Die Ereignisse der kommenden Jahre sollten diese Verbindung vollends zerstören.⁴³

In Württemberg herrschte schon seit dem Tod des Herzogs Carl im Oktober 1793 eine politische Unruhe, die durch die Kriegsergebnisse des Jahres 1796 und den beginnenden sogenannten „Reformlandtag“ seit

Anfang des 19. Jahrhunderts noch vierzehn andere Seckendorfs in württembergischen Diensten.

⁴¹ Vgl. Briefe von der Witwe von Johann Rudolf Zumsteg, 6. 11. 1805 (Nr. 570) und von Therese Huber, Witwe von Ludwig Ferdinand Huber, 18. 4. 1806 (Nr. 554).

⁴² Brief vom 31. 12. 1803 (Nr. 244) an den Vater. Vgl. auch Brief Nr. 246 vom 11. 1. 1804.

⁴³ Vgl. Briefe von Seckendorfs Schwester Marie an ihren Bruder vom 29. 2. 1804 und später (Nr. 429–438).

1797 gesteigert worden war. Seit 1798 gab es revolutionäre Gruppen, die Verbindung mit französischen Generälen der Rheinarmee hatten, ganz abgesehen von einzelnen Demokraten. Im Württembergischen Landtag formierten sich Kräfte, die für eine schwäbische Republik eintraten.⁴⁴ Die innenpolitischen Konflikte spitzten sich dann zu unter Friedrich II., der mit Jahresbeginn 1798 an die Regierung gekommen war, geheime Kontakte der Landschaft zum französischen Gouvernement wurden im Laufe der Jahre 1798/99 ruchbar.⁴⁵ Der Herzog, ein autokratischer Gegner aller Reformbestrebungen, dekretierte am 30. November 1799 die Auflösung des Reformlandtages, und nach einer Denunziation durch den österreichischen Geheimdienst kamen ein Dutzend Verdächtige auf den Hohenasperg, unter ihnen der Ludwigsburger Bürgermeister Christian Friedrich Baz, der Sprecher der Reformkräfte im Landtag. Nach dem Frieden von Lunéville 1801 und unter dem Druck Napoleons musste der Herzog Baz und die übrigen Inhaftierten freilassen und wenigstens teilweise wieder in ihre Ämter einsetzen.⁴⁶

Den Höhepunkt erreichte die politische Auseinandersetzung, als nach der im Frühjahr 1803 erfolgten Flucht des Kronprinzen Wilhelm im Sommer 1804 entdeckt wurde, dass die Landschaft den abtrünnigen Erbprinzen, der sich mittlerweile in Paris befand, finanziell unterstützte. Leo von Seckendorf, der sich in den Tagen dieser sogenannten „Erbprinzenkrise“ im Juni 1804 mehrfach mit dem ihm aus Jena bekannten Hessen-Homburgischen Regierungsbeamten Isaac von Sinclair und dessen Freund Alexander (von) Blankenstein und mit dem Landschafts-

⁴⁴ Vgl. Wandel [Anm. 3], 50 f.

⁴⁵ Vgl. La Souabe après la paix de Bâle. Recueil de documents diplomatiques et parlementaires, concernant les négociations avec la République Française, et la lutte des États de Wurtemberg contre Frédéric II, dernier Duc-Électeur (1795–1805). Publié [...] par G. G. Vreede, Utrecht 1879, sowie Karl Klüpfel: Die Friedensunterhandlungen Württembergs mit der Französischen Republik 1796–1802. In: Historische Zeitschrift, hrsg. von Heinrich von Sybel, 46 (N. F. 10), 1881, 385–429. Die neueste Publikation zum ganzen Komplex stammt von Monika Neugebauer-Wölk: Revolution und Constitution. Die Brüder Cotta. Eine biographische Studie zum Zeitalter der Französischen Revolution und des Vormärz. Mit einem Geleitwort von Otto Büsch, Berlin 1989.

⁴⁶ Michael Franz: Hölderlin und der „politische Jammer“ I: Die angebliche ‚revolutionäre Verschwörung‘ von 1799/1800. In: Hölderlin: Literatur und Politik, Turm-Vorträge 7, 2008–2011, hrsg. von Valérie Lawitschka, Tübingen 2012, 9–38.

assessor und Ludwigsburger Bürgermeister Baz zum Abendessen getroffen hatte, wurde acht Monate später – Ende Februar 1805 – im Rahmen einer bis heute nicht restlos aufgeklärten politischen Intrige verhaftet. Der Kurfürst ließ eine Untersuchungskommission einrichten, in der es um angebliche Umsturzpläne ging, die Baz zusammen mit Sinclair und einem weiteren Regierungsbeamten im Jahr zuvor geschmiedet haben sollte. In den folgenden Verhören traten Sinclair, der in Homburg, und Baz, der in Wien, wo er eine Klage der Landschaft gegen den Kurfürsten vertreten sollte, verhaftet worden war, kalt und entschlossen auf und leugneten, jemals revolutionäre Absichten gehabt zu haben, während sich Leo von Seckendorf schwach und haltlos zeigte und sich auf seine Nichterinnerung berief.⁴⁷

Am 1. Mai 1805 waren die Verhöre abgeschlossen worden, ohne dass die Untersuchungskommission eine nennenswerte Anklage hätte formulieren können. Dennoch wurden Sinclair und seine Mitgefangenen nicht freigelassen, und Sinclair verzweifelte in seiner einsamen Haft, während der Landgraf von Hessen-Homburg Schritte zu seiner Befreiung unternahm.⁴⁸ Als er am 9. Juli 1805 überraschend entlassen wurde, sahen Baz und Seckendorf noch einer langen Haft auf dem Hohenasperg entgegen, wohin sie überführt worden waren. Für Seckendorf besonders

⁴⁷ Vgl. Gutachten der Kurfürstlichen Regierung vom 23. 8. 1805: Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 202, Bü 3288, § 29, p. 92v–93r: Seckendorf betont, dass er und Sinclair (im Gegensatz zu dem mit ihnen in Verbindung gebrachten „Gruthofer“, der wohl tatsächlich „ein für die Revolutionierung sich thätig verwendender Mann sey“) „blos als Jugend Freunde miteinander politische Träumereien gehabt, und schon auf UniversitätsJahren den Wunsch geäußert hätten, daß sich doch alle vorzüglichen Köpfe / Teutschlands miteinander vereinigen möchten, um, wenn eine Revolutionierung sich in den Rheingegenden erheben, und allenfalls weiter ausdehnen sollte, auf diesen Fall präparirt zu seyn.“ Seckendorf zog sich offenbar immer wieder darauf zurück, dass er weder positiv noch negativ sich erinnern könne, ob von Umsturzplänen die Rede gewesen sei. Vgl. im übrigen Michael Franz: Hölderlin und der „politische Jammer“ II: Die Vorgeschichte des „Hochverratsprozesses“ von 1805. In: Turm-Vorträge 7 [Anm. 46], 39–67.

⁴⁸ Vgl. dazu Werner Kirchner: Der Hochverratsprozeß gegen Sinclair. Ein Beitrag zum Leben Hölderlins, hrsg. von Alfred Kelletat, Frankfurt a. M. 1969. – Ursula Brauer: Isaac von Sinclair. Eine Biographie, Stuttgart 1993, bes. Kap. XII: „Der Fürstenmord, der nicht stattfand“: Die Hochverratsdenunziation und Sinclairs Kampf um Rehabilitierung (1805–1807), 206–250.

belastend war seine Bekanntschaft mit dem Prinzen Paul, dem jüngeren Bruder des Kronprinzen Wilhelm, und eine Affäre des Prinzen mit der Schauspielerin Friederike Vohs, in der Seckendorf eine Rolle gespielt haben soll und über die eine gesonderte Untersuchung geführt wurde.⁴⁹

Seckendorf wurde am 16. Oktober 1805 entlassen.⁵⁰ Aus der Zeit seiner Inhaftierung auf der Solitude stammt ‘Das Lied des Gefangenen’, das er 1807 in seinem ‘Musenalmanach’ in Regensburg veröffentlichte:

Lied des Gefangenen.
1805

Der Vollmond leuchtet in stiller Pracht,
Der Gefangene sitzt in des Kerkers Nacht,
Ein bleicher Stral an das Gitter blinkt,
Und sein trübes Auge hinuntersinkt,
Und will in die Ferne verlangen.

⁴⁹ Davon sind im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv noch Akten erhalten (A 202 Bü 3287 und 3288), die aber bis heute nicht ausgewertet wurden. Dabei betrifft das letztere Büschel (3288), das ein ausführliches „Gutachten der Kurfürstlichen Regierung vom 23. 8. 1805“ enthält, nur die Frage des gemeinsam mit Sinclair und Baz angeblich begangenen Hochverrats. Die zuerst genannte Akte (3287) gehört hingegen zu einem Aktenbestand, der ursprünglich den Titel trug „Die – gegen den Regierungsrath und KammerJunker Franz Carl Leopold von Seckendorf geführte Untersuchung in einer – auf Seine Churfürstliche Durchlaucht und das Innere des hohen Churhauses sich beziehenden Angelegenheit, dessen Bestrafung – Entlassung aus dem Arrest und schriftlichen Revers, die Churfürstl. Staaten nie wieder zu betreten – enthaltend. / Merz – October 1805“. Dort wird Seckendorf zur Last gelegt, dass er „in Verbindung mit dem französischen GesandtschaftsSécrétaire Raymond Sie [i.e. die Prinzliche Durchlaucht Paul] zu einer heimlichen Abreise haben bereden wollen.“ (p. 1./93v.) Aus einer Aussage der Schauspielerin Vohs wird mitgeteilt, dies sei so geschehen, weil eine Zusammenkunft mit dem Prinzen „bey ihr“ arrangiert worden sei, da „Seckendorf der Zutritt im Schloß höchsten Ortes verwehrt worden sey“. Dabei seien „unangemeldet von Seckendorf und Raymond eingetreten und hätten in jener ihrer Gegenwart [d.h. in Gegenwart der Schauspielerin] jedoch französisch, über des Prinzen heimliche Entweichung gesprochen und den Prinzen durch Vorspiegung einer höchst angenehmen, unabhängigen Existenz, die Sie [d.i. die Prinzliche Durchlaucht] zu Paris bey höchstdero HE. Bruder, dem Churprinzen haben koennten, zu diesem Schritt zu bewegen gesucht“ (p. 3./91 r.-v.).

⁵⁰ Kirchner [Anm. 48], 131.

„Was seufzest du bang aus beklommener Brust?
Ist sie ewig verschwunden die himmlische Lust?
Dort unten am Bache von Veilchen umwallt,
Da wandelt der Freundin holde Gestalt,
Und du bist allein und gefangen!“⁵¹

Seine Entlassung verdankt er möglicherweise Napoleon. Nachdem dieser auf seiner Durchreise durch Württemberg den Kurfürsten Friedrich mit dem Kronprinzen ausgesöhnt hatte, und Prinz Paul standesgemäß mit Prinzessin Katharina Charlotte von Hildburghausen verheiratet worden war, bestand kein Anlass mehr, die Freunde des Prinzen in Haft zu halten, und Seckendorf wurde Mitte Oktober 1805 freigelassen. Im folgenden Jahr wurde der Kurfürst, von dem Napoleon einen sehr günstigen Eindruck erhalten hatte, zum König gemacht. Er hob die dreihundert Jahre alte ständische Verfassung auf. Nach seiner Befreiung wurde Leo von Seckendorf am 16. Oktober 1805 von einem Geheimssekretär nach Pforzheim gebracht, wo er einen Revers unterschreiben musste, die kurfürstlichen Lande nicht mehr zu betreten.⁵²

Er ging zunächst zu seinem Onkel Alexander nach Sugenheim, dann zu seinem Vater nach Regensburg. Aus dieser Zeit finden wir zahlreiche Briefe seiner acht Jahre jüngeren Schwester Marie, die inzwischen den ebenfalls literarisch tätigen Christian Franz Ernst Graf von Bentzel-Sternau geheiratet hatte, und von diesem selbst. Er machte dem verzagten Seckendorf zahlreiche Vorschläge zur Gestaltung seines Lebens, unter anderem den, sich schriftlich zu rechtfertigen und eine literarische Laufbahn zu beginnen.⁵³ Dies tat Seckendorf jedoch erst nach einigem Zögern.

Schon während seiner Dienstzeit in Stuttgart hatte Leo zahlreiche literarische Pläne. Notizen dazu sind in seinem Nachlass erhalten. Er

⁵¹ Musenalmanach für das Jahr 1807, hrsg. von Leo Freiherrn von Seckendorf, Regensburg in der Montag- und Weißischen Buchhandlung, 98. Veröffentlicht auch bei Rudolf Hauser: Die Zeitschrift Prometheus, Wien 1808, Phil. Dissertation, Wien 1925, Geschenk aus dem Nachlass Leopold von Seckendorfs an die Württembergische Landesbibliothek, Nov. 1986, 25.

⁵² Kirchner [Anm. 48], 131.

⁵³ Vgl. Briefe Nr. 321–331 zwischen dem 30. 12. 1805 und dem 20. 4. 1807; u. a. machte Bentzel-Sternau Leo den Vorschlag, sich in der Angelegenheit der Hochverratsdenunziation schriftlich zu rechtfertigen.

hatte mit Freiherr von Aretin wegen seiner Mitarbeit an der von ihm herausgegebenen Zeitschrift 'Aurora' korrespondiert.⁵⁴ Von seinen Plänen wurden jedoch nur die für den 'Musenalmanach' und die für die Zeitschrift 'Eos' (wieder das Motiv der Morgenröte) verwirklicht, die jedoch 1808 unter dem Namen 'Prometheus' erschien. Mitte 1806 fasste Seckendorf den Plan, einen Musenalmanach auf das Jahr 1807 herauszugeben. Im Zuge der Vorbereitungen und der Sammlung der Texte korrespondierte er mit Christoph Friedrich Karl Kölle, mit dem er seit 1803 in Verbindung stand, mit Justinus Kerner und Ludwig Uhland.⁵⁵

Am 18. Oktober 1806 schreibt Seckendorf an Ludwig Uhland und an Justinus Kerner, indem er das an Kölle Geschriebene bestätigt und den Dichtern bedeutet, er wolle mit ihnen in Verbindung treten.⁵⁶ Am 7. Februar 1807 folgte dann ein weiterer Brief an Kerner, in dem Seckendorf seine literarischen Pläne ausführt und den er mit folgenden Worten schließt:

Hölderlins Schicksal geht mir sehr nahe, aber wie in aller Welt soll er ohne Umgang, ohne Aufsicht, ohne Befriedigung für seine gequältes Herz durch Erquickungen der Freundschaft zurecht kommen? Das ist sehr traurig – gerade die tödende Einsamkeit, das ewige Brüten hat ihn so zerstört! Grüßen Sie ihn doch recht herzlich von mir, wenn er der Erinnerung empfänglich ist – kan er vernehmen und Antheil nehmen? Er weiß nichts, daß von seinen Gedichten etwas im Almanach gedruckt ist, denn als ich *Sinclairn* davon schrieb, war er unzugänglich. Ich habe

⁵⁴ Vgl. Brief von Johann Christoph Freiherr von Aretin an Seckendorf, München, 1. Febr. 1804, abgedruckt bei Obser [Anm. 27], 6. In diesem Brief wird Friedrich Karl Kölle erwähnt. Seelig [Anm. 9], 126 zählt Beiträge Seckendorfs auf, die dieser anonym in der von Aretin redigierten Zeitschrift 'Aurora' veröffentlichte.

⁵⁵ Die Briefe Seckendorfs an Kölle, Uhland und Kerner werden im Deutschen Literaturarchiv Marbach aufbewahrt: der Brief an Kölle vom 25. 9. 1806 (Nachlass Uhlands, Sign.: 47551), der Doppel-Brief an Uhland vom 25. 1. und 7. 2. 1807 (Sign.: 47552/47555), die Briefe an Justinus Kerner vom 18. 10. 1806 und 7. 2. 1807 (gemeinsame Sign.: Z 1773).

⁵⁶ Ludwig Uhland antwortet in seinem Brief Ende 1806 auf diesen Brief, erwähnt Bruchstücke aus einem Heldenbuche, die er verfasst habe; vgl. Uhlands Briefwechsel. Im Auftrag des Schwäbischen Schillervereins hrsg. von Julius Hartmann, Teil 1: 1795–1815, Stuttgart und Berlin 1911, 14–16.

sie, mit äußerster Schonung, aber doch hie und da verändern müssen, um nur Sinn hineinzubringen.⁵⁷

Im Verlauf seines Briefwechsels mit Ludwig Uhland, in dem er dem jungen Dichter Vorschläge für zu dramatisierende Stoffe macht, äußert er sich über die Grenzen seiner eigenen Begabung:

Ich fühle die lebendige Kraft nicht in mir, die aus sich selbst heraus schaffend, mit siegender Stärke den Stoff beherrscht, bis er sich in schöner Harmonie zusammenfügt, allein ich glaube doch an Talent, Geschmack und Kritik so viel zu besitzen, um zu wissen, was mir zu einem großen / Dichter fehlt, was sein höchstes Ziel sein müsse, und wie weit Cajus oder Sempronius von der Bahn abstehe. Glühend webt das Ideal in meinem Busen, aber die Sprache fehlt mir, um es zu erreichen – ich bin Dichter in der Konzeption und in meinem ganzen Wesen, ohne ein produzierender zu sein.⁵⁸

Die Musenalmanache spiegeln die verschiedenen Interessenbereiche Seckendorfs wider. Den Werken bekannter, bedeutender Dichter, allen voran Hölderlins, stehen die von jungen, noch unbekanntem Dichtern wie Uhland und Kerner gegenüber, und ein ganzer Teil ist den „Stimmen der Völker“, alten Gedichten von verschiedenen Völkern, gewidmet. Das größte Verdienst dieser Musenalmanache besteht darin, einige von Hölderlins späten Gesängen erstmals veröffentlicht zu haben. Die letzte Strophe von 'Andenken' ist nur aus Seckendorfs Musenalmanach von 1808 überliefert.

Ein kurzer Überblick über die Musenalmanache 1807/1808 kann Aufschluss über ihren Inhalt geben:

⁵⁷ StA VII 2, 381.

⁵⁸ Brief an Uhland vom 25. Januar/7. Februar 1807 (Marbach 47552), 7/8. In diesem Brief schlägt Seckendorf auch von Uhland zu bearbeitende Dramenstoffe vor. Vgl. auch den Brief Uhlands an Kölle, beendet am 26. 1. 1807, [Anm. 56], 20: „Seckendorf hat uns eingeladen bei seinen Lieblingsstudien mitzuwirken, sollten wir uns geneigt zu zeigen, so würd' er uns tiefer in seine Plane einweihen. Ich antwortete, daß ich kein privatisirender Gelehrter, sondern Student seye, und mir keine litterar. Vorräthe zu Gebote stehen, daß es mich aber freuen würde, wenn er mir Gegenstände aus diesem Fache mittheilen möchte, an denen ich meine Kräfte auf angemessene und freie Weise üben könnte. Die Antwort ist noch nicht angelangt.“

Der Musenalmanach auf das Jahr 1807 in Regensburg, in der Montag- und Weißischen Buchhandlung erschienen, enthält:

- zehn Gedichte eines Anonymus, Der Liebestrank, Mensch und Natur, Sonne und Mensch, Mädchenidylle usf.
- Sonnette von Gerstner (wie Seckendorf bemerkt, Erstveröffentlichungen);
- drei Hymnen von Hölderlin: Die Herbstfeier, Die Wanderung, Die Nacht;
- von einem „jungen Mädchen“ namens „Idoine“ (wie Seckendorf anmerkt): Erinnerung;
- sieben Gedichte von Justinus Kerner, zwei von Kölle, drei von Siegfried Schmidt, dreizehn von Seckendorf, darunter das auf der Solitude entstandene oben zitierte 'Lied des Gefangenen';
- dann in der zweiten Abteilung: Stimmen der Völker, „Als Probe eines größeren Werkes, Denkmal der Volkspoesie nach Völkern und Zeiten“ geordnet: 1) Britten, 2) Spanier, dann „Aus dem Cid“, wobei die Übersetzungen großenteils Seckendorf selbst zuzuschreiben sind;
- schließlich von Ludwig Uhland Bruchstücke aus dem Heldenbuch, „Die Linde zu Garten“, „Ortnits Rächer“ und siebenundzwanzig Gedichte.

Der 'Musenalmanach auf das Jahr 1808', der ebenfalls in der Montag- und Weißischen Buchhandlung in Regensburg erschien, enthält ebenfalls mehrere Abteilungen:

Erste Abteilung, Stimmen der Völker:

Schotten und Britten drei Stücke; Spanier (Rubrik offengelassen, was wohl bedeutet, dass noch mehrere Almanache geplant waren); „Teutsche“ aus verschiedenen Gegenden und Quellen, insgesamt einundvierzig Stücke; Italiener, mit einem venezianischen Gondelliedchen und einem anderen Gedicht übersetzt von Leo von Seckendorf.

Die zweite Abteilung enthält vermischte Gedichte: eines von Martin Luther: „Zuversicht“; dreizehn von einem Anonymus; fünf von Crisalin (also: Isaac von Sinclair); eines von Eglantina; drei von Hölderlin: 'Patmos', 'Der Rhein', 'Andenken'; und schließlich Gedichte von Hölderlins Freund Siegfried Schmidt, sieben von Ludwig Uhland, eines von Hans Volz, fünf von Justinus Wartenburg [d.i. Justinus Kerner] und von einem Unbekannten, betitelt: Sestine, nach Petrarca; ein Lied nach dem

Portugiesischen, ein Sonett nach Shakespeare, „Herr Walter“ nach dem Englischen.

Eine dritte Abteilung ist Elegien und Epigrammen gewidmet, wobei wieder Alina, der Anonymus, Eglantina, Siegfried Schmidt zu Wort kommen, aber auch Leo von Seckendorf mit vier Epigrammen, Joseph Ludwig Stoll mit zwei Epigrammen und Werner mit zwei Sonetten.

Fast ein Wunder, dass unter diesem Wust von Unbedeutendem Hölderlins Gedichte überhaupt noch zu finden waren. Es bedurfte wohl des findigen Instinkts von Clemens Brentano, diese Schätze, „welche in den zwey Musenalmanachen Seckendorf's von 1807 und 1808 vergessen und unerkannt stehen“,⁵⁹ zu entdecken.

Anfang Oktober 1807 ging Leo von Seckendorf nach Wien. Die Zeitschrift 'Prometheus', die er dort herausgab und an der Goethe als Autor teilhatte, spielte eine nicht unwichtige Rolle in den bewegten Zeiten der „Befreiungskriege“. Aber das gehört nicht mehr zu dem hier allein behandelten biographischen Umfeld Hölderlins.

Im Herbst 1808 trat Seckendorf als Hauptmann des 8. Bataillons unter Oberstleutnant von Salis in die Wiener Landwehr ein. Nachdem der Feldzug gegen Napoleon im April 1809 begonnen hatte, fiel Seckendorf am 6. Mai 1809 bei Ebelsberg. Erst nach Friedensschluss Ende des Jahres erhielten seine Freunde die Gewissheit, dass Seckendorf umgekommen sei.

⁵⁹ Clemens Brentano an Philipp Otto Runge, Berlin, 21. Januar 1810, StA VII 2, 407.

Neue Miszellen

Von

Michael Franz

1. Das Unsinnskollegium und der „Sündenfall Adams“
2. Hölderlin und Therese Huber
3. „König zu Jerusalem“
4. Philhellenismus in Tübingen 1823

1. *Das Unsinnskollegium und der „Sündenfall Adams“*

Der Kompromotionale Hölderlins und Hegels Philipp Jakob Hiemer schrieb am 1. März 1793 an seinen Bruder Franz Karl Hiemer, der im Jahr zuvor in Tübingen das Pastellportrait Hölderlins angefertigt hatte, das dieser seiner Schwester zur Hochzeit (9. 10. 1792) geschenkt hatte: „Das Unsinnskollegium geht noch immer fort. Seit Du fort bist, wurde eine Komödie aufgeführt, ›Der Sündenfall Adams‹ betitelt. »Noits isch noits und wird noits wärde« etc.“¹ Dieses „Unsinnskollegium“ hat das Interesse der Forschung geweckt und der Schelling-Editor Horst Fuhrmans hat eine längere Passage aus den sogenannten Repetentenannalen („Memorabilien“) des Tübinger Stifts, die sich mit dem entsprechenden „Vorfall“ befasst, publiziert,² die ich hier, am Original geprüft und korrigiert, wiedergebe:

[Marginalie neben der ersten Zeile: UnsinnCollegium im Kloster.]

Vorigen Winter [d. h. 1792/93] nemlich hatte sich im Stipendio eine Gesellschaft gebildet, welche wöchentlich ein – oder ein Paar mal auf der Krankenstube, oder einer Senioratsstube in der Abendrecreation mit allerlei lustigen Einfällen, u. Vorlesung komischer Gedichte u. prosaischer

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 249–264.

¹ Rudolf Krauß: Aus Franz Karl Hiemers Leben. In: Württembergische Vierteljahrshäfte für Landesgeschichte, N.F. 15, Stuttgart 1906, 572–598; 581 f.

² F.W.J. Schelling. Briefe und Dokumente, Bd. 2, hrsg. von Horst Fuhrmans, Bonn 1973, 45 f.

Aufsätze sich, u. andere, (die ums Geld den Zutritt hatten) die Zeit vertrieb. Man nannte diese Versammlung das Unsinnscollegium. Wir [d. h. die Repetenten] wußten insoweit von der Sache gar wol, denn man sprach unverholen davon, vermutheten aber nichts anstößiges dabei, u. hielten uns nicht für berechtigt, eine unschuldig scheinende Freude der Stipendiaten, die nicht gerade mit Tumult verbunden war, zu stöhren. Unter der Hand verlautete nun³ freilich auch, daß Comoeden gespielt,⁴ u. gewisse, in öffentl. Ämtern stehende Männer agirt, u. lächerlich gemacht würden. Allein / theils warens nur dunkle, unbestimmte Sagen, theils wußten nur einzelne unter uns privatim hie u. da etwas näheres, das ihnen⁵ sub sigillo, als Privatpersonen, erzählt⁶ worden war, u. wovon kein öffentl. Gebrauch gemacht werden konnte, gesetzt auch die Data wären⁷ bestimmter u. vollständiger gewesen, als sie es nicht waren. Indessen rückte die Ostervakanz herbei, u. während derselben bekam das Consistorium durch Privatbriefe (deren Verfasser das Publikum nur vermuthete)⁸ Wind davon. Das Stipendium war in diesen Briefen höchstnachteilig geschildert. Es werden (hieß es) Comoedien gespielt, welche irreligieusen u. höchstprofanen Inhalts wären. Es existire ein Clubb, in welchem über Religion gespottet, u. verdiente Männer lächerlich gemacht werden. An öffentlichen Orten, in Wirthshäusern, werden von Stipendiaten Lästerungen über die Religion ausgestossen, Christus ein Betrüger genannt, mit Mahomed in eine Classe gesetzt p. Noch während der Vakanz erging deswegen ein Befehl⁹ ans Inspectorat, worinn diesem, u. dem Repetentencollegium das Befremden des Consistoriums zu erkennen gegeben ward, daß solche Dinge geduldet, u. dem Consistorio nicht berichtet würden; u. zugleich eine strenge Untersuchung nach der Vakanz anzustellen befohlen wurde. [Marginalie neben Zeile 28: Das RepetentenCollegium wird darüber befragt.] Diese wurde dann wirklich angestellt, u. zu diesem Ende Süskind, Stein u. Cleß / (die neue Collegae konnten natürlich nichts ff. davon wissen) vor die Herrenstube gefordert. (HE. Ephorus sagte es dem Senior zuvor in eigener Person

³ Fuhrmans: vermutete man.

⁴ Fuhrmans: Comoedien gespielt.

⁵ Fuhrmans: ohne.

⁶ Fuhrmans: erzählt.

⁷ Fuhrmans: waren.

⁸ Fuhrmans ersetzt die Klammer und ihren Inhalt durch drei Auslassungspunkte.

⁹ Fuhrmans: Befehl.

– nicht durch den Famulus – daß, u. warum wir erscheinen möchten. Der Famulus wurde dann nur auf die Stube, wo wir uns versammelt hatten, geschickt, um zu sagen, daß das Inspectorat beisammen wäre, u. wir jezt so gütig sein möchten, zu kommen –. Dies zur Notiz für künftige ähnliche Fälle –).¹⁰ Jeder erschien besonders, u. wurde ad protocollum vernommen: ob er von den Dingen, welche laut des Rescripts vorgefallen sein sollen, nichts gehört hätte? Unsrer Antworten auf die vorgelegte Fragen kamen am Ende darauf hinaus: daß uns ausser vagen u. unbestimmten Gerüchten, die wir noch dazu meistens erst in der Vakanz gehört hätten, nichts bekannt geworden; daß wir wol öfters in den Recreationen auf einer oder der andern Stube mehrere Stipendiaten, die beieinander gewesen, bemerkt, auch reden, vorlesen, mitunter lachen, musiciren, gehört, aber nie einen außerordentlichen Tumult, oder etwas Verdächtiges wahrgenommen, das uns besonders zu visitiren veranlaßt hätte. Wir haben wol¹¹ von einem sogenannten Unsinnscollegio gehört, aber nichts arges, sondern eine blosser lustige, übrigens unschuldige, gesellschaftl. Unterhaltung (dergleichen zu allen / Zeiten im Stipendio bald unter dieser, bald unter jener Form gewöhnlich gewesen) darunter vermuthet; u. auf die unbestimmte Gerüchte hin können wir uns nicht für berechtigt halten, etwas anzugeben. Von profanen u. irreligieusen Reden in Wirthshäusern wissen wir gar nichts p.

Es war vorauszusehen, daß auf diese Art u. bei solchen Umständen, nichts erhebliches bei der Untersuchung herauskommen würde. Übrigens machten wir uns auf einen Verweis vom Consistorio gefaßt, weil schon das erste Rescript deutlich genug zu verstehen gab, daß man uns Nachlässigkeit Schuld gäbe. Dieser wurde denn auch bei der oben bemerkten Gelegenheit [sc. dem Besuch von Herzog Karl und dem Consistorium im Stift am 13. Mai 1793] mündlich angebracht; u. damit hatte die Sache ein Ende.¹² – Den ganzen Sommer über wurde dann auch nicht mehr das geringste von solchen Unsinnscollegiis bemerkt; u. überhaupt zeigte sich ein merklicher Einfluß der neuen Einrichtungen u. Statuten auf äussere Ordnung u. Ruhe im Kloster.¹³

¹⁰ Fuhrmans ersetzt die Klammer und ihren Inhalt durch drei Auslassungspunkte.

¹¹ Fuhrmans: wohl.

¹² Fuhrmans fügt hier ein: [!!].

¹³ Memorabilien 1767–1804 (Stifts-Archiv: AEvSt R1, Nr. 10/1 [30]), 221–224; der Schreiber ist Friedrich Gottlieb Süskind.

Wilhelm G. Jacobs hielt diesen Bericht trotz seines inoffiziellen Charakters für geschönt: „Ganz so harmlos, wie die Repetenten taten, war das Kollegium wohl doch nicht.“¹⁴ Er verweist zur Begründung dieser Auffassung insbesondere auf den von Philipp Hiemer zitierten Satz „Noits isch noits“ und erläutert dazu, „daß dem schwäbischen Satz der lateinische »Ex nihilo nihil fit« entspricht“. Und, so fährt Jacobs fort, „[m]it diesem Satz kennzeichnet Jacobi den Geist des Spinoza, der ja als Atheist verrufen war.“¹⁵ Also – so wird man mit Jacobs schließen müssen – wird mit diesem Satz aus der Komödie verhohlen oder unverhohlen der Atheismus gepredigt. Ein Blick in die inkriminierte „Komödie“, der der Vers entnommen ist, hätte Jacobs eines Besseren belehren können.

Der Verfasser des zitierten Werks war der fromme Prämonstratensermönch Sebastian Sailer (1714–1777), wie schon der schwäbische Literaturhistoriker Rudolf Kraus vermerkt hat, dem wir die Veröffentlichung zu Franz Karl Hiemer samt dem Briefzitat seines Bruders verdanken. Sailer ließ sein „geistlich Fastnachtspiel“ im Jahre 1743 im Kloster Schussenried vor den versammelten Oberen seines Ordens und geladenen weltlichen Gästen aufführen und erhielt viel Beifall von seinem katholischen Publikum, das zu tief im oberdeutschen Barock verwurzelt war, um vom sauertöpfischen Aufklärungsatheismus des flachen Lands angefochten werden zu können.

Sailers „Gottvater“ ist ein Mann der Praxis und schreitet mit den Worten zur Tat:

Nuiz ist nuiz, und wird nuiz werä,
 Drum haun i wölla ä Welt gebehra,
 Grad um die Zeit
 Wos nimma viel schneut,
 Und bessere Lüftla geit,
 Des wer eba im Merza,
 Sonn, Mau, Planeta, und no mui himmlische Kerza,
 In 6 Tag airst huir
 Da haun i verschafä Holz, Stui, Metall, Luft

¹⁴ Wilhelm G. Jacobs: Zwischen Revolution und Orthodoxie? Schelling und seine Freunde im Stift und an der Universität Tübingen. Texte und Untersuchungen, Stuttgart-Bad Cannstatt 1989, 34.

¹⁵ Ebd.

Erda, Wasser und Fuir:
 Beym Saperment, sieba wunder schöne Element!
 Allerloy Thier mit Flügel und Füssä,
 Haunt m'r ußm stockfinstra nuiz raus müssa:
 Und dies alles bey meiner Trui in äm Athem, in äm Hui
 Geschwind, wie der Wind,
 Hurtig und schnell, i vo m'r sel.

Das mit Realität gesättigte „Fastnachtspiel“ hält sich nicht mit idealen Konstruktionen auf, Gott muss also wirklich „schaffa“ und entwirft nicht erst in „Gedanken vor der Schöpfung“, sondern singt in seiner ersten „Aria“:

Ohne Zeichnen, ohne Reißen,
 Ohne Mensch und ohne Geister,
 Ich selbst der Zimmermeister!

So heißt es wenigstens in der „Oesterreichische[n]“ (d.h. hochdeutschen) Übersetzung, die dem Erstdruck von 1783 beigegeben ist.¹⁶ Das Fastnachtsspiel war also eben erst im Druck erschienen, als die Stiftler in ihrem Unsinnskollegium es aufzuführen unternahmen. Und vielleicht haben sie es auch tatsächlich in „Wirthshäusern“ (doch wohl auch „ums Geld“) aufgeführt. So hätte sich die Einstudierung des Singspiels in drei Akten auch gelohnt. Ein subversiver Akt, eine revolutionäre Attitüde war dabei wohl nicht impliziert, obwohl solche Tätigkeiten selbstredend verboten waren. Aber nicht jede Übertretung ist schon ein revolutionärer Akt.

Der Wetzelsche „Clubb“, mit dem Jacobs – im Gefolge der ansonsten höchst verdienstvollen Dissertation von Uwe Jens Wandel¹⁷ – das

¹⁶ Adams und Evens Erschaffung, und ihr Sündenfall. Ein geistlich Fastnachtspiel mit Sang und Klang: aus dem Schwäbischen in's Oesterreichische versetzt. [Biberach a.d. Riß] 1783, 11 (eine Faksimileausgabe dieses Erstdrucks ist im Jahr 1977 „aus Anlaß des 200. Todestages des Dichters“ in Biberach an der Riß erschienen).

¹⁷ Uwe Jens Wandel: Verdacht von Democratismus? Studien zur Geschichte von Stadt und Universität Tübingen im Zeitalter der Revolution, Tübingen 1981, 57: „Es liegt nahe, anzunehmen, daß Klub und Kollegium dasselbe meinten und die Bezeichnung Unsinnskollegium als Tarnung gedacht war.“

Unsinnskollegium in Verbindung bringt, hatte es dagegen mehr mit der Agitation unter Handwerksburschen zu tun, wie ich an anderem Orte¹⁸ wahrscheinlich zu machen versucht habe.

2. Hölderlin und Therese Huber

Seit der Veröffentlichung der Hölderlin-Aufzeichnungen Gustav Schlesiers durch Wilhelm Böhm¹⁹ ist das Regest eines Briefes von Ludwig Ferdinand Huber an Hölderlin vom 6. August 1801 bekannt, in dem Huber dem Dichter „meldet“, „daß Cotta den Verlag seiner Gedichte auf Ostern 1802. gern übernehmen [...] wolle“.²⁰ Im Kommentar zum Wiederabdruck des Dokuments fügte Adolf Beck die Vermutung hinzu: „Huber (1764–1804), der Freund Körners und Schillers, seit 1798 in Cottas Diensten Redakteur der Allgemeinen Zeitung in Stuttgart und Mitherausgeber des »Damenkalenders« [...] hatte Hölderlin wohl im Sommer 1800 näher kennen gelernt.“²¹ Das lässt sich auch schließen aus einer Briefstelle, an der Huber Samuel Thomas Sömmerring am 14. August 1800 mitteilt, er habe ihm einen Brief Georg Forsters „durch M. Hölderlin auf sein Anerbieten zukommen“ lassen wollen.²² Näheres über den Beginn des Kontakts zwischen Huber und Hölderlin war bislang nicht bekannt. Das ändert sich ein wenig durch die im Folgenden herangezogene Nachricht aus einem Brief von Hubers Frau Therese, die bislang von der Hölderlin-Forschung nicht zur Kenntnis genommen worden ist.²³

¹⁸ Vgl. den Abschnitt „rejectus – Democrata“ in: Texturen 1.2 (im Druck).

¹⁹ Aus Gustav Schlesiers Nachlaß. In: Deutsche Rundschau, Bd. 196 (Juli-August-September 1923), Heft 49, 10, 65–84, und Heft 49, 11, 177–197.

²⁰ Gustav Schlesier: Hölderlin-Aufzeichnungen, hrsg. von Hans Gerhard Steimer, Weimar 2002, 96.

²¹ Hölderlin. Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe [StA], hrsg. von Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, 8 in 15 Bdn., Stuttgart 1943–1985; hier StA VII 1, 168.

²² StA VII 3, 553 (Nachträge zu VII 2).

²³ Ich verdanke ihre Kenntnis Hans Gerhard Steimer, der mich auch bei ihrer Kommentierung vor Irrtümern bewahrt hat.

Therese Huber (1764–1829), die Tochter des großen Göttinger Klassischen Philologen Christian Gottlob Heyne und Jugendfreundin der Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling, Witwe Georg Forsters und nunmehrige Gattin des Redakteurs von Cottas 'Allgemeine[r] Zeitung', Ludwig Ferdinand Huber, war nämlich, seit 1798 in Stuttgart wohnend, spätestens seit dem Jahr 1800 auf der Suche nach einem Hauslehrer für ihre beiden älteren Töchter. Rückblickend schreibt sie Ende November 1802 in einem Brief an ihre Tochter Therese, die Ende Juni 1801 wieder zurückgekehrt war an den alten Wohnsitz der Familie Huber in die Schweiz nach Colombiers: „t'ai je jamais dit qu'un jeune Hölderlein que je tachais de te donner pour instituteur avant Hermann, a totalement perdu la raison? – il est dans un tout a fait triste etat.“²⁴ Warum der Versuch Therese Hubers, den „jungen Hölderlein“ (der doch nur sechs Jahre jünger war als sie selbst) in der zweiten Hälfte des Jahres 1800²⁵ ihrer Tochter zum Hauslehrer zu geben, fehlschlug, geht aus der kurzen Erwähnung nicht hervor. Die Tatsache, dass es einen solchen Versuch gegeben hat, spricht jedoch für eine nähere Bekanntschaft der Hubers mit Hölderlin.

²⁴ Therese Huber. Briefe, Bd. 1: 1774–1803. Bearbeitet von Magdalene Heuser in Zusammenarbeit mit Corinna Bergmann-Törner, Diane Coleman Brandt, Jutta Harmeyer und Petra Wulbusch, Tübingen 1999, 388: „Habe ich dir jemals gesagt dass ein junger Hölderlein, den ich dir als Hauslehrer zu geben versuchte vor Hermann, vollständig den Verstand verloren hat? – Er ist in einem ganz traurigen Zustand.“ Der im Brief erwähnte (David Friedrich) Herrmann, der anstelle Hölderlins die junge Therese und ihre Schwester eine Weile als Hauslehrer unterrichtete, war „ab 1796 Französischlehrer an der Realschule und am Oberen Gymnasium in Stuttgart“ (ebd., 792).

²⁵ Hölderlin selbst schreibt im Oktober 1800, dass Landauer ihm „einige Informationen [d.h. Unterrichtsstunden] mehr“ verschaffen wolle (StA VI, 401), und erneut im Dezember 1800, dass er „verschiedene interessante Anträge zu Unterrichtsstunden“ erhalten habe (StA VI, 404).

3. „König zu Jerusalem“

Dass die Seiten im Homburger Folioheft, die um die Überschrift 'Dem Fürsten' gruppiert sind,²⁶ mit den politischen Ereignissen der Jahre 1804/05 in Württemberg zu tun haben, wird seit Werner Kirchners Forschungen²⁷ von den meisten Interpreten für wahrscheinlich gehalten. Kirchner fasste die mit unterschiedlichen Federn offenbar zu unterschiedlichen Zeiten eingetragenen Notate so auf, dass nach einem anfänglichen Textsubstrat „Zusätze“ folgen, „die einem von seinen Kindern verwünschten, unseligen und unversöhnlichen Fürsten gelten, der niemand anders sein kann als Kurfürst Friedrich II. von Württemberg“.²⁸ Kirchner bringt sie mit den Ereignissen des Sommers 1804 in Verbindung, also mit der Staatskrise Württembergs, als dem Kurfürsten entdeckt wurde, dass die württembergischen Stände seinen abtrünnigen und im Pariser Exil befindlichen Sohn finanziell unterstützten, und der Fürst daraufhin den Landtag auflöste.²⁹ Erst nach einer eingetretenen „Wiederberuhigung Hölderlins“ seien „die der Handschrift nach erheblich später geschriebenen Verse“ auf der Rückseite des Blatts entstanden: „Nun schließen sich noch entgegengesetzte Verlautbarungen einer anderen und aus dem Verlauf der geschilderten Ereignisse [sc. im Sommer 1805 im hessischen Homburg] erkennbaren Erlebnisschicht an“.³⁰ Die hier gemeinte Anrede „Mein Churfürst!“ stelle einen Widerruf der zuvor geäußerten Verdammung Friedrichs als eines „finsternen, todeswürdigen Tyrannen“ dar, nach Art der im Zusammenhang

²⁶ Es sind in erster Linie die Seite 57 und ihre Rückseite 58. Dietrich Uffhausen in seinem Bestreben, in dem Textkonvolut gegeneinander abgrenzbare Gedichtentwürfe zu erkennen, rechnete noch die Seiten 67 bis 72 und eine Seite einer Homburger Handschrift (I 17r = HK 339, 1 = StA II, 336/950: „Bruchstück 69“) hinzu: Friedrich Hölderlin „Bevestigter Gesang“. Die neu zu entdeckende hymnische Spätdichtung bis 1806, hrsg. und textkritisch begründet von Dietrich Uffhausen, Stuttgart 1989, 128–133; 241–245.

²⁷ Werner Kirchner: Der Hochverratsprozeß gegen Sinclair. Ein Beitrag zum Leben Hölderlins, Marburg/Lahn 1949.

²⁸ Ebd., 25.

²⁹ Vgl. dazu meinen Turm-Vortrag: Hölderlin und der „politische Jammer“ II. Die Vorgeschichte des „Hochverratsprozesses“ von 1805. In: Hölderlin: Literatur und Politik, Turm-Vorträge 7, 2008–2011, hrsg. von Valérie Lawitschka, Tübingen 2012, 39–67.

³⁰ Kirchner [Anm. 27], 113.

der „Untersuchung“ gegen Baz, Seckendorf und Sinclair überlieferten (Homburger) Äußerung Hölderlins: „Jch will kein Jacobiner seyn, fort mit allen Jacobinern. Jch kann meinem gnädigsten Churfürsten mit gutem Gewißen unter die Augen treten!“³¹

Von Anfang an wurde mit der Möglichkeit gerechnet, dass sich nicht alle Notate auf diesen beiden Seiten des Foliohefts in diesen Zusammenhang integrieren lassen. So hat Hellingrath z. B. die isoliert in der Seitenmitte von p. 58 stehende Wortfolge „König / Zu Jerusalem“ nicht in den Text mit aufgenommen und als von „späterer Hand kaum mehr hergehörig“ (dis-)qualifiziert.³² Die sonst so skrupulöse Untersuchung, die Reinhard Zbikowski dem Entwurf gewidmet hat, kommt zu dem Ergebnis, dass die „eingetragenen Worte »König / Zu Jerusalem«, die unschwer als geschichtliche Reminiszenz erkennbar werden“, „einen nun offensichtlichen literarischen Bezug“³³ herstellen auf das Thema des 'Befreiten Jerusalem', jenes epischen Gedichts des Italieners Torquato Tasso, von dem Wilhelm Heinse Anfang der achtziger Jahre eine vierbändige Prosaübersetzung hatte erscheinen lassen.³⁴ Da nun einer der Helden des Tasso'schen Epos, Gottfried von Bouillon, auf einer anderen Seite des Homburger Foliohefts ausdrücklich genannt wird³⁵ und mit dem „Meister“, der nur wenige Zeilen unter dem „König zu Jerusalem“ auf der gleichen Seite auftaucht, nach der Vermutung Beißners³⁶ Heinse gemeint sei, lag es nahe, auch den Titel „König zu Jerusalem“ auf Bouillon oder einen der Kreuzfahrer zu beziehen. Ursula Brauer verwirft diesen Bezug mit einem Argument, das sich schon bei Zbikowski findet, dass nämlich Gottfried von Bouillon den Titel gar nicht beansprucht

³¹ StA VII 2, 330; vgl. Kirchner [Anm. 27], 76.

³² Hölderlin. Sämtliche Werke, Bd. 4, besorgt durch Norbert v. Hellingrath. Gedichte 1800–1806, Berlin, 31943, 394.

³³ Reinhard Zbikowski: Hölderlins hymnischer Entwurf 'Dem Fürsten'. Ein philologischer Versuch über Homburg F 57/58. In: HJb 22, 1980–1981, 232–273; 266.

³⁴ Das befreyte Jerusalem von Torquato Tasso. [Übersetzt von Wilhelm Heinse] 4 Bde. in 2, Mannheim 1781.

³⁵ Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke, Frankfurter Ausgabe [FHA]. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Dietrich E. Sattler, 20 Bde. und 3 Supplemente, Frankfurt a. M./Basel 1975–2008; hier FHA Suppl. III: Homburger Folioheft, hrsg. von D. E. Sattler und Emery George, Frankfurt a. M. 1986: HF 77.

³⁶ StA II, 883.

habe, bzw. „da *nicht* [hatte] König sein wollen, wo Jesus hingerichtet worden war“.³⁷ Sie bezieht den Titel auf den am 1. Januar 1806 König gewordenen württembergischen (Kur-)Fürsten und begründet das im Konjunktiv folgendermaßen: „Daß also der Fürst seines Vaterlands König von Napoleons Gnaden zu werden letztlich doch nicht verschmäht hatte, dessen könnte ihn Hölderlin in der Verfremdung »König / Zu Jerusalem« anklagen.“³⁸ Sie fügt noch einige Erläuterungen zur Bedeutung des Titels „König“ in den spätesten Texten Hölderlins an und erwägt eine Deutung des Ortes „Jerusalem“ im Sinne des ‚himmlischen Jerusalem‘ der „biblischen Mythologie“ als „den endzeitlichen Ort ewiger Gerechtigkeit“, der dann freilich die „Aufhebung des Gesetzes“, für das der irdische König (Friedrich II.) steht, herbeiführt.³⁹ Eine etwas abseitige Konstruktion, die einem Autor zgedacht wird, „der das Schwinden der eigenen gestalterischen Kräfte gefühlt und formuliert hat“, wie die Interpretin entschuldigend hinzufügt.⁴⁰

Zuletzt haben Anke Bennholdt-Thomsen und Alfredo Guzzoni das eigenartige Notat im Vorbeigehen gestreift. Sie deuten den Kontext von dem (mit Beißner für „wahrscheinlich“ gehaltenen) Bezug des Titels „Meister“ auf Heinse her und unterlegen ihm das Wissen vom 1803 erfolgten Tod Heineses, der dem Dichter nun „als Gestorbener, als umgehender Geist“ erscheine.⁴¹ Die Notate „König / Zu Jerusalem“ und „der müde Sohn / der Erde“ sprechen nach dem Autorenpaar „für eine Vorstellung von Heinse als Geist“. Begründet wird das so: „Denn »König« bezieht sich wie die übrigen Worte vermutlich auf Christus als Messias und als Menschensohn. Ähnlich (oder im Unterschied zu ihm?) wie dieser in Jerusalem würde Heinse – als Gestorbener – in seiner ehemaligen Stadt Mainz anwesend sein.“⁴²

³⁷ Ursula Brauer: Hölderlins hymnischer Entwurf ‘Dem Fürsten’. Begründung der Textzuordnung Homburger Folioheft S. 57/58. Anmerkungen zu diesem Fragment. In: Hölderlin: Philosophie und Dichtung, Turm-Vorträge 5, 1992–1998, hrsg. von Valérie Lawitschka, Tübingen 2001, 234–268; 264; vgl. schon Zbikowski [Anm. 33], 265 mit Anm. 75.

³⁸ Brauer [Anm. 37], 263.

³⁹ Ebd., 264.

⁴⁰ Ebd., 249.

⁴¹ Anke Bennholdt-Thomsen und Alfredo Guzzoni: *Analecta Hölderliniana II. Die Aufgabe des Vaterlands*, Würzburg 2004, 188.

⁴² Ebd.

Nun ist allerdings Jesus von Nazareth nicht als „König zu Jerusalem“, sondern als „König der Juden“ gekreuzigt worden, „seine ehemalige“ Stadt ist auch nicht Jerusalem, sondern Nazareth (oder, will man den Geburtslegenden folgen: Bethlehem). Ausserdem hat das Autorenpaar übersehen, dass D. E. Sattler in seiner Edition der Seite 57 des Homburger Foliohefts die Passage kommentiert: „ironischer nachklang des theatralischen titels, der Hölderlin erstmals auf dem prächtigen blatt 19 der Weberschen *Schönschreibkunst* ([...]), in der *Joseph dem andern* geltenden ‚adresse‘ begegnet sein dürfte: *Allerdurchlauchtigst- Großmächtigst- und unüberwindlichster Römischer Kaiser, auch zu Germanien und Jerusalem König ...*“.⁴³ Die Vermutung, Hölderlin habe diesen Titel „erstmal“ in der für den Herausgeber Sattler auch noch aus anderen Gründen⁴⁴ wichtigen ‘Schönschreibkunst’ von Johann Gottfried Weber⁴⁵ gefunden, ist unüberprüfbar, aber wenig wahrscheinlich.

Naheliegender ist als Fundort der gedruckte Text des sogenannten ‘Erbvergleichs’ zwischen dem württembergischen Herzog und den Ständen des Herzogtums, der zugleich als letztgültige Fassung der württembergischen Verfassung angesehen wurde. Er wird eingeleitet durch die „Kayserliche CONFIRMATION des Württembergischen Vergleichs [sic]-*Recesses* d. d. 24. Dec. Anno 1770“, die mit den Worten beginnt: „Wir Joseph der Andere von Gottes Gnaden erwehlter Römischer Kayser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, in Germanien und zu Jerusalem König, [...]“.⁴⁶

⁴³ FHA 8, 879.

⁴⁴ Vgl. dazu D. E. Sattler: im unterland. In: *Le Pauvre Holterling* Nr. 9. Blätter zur Frankfurter Ausgabe, Frankfurt a. M./Basel 2003, 55–82; 79.

⁴⁵ Allgemeine Anweisung der neuesten Schönschreibkunst des Hochgräflich Lippischen Bottenmeisters und Aktuaris Johann Gottfried Weber, für die Jugend hohen und niedern Standes, desgl: für andere Liebhaber einer schönen Feder und für Frauenzimmer Mit einer gedruckten Anweisung und beigefügten Orthographie Detmold den 20. Merz 1780, Bl. 19. In der von Werner Doede, dem Typographie-Lehrer D. E. Sattlers an der Kasseler Werkkunstschule, herausgegebenen ‘Bibliographie deutscher Schreibmeisterbücher von Neudorfer bis 1800’, Hamburg 1958, ist dieses Werk die Nr. 208 (109f.).

⁴⁶ Abdruck des zwischen Seiner des Regierenden Herrn Hertzogs zu Württemberg Hertzoglichen Durchlaucht. und gesamten Prälaten und Landschafft des Herzogthums *sub dato 27. Februarii* und 2. *Martii* 1770 abgeschlossenen Erbvergleichs. Nebst beygefügtter Kayserlicher Bestätigungs-Urkunde. Stuttgart gedruckt mit Erhardischen Schriften 1771, 1.

Der Titel „König zu Jerusalem“ ist ein Titel der habsburgischen Kaiser des Heiligen Römischen Reichs.⁴⁷ Die „großen“, d. h. ausführlichen Titel des Kaisers lauteten – ich beschränke mich auf Beispiele aus der Zeitgenossenschaft Hölderlins und führe sie auch nur soweit auf, wie sie unsere Sache betreffen – wie folgt:

Wir Leopold der Zweyte von Gottes Gnaden erwälter Römischer Kaiser zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, König in Germanien, zu Ungarn, Böhheim, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Jerusalem; Erzherzog zu Österreich [usw.]

(Grosser / Mittlerer Titel Leopolds II. bei seiner Krönung in Frankfurt a. M. 1790.)

Wir Franz der Zweyte, von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, erblicher Kaiser von Oesterreich; König in Germanien, zu Jerusalem, zu Hungarn, zu Böhheim, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galizien und Lodomerien; Erzherzog zu Oesterreich [usw.]

(Großer Titel Franz II. bei seiner Krönung 1804; im Mittleren Titel weicht das „zu Jerusalem“ hinter die großen Reichsteile nach „Lodomerien“ aus.)⁴⁸

Diese Titel waren nicht nur offizielle, protokollarische Selbstbezeichnungen, sondern sie mussten auch gebraucht werden bei Anreden in offiziellen Schreiben und Dokumenten, die an den Kaiser gerichtet waren. Ich wähle als Beispiel den Bericht, den der württembergische Herzog im Mai 1801 an den Kaiser zu erstatten hatte über die „Untersuchung“,

⁴⁷ Und zwar aller habsburgischen Kaiser seit Karl V., der diesen Titel als aragonisches (ursprünglich dem Königreich Neapel zukommendes) Erbe betrachtete (freundlicher Hinweis von Georg Eckert). Der erste Kaiser, der diesen Titel trug, war allerdings der Staufer Friedrich II., der sich 1229 in der Grabeskirche zum König von Jerusalem gekrönt hatte, nachdem er durch die Heirat mit Isabella (der Tochter der Maria von Montferrat, Königin von Jerusalem 1205–1212) den Anspruch auf diesen Titel erworben zu haben glaubte. Als Erbe seiner Mutter Constanze, der Gemahlin des Kaisers Heinrichs VI., war er auch König von Sizilien (Neapel) geworden.

⁴⁸ Zitiert nach Otto Posse: Die Siegel der deutschen Kaiser und Könige, Bd. 5, Dresden 1913, 246 ff.

die er bezüglich einer angeblichen Verschwörung⁴⁹ gegen ihn und den Kaiser im Frühjahr 1800 angestellt hatte. Nach der detaillierten „Übersicht und Summarische[n] Inhalts-Anzeige“ beginnt der Bericht mit der Anrede:

Allerdurchlauchtigster, Grosmächtigster und Unüberwindlichster Römischer Kaiser, auch in Germanien, zu Hungarn, Böhheim und Jerusalem König p.p.

Allernädigster Kaiser,
König und Herr Herr!⁵⁰

Der Kaiser bzw. der kaiserliche Hofrat in Wien, das oberste Gericht des Heiligen Römischen Reichs in solchen Sachen, die zwischen Ständen strittig waren, war seit 1799 fast ununterbrochen befasst mit Rechtsstreitigkeiten zwischen der württembergischen Landschaft und dem Herzog von Württemberg. So klagte die Landschaft seit November 1799 gegen den Herzog wegen der in ihren Augen unrechtmäßigen Auflösung des 1797 einberufenen Landtags, der Herzog seinerseits gegen die Landschaft wegen der in seinen Augen unrechtmäßigen Entsendung einer Delegation der Landschaft nach Paris im November 1799. Der führende Politiker der Landschaft, der Ausschuss-Assessor Christian Friedrich Baz wurde im Februar 1800 in Wien verhaftet und auf den Asperg verbracht, als er vor dem Reichshofrat die Sache der Landschaft hatte vertreten wollen. Dasselbe geschah fünf Jahre später erneut, als Baz 1805 sich im März in Wien befand, um eine Klage vor den Hofrat zu bringen wegen der abermals für rechtswidrig gehaltenen Auflösung des Stuttgarter Landtags im Juni 1804 (Hölderlin und Sinclair waren Augenzeugen gewesen). Zwischendurch hatte die Landschaft auch von 1802 bis 1805 in Wien gegen den Herzog geklagt, weil dieser ihren neuen Konsulenten, den ehemaligen Stifter und jetzigen Jura-Professor in Erlangen, Karl Heinrich Groß, nicht akkreditiert hatte. Auf diese fünf- oder siebenjährige Zeit der gerichtlichen Auseinandersetzungen und gegenseitigen Klagen bezieht sich die Zeitangabe auf der Vorderseite des Entwurfs 'Dem

⁴⁹ Vgl. meinen Vortrag: Hölderlin und der politische Jammer I. In: Turm-Vorträge 7 [Anm. 29], 9–38.

⁵⁰ Hauptstaatsarchiv Stuttgart, A 11 Bü 38, 9.

Fürsten'. Der Kaiser, zu dessen Titeln eben der „König zu Jerusalem“ gehörte, war hier als Schiedsrichter die Appellationsinstanz gewesen. Dieser Titel ist hier deshalb von besonderer Relevanz, weil das „Nacht-mahl“, auf dem das christliche Abendmahl zur Vergebung der Sünden beruht, vor den Toren der Stadt Jerusalem stattfand.

4. Philhellenismus in Tübingen 1823

Für den März 1823 wird eine auffallende plötzliche Veränderung in Hölderlins Bewusstseinszustand berichtet. Die Originalquelle dazu ist ein (verlorener) Brief Ernst Zimmers an Hölderlins Mutter in Nürtin-gen. „Seit Kurzem“, so heißt es in dem Regest dieses Briefs, „scheine *H.* wie aus einem langen Traum erwacht“.⁵¹ Dieses Erwachen, „da sein Geist sich wieder zu öffnen schien für die Interessen, die ihn sonst bewegt hatten“⁵², zeigte sich offenbar vor allem durch die Anteilnahme an den politischen Tagesereignissen. Zimmer schreibt weiter wörtlich: „Er lies't jetzt auch die Zeitung u. fragte mich, ob denn Württemberg ein Königreich sei. Er staunte ebenso, als ich es bejahte. An den Griechen nimmt er Antheil u. lies't mit Aufmerksamkeit ihre Siege. Letzhin [sic] sagte ich ihm, daß der ganze Peloponesus von den Türken befreit sei. Das ist erstaunlich, rief er, es freut mich!“⁵³ Christoph Schwabs späterer biographischer Entwurf bringt die überlieferte Beobachtung, „daß Hölderlin zum vollen Bewußtseyn zu erwachen schien“,⁵⁴ freilich auch mit dem Ereignis der Geburt des württembergischen Kronprinzen (6. März 1823) in Verbindung.⁵⁵ Das Interesse an dem Befreiungskampf der modernen Griechen und die dadurch ausgelöste Aufnahme der Zei-

tungslektüre („lies't ihre Siege“)⁵⁶ dürfte jedoch die anhaltendere und eindrucksvollere Verhaltensänderung gewesen sein.

Sie muss im Zusammenhang gesehen werden mit der publizistischen Kampagne, mit der die Ereignisse in Griechenland durch die Zeitungen begleitet wurden. Sie fing bereits im Jahr 1821 an, also seit dem Beginn des griechischen Freiheitskampfes, der bekanntlich nur allzu bald gegen Ende des Jahres 1823 vorerst scheiterte. Ihren Höhepunkt hatte die publizistische Berichterstattung im Frühjahr 1823, als die Zeitungen sich in den Dienst einer (nicht nur) karitativen Bewegung stellten, die als „Philhellenismus“ eine frühe Form politischen Engagements hervorbrachte, die auf die politische Geschichte Griechenlands vielleicht weit weniger Einfluss hatte als auf die „Anfänge bürgerlicher Organisation“ in ganz Deutschland, vor allem aber in den südwestlichen Territorien.⁵⁷

Tübingen ist ein mikrohistorisches Beispiel für diese Vorgänge. Man muss sich vorstellen, wie die fernen politischen Ereignisse auf der südlichen Balkanhalbinsel Anfang des Jahres 1823 Tagesgespräch wurden in Tübingen. Seit Januar ziehen griechische Matrosen, die nach ihrer Entlassung aus russischen Diensten auf dem Landweg von Odessa nach Marseille unterwegs sind, nur notdürftig gekleidet durch Europa und in Stuttgart wirbt der im Jahr zuvor gegründete „GriechenHülfsVerein“ Spenden ein. Am 19. Januar 1823 erscheint im 'Schwäbischen Merkur' folgende Erklärung: „Von den mit russischen Pässen von Odessa über Warschau durch Deutschland ziehenden Griechen sind bereits 30 durch Stuttgart gekommen. Es sind meist FamilienVäter, aus allen Gegenden Griechenlands, aus Macedonien, Thessalien, Albanien, Candien, Rhodus, und anderen Inseln, welche sich zum Theile in erbärmlichem Anzuge befanden. Dank dem milden Sinne der hiesigen Einwohner für das, was sie an diesen Armen gethan haben. Noch weit mehrere sollen nachfolgen; auch für diese wird die Wohlthätigkeit in Anspruch genommen. Die Kälte ist diesen Männern sehr empfindlich, und deswegen würden Mäntel, Beinkleider und Schuhe (letztere wo möglich sehr groß, weil sie der Europäischen engen Fußbekleidung nicht gewohnt sind) eine

⁵¹ Schlesier [Anm. 20], 75.

⁵² Hölderlin's Leben. In: Friedrich Hölderlin's sämtliche Werke, hrsg. von Christoph Theodor Schwab, Bd. 2: Nachlaß und Biographie, Stuttgart und Tübingen 1846, 316.

⁵³ Schlesier [Anm. 20], 75.

⁵⁴ Schwab 1842, in: FHA 9, 450.

⁵⁵ Schwab irrt sich freilich in der Datierung dieser Prinzengeburt, die er ins Jahr 1822 verlegt, und spricht deshalb irrtümlich von zwei Ereignissen „in den Jahren 1822 u. 1823, wo einige lichte Momente Hoffnungen der Besserung erregten“ (ebd.).

⁵⁶ Vgl. nur 'Schwäbischer Merkur' vom 29. Januar 1823: „Die Inseln des Archipels sind in einen wahren Siegestaumel versetzt, wie alle Berichte melden.“

⁵⁷ Vgl. die Studie von Christoph Hauser: Anfänge bürgerlicher Organisation. Philhellenismus und Frühliberalismus in Südwestdeutschland, Göttingen 1990.

erwünschte Gabe seyn. / Der GriechenHülfsVerein hält übrigens auch für nöthig zu erklären, daß von hier keiner anders als hinlänglich gepflegt, gekleidet und zur Weiterreise nach Zürich mit Geld versehen, entlassen wird. Auch wird der Verein im Einverständniß mit den übrigen Vereinen sich bemühen, so weit es möglich ist, für die Ueberfahrt nach Griechenland zu sorgen. / Im Namen des GriechenHülfsVereins / Dr. Schott.“

Am 6. Februar 1823 veröffentlicht der „GriechenVerein“ in Tübingen⁵⁸ seine „Dritte Rechenschaft über empfangene Beiträge für Griechenland“ im 'Schwäbischen Merkur'. Unter den namentlich aufgeführten Spendern sind praktisch alle Universitätsprofessoren (sogar Professorenwitwen, wie z. B. „Frau Prälatin Böck“) vom Kanzler Autenrieth, dem Rektor Steudel und dem Prälaten Bengel bis zum Professor Conz und dem Pedell Payer; eine große Anzahl von Bürgern und Bürgerinnen bis hin zu den Repetenten und Studenten des Stifts, ja sogar die einzelnen Klassen des Lyceums steuern ihr Scherflein bei. Insgesamt kommt so laut dem Zeitungs-Bericht bis zum 30. Januar 1823 ein Betrag von „1787 fl. und 55 ½ kr.“ zusammen. Das ist eine Menge Geld von sparsamen Schwaben.

Der Philhellenismus war in Tübingen zu Beginn des Jahres 1823 nicht bloß eine abstrakte Schwärmerei einiger weniger Stifter, sondern das Tagesgespräch in allen gesellschaftlichen Schichten und Altersgruppen.⁵⁹

⁵⁸ Er dürfte erst gegen Ende September 1822 gegründet worden sein, denn auf der ersten Versammlung von südwestdeutschen und schweizerischen Griechenvereinen in Stuttgart (15.–17. September 1822) nahm noch kein Tübinger Delegierter teil; vgl. Alfred Stern: Uhland als Philhellene. In: Euphorion 11, 1904, 484–487.

⁵⁹ Vgl. Der Philhellenismus in der westeuropäischen Literatur 1780–1830, hrsg. von Alfred Noe, Amsterdam/Atlanta, GA 1994; darin auch (73–85) der instruktive Aufsatz von Uwe Jens Wandel: Drei Griechen in Stuttgart 1791 – drei Lebensformen von Griechen in der Fremde; er behandelt die Biographien des mit Hölderlin bekannten Stuttgarter Kaufmanns Panagiot Wergo und der beiden Karls-Schüler Nikolaus de Cajus und Demetrios Nikolides, der sich auch in Hegels Stammbuch eingetragen hat.

Dieter Burdorf: Friedrich Hölderlin, München: C. H. Beck 2012, 144 S.

In den letzten zwanzig Jahren hat die Hölderlin-Forschung das Gesamtbild des Dichters durch neue philologische, biographische und hermeneutische Erkenntnisse in wesentlichen Punkten verändert. Es erscheint heute selbstverständlich, Hölderlin im Dialog mit seinen Zeitgenossen zu betrachten, sein Leben von der Legende zu trennen, seine Texte als vielschichtig (und zwar schon auf der konkreten Ebene der handschriftlichen Überlieferung) zu lesen. Daher sind neue Einführungen ins Leben und Werk des Dichters nicht nur nützlich, sondern auch notwendig. Sie geben die Möglichkeit, wissenschaftlichen Ergebnisse der letzten Zeit auf den wichtigen Prüfstand der didaktischen Orientierung zu stellen. Eine solche Aufgabe hat nun der in Leipzig tätige Germanist Dieter Burdorf glänzend erfüllt. Sein Band 'Friedrich Hölderlin' – erschienen in der Beck'schen Reihe 'Wissen' – gehört zum nicht leicht zu beherrschenden Genre der kompakten Gesamtdarstellungen für Laien und muss sowohl mit einem begrenzten Seitenumfang auskommen als auch Basisinformationen (z. B. über das Wesen der lyrischen Formen) vermitteln. Dies wird meisterhaft geleistet, ohne dass die Darlegung an stilistischer Eleganz und an wissenschaftlicher Prägnanz etwas verliert.

Zu loben ist zunächst die übersichtliche Gliederung in zwölf Kapitel, die in konziser, aber klarer Form Rechenschaft über Hölderlins „Lebensstationen und Erfahrungsräume“, „Briefe“, „Sprache“, „Götter und Mythen“, „Philosophie und Poetik“, „Welteile, Landschaften und Städte“, den Roman 'Hyperion', die „Formen des Tragischen“ und „des Lyrischen“, die Rezeption und die Editionen ablegen. Unkonventionell und brillant ist das erste Kapitel, das versucht, sich dem Dichter durch die Bilder anzunähern, die vom ihm überliefert worden sind. Nüchtern und stringent ist der biographische Teil, wobei auffällt, dass sich der Verfasser keine Spekulation über die Krankheit Hölderlins erlaubt und auch die strapazierte Frage nach dem Jakobinertum des Dichters außer Acht lässt.

Charakteristisch für Burdorfs Verfahrensweise ist, dass er die Schwierigkeit des Umgangs mit Hölderlin nicht verbirgt, sondern im Gegenteil diese Schwierigkeit ständig thematisiert. Dies führt zu einer Problema-

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 265–266.

tisierung berühmter Textstellen, die eben nicht interpretatorisch „aufgelöst“ und systematisiert werden. Vielmehr weist der Verfasser auf ihre Funktion und auf ihr semantisches Potential hin; er beschreibt sie vorsichtig, ohne sich auf eine Exegese einzulassen. So mag es z. B. befremdlich erscheinen, wenn von der „exzentrische[n] Bahn“ behauptet wird, dass es „nicht leicht zu bestimmen ist“, was Hölderlin darunter versteht (72). Eine solche (manchmal vielleicht übertriebene) Behutsamkeit hat aber ihre didaktische Begründung und ist in jedem Falle den allzu dezidierten und einseitigen Erläuterungen vorzuziehen.

Konstitutiv für die Sprache (und für die Bildlichkeit) Hölderlins ist nach Burdorf „das Zerrissensein zwischen äußersten Gegensätzen, zwischen höchster Euphorie und tiefster Niedergeschlagenheit“ (44). Das wird u. a. anhand einer knappen Analyse von ‚Hälfte des Lebens‘ gezeigt. Diese punktuelle Textbezogenheit gehört zu den Stärken des Bandes. In jedem Kapitel findet der Leser gut ausgewählte und kommentierte Beispiele, die im Zentrum der Argumentation stehen und exemplarisch eine Texttypologie oder einen Themenkomplex erörtern. Besonders einleuchtend sind z. B. die herangezogenen Strophen im Oden-Kapitel. Verdienstvoll ist ferner, dass der Verfasser eine präzise Inhaltsangabe der bedeutendsten Projekte Hölderlins gibt, wobei oft auch die Entstehung mitberücksichtigt wird (musterhaft ist in dieser Hinsicht die feine Darstellung der Hymne ‚Wie wenn am Feiertage ...‘, 118–121). Freilich kann der Eingeweihte bei diesen notwendigerweise reduzierten Rekonstruktionen einiges vermissen. So wäre m. E. im Kapitel über ‚Hyperion‘ eine schärfere Unterscheidung zwischen dem schreibenden und dem handelnden Ich wünschenswert gewesen (bedenklich ist ferner die Passage über die Struktur des Romans „als Kreisbewegung“, 79). Und nicht immer gelingt es Burdorf, die schwierigsten Stellen Hölderlins in ihrer Komplexität klarzulegen (allzu vereinfachend ist etwa die Erläuterung über den Entwurf ‚Die Bedeutung der Tragödien ...‘, 91). Als markante Eigenschaft des Bandes ist dagegen zu unterstreichen, dass der Verfasser nicht scheut, auf die interlinearen Korrekturen im Homburger Folioheft einzugehen, die in ihrer Eigentümlichkeit erhellend geschildert werden. Zu dieser philologischen Stringenz passt auch die Entscheidung, Hölderlins Werk nach der Münchner Ausgabe Michael Knaupps zu zitieren.

Luigi Reitani

Wolfram Groddeck: *Hölderlins Elegie ‚Brod und Wein‘ oder ‚Die Nacht‘*, Frankfurt a. M./Basel: Stroemfeld 2012, 344 S.

Es gibt wohl kaum eine umfänglichere Arbeit zu Hölderlin, in der ‚Brod und Wein‘ nicht behandelt wird: Norbert von Hellingraths Einschätzung, diese Elegie werde „immer die beste Grundlage bleiben zum Eindringen in Hölderlins Gedankenwelt“, findet sich vielfältig belegt. W. Groddeck beginnt mit diesem „Gemeinplatz“ gleichsam lemmatisch seine Untersuchung (vgl. 7), die die Ergebnisse eines vieljährigen Lektüreprozesses zusammenfasst. Was damit als Studie zu ‚Hölderlins Elegie ›Brod und Wein‹ oder ›Die Nacht‹ vorliegt, hat das Zeug zum Standardwerk: an ihm werden sich künftige Arbeiten zu messen haben. Um diese Einschätzung zu teilen, ist es nicht nötig, die These zu teilen (der Verf. dieser Rez. tut es), dass die ‚späten‘ Überarbeitungen, die Hölderlin vorgenommen hat, auf „eine syntagmatisch kohärente, in sich abgegrenzte Textgestalt“ zielen, „die als solche gerade nicht (mehr) positiv überliefert ist“ (15), aber vermutlich jenen Titel ‚Die Nacht‘ hatte, mit dem Leo von Seckendorf die überarbeitete erste Strophe 1807 publizierte. Um als Standardwerk gelten zu können, reicht es vollständig hin, dass Groddeck in den neun Kapiteln seiner Studie den selbstgesetzten Anspruch mehr als erfüllt, durch das „Verfahren einer möglichst kleinschrittigen, im ständigen Blick auf die Handschrift Vers für Vers kommentierenden Lektüre [...] die hermeneutische Bemühung um den ‚Text‘ zugleich [als] eine *textkritische* im philologisch strengen Sinne“ durchzuführen (16). In und mittels „einer konsequenten *Differenzlektüre* (zwischen der sogenannten Reinschrift und dem immanenten Zusammenhang der späten Änderungen)“ den „‚Text‘ der Elegie“ als „Produkt von Interpretation“ zu erschließen, kann zugleich als Maßstab wie Paradigma für andere Texte Hölderlins (nicht nur aus dem Homburger Folioheft) gelten. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass die Diskussionen, die 1976 durch Band 6 der Frankfurter Hölderlin Ausgabe mit der Konstitution einer ‚6. Fassung‘ nach der klassischen ‚5. Fassung‘ ausgelöst wurden, referiert und zu einem Resümee gebracht werden, in dem sich die

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 267–273.

Sorgfalt des Blicks aufs handschriftliche Detail mit dem Sinn für die Frage seiner jeweiligen poet(olog)ischen Stimmigkeit paart. Das Fazit dieses Resümees trägt die Untersuchung bereits in ihrem Titel: 'Brod und Wein' ist die Überschrift einer „Arbeitsreinschrift“, deren Überarbeitung in eine „verschollene Druckvorlage“ mündete, die den Titel 'Die Nacht' hatte (17). W. Groddeck wiederholt dabei nicht einfach die editorischen Entscheidungen in Band 6 der FHA: die entsprechende (Selbst-) Kritik (vgl. 17, 20, 21 und 243, Anm. 64) ist Teil des „philologisch-poetologischen Kommentars“, den er nun vorgelegt hat und dessen „besondere Aufmerksamkeit“ den „technischen Verfahrensweisen des Textes – Metrik, Komposition, Rhetorik – und ihre[r] immanente[n] Reflexion“ gilt und der sich „mit einem tendenziell systematischen Anspruch um die editorischen Aporien im Text der Elegie und ihrer späten Umformung bemüht.“ (30)

Es ist im Rahmen einer Besprechung nicht möglich, auch nur annähernd dem Detailreichtum und der Souveränität gerecht zu werden, mit der hier nicht nur das von Norbert von Hellingrath avisierte ‚Eindringen in Hölderlins Gedankenwelt‘ befördert wird. Groddecks philologisch-poetologischer Kommentar erlaubt vielmehr einen Blick in die Werkstatt von Hölderlins Dichtung – und zwar gerade durch das Nicht-Be- (oder ‚Voll‘-)endet-Sein der Überarbeitung der Elegie. Der „komplexe Entwurf zu einer letzten Gestalt [ist] bei aller Problematik von Entzifferung und Textrekonstruktion vielleicht besser verstehbar, als es die verlorene späte Reinschrift für sich gewesen wäre.“ (285)

Die nun vorliegende Studie zu ›Brod und Wein‹ oder ›Die Nacht‹ liefert als Blick in die Werkstatt des Dichters (oder in die Grammatik der ‚Verfahrungsweise des poetischen Geistes‘) auf mehreren Ebenen interpretatorischen Ertrag. Geboten wird zunächst eine Gesamtinterpretation der „Arbeitsreinschrift“ von 'Brod und Wein', also jener Fassung, auf die sich bislang meist die Forschung bezog. Das schließt die kommentierende Erarbeitung der mit dieser ‚klassischen Fassung‘ verbundenen poetologischen bzw. bewusstseinsgeschichtlichen Substrukturen ein. Geboten wird weiter eine Interpretation der Elegie, die mit den von Hölderlin im Homburger Folioheft vorgenommenen Überarbeitungen auf dem Weg zu 'Die Nacht' vorliegt – Überarbeitungen, die von den eben genannten Substrukturen sowohl ausgehen wie diese modifizieren. Der teilweise affektiv besetzte Streit, der um diese Überarbeitungen

geführt wurde, erfährt folgende auf ihn zurückblickende Antwort: Wollte „man das Verhältnis von Reinschriftstrophe und später Revision in ein Bild fassen, so wäre es, da die beliebte Philologenmetapher vom ‚Palimpsest‘ nicht greift, das der Interlinearübersetzung. Der neue Text zwischen den Zeilen des früheren ersetzt diesen nicht, er *übersetzt* ihn.“ (210) Was Groddeck hier zur siebten Strophe anmerkt, beweisen die neun Kapitel seiner Untersuchung für die gesamte Elegie. Dieses interpretatorische Ergebnis beruht auf minutiöser editionsphilologischer Arbeit. Die damit verbundenen neuen Lesungen, Textkonstitutionen und Deutungen von Textkonstitutionen sind eine dritte Leistung, die diese Studie erbringt. Gerade hier ist es unmöglich, die Geschichte der Entdeckungen nachzuzeichnen, in denen sich vieljährige Aufmerksamkeit als Kunst des Findens dokumentiert. Allein der „Editorische Abbildungen“ genannte Schlussteil (287–321) lohnt die Lektüre für sich. Der trennscharfe Blick fürs textmaterielle Detail ist schließlich auf einer vierten Ebene mit der Diskussion der poetologischen Implikationen verbunden, die das Projekt eines „elegischen Dithyrambos“ (128) hat, der mit der Elegie vorliege: hier geht es um die ‚Desemantisierung‘ der dichterischen Sprachgestalt, an deren Stelle die Autosemantik der Wirklichkeit poetischer Sprachfindung tritt (vgl. 201 f.). ‚Desemantisierung‘ heißt, dass das dichterische Wort nicht mehr bloß auf einen von ihm gleichsam unabhängig gegebenen Bedeutungsgehalt verweist – etwa (um das für 'Brod und Wein' einschlägige Beispiel zu nennen) die Vorstellung einer hesperischen Nacht im Abstand zu einem antiken Göttertag (vgl. z. B. 153, 165). Hölderlin ist vielmehr bestrebt, in der Form poetischer Sprachfindung zu realisieren, wovon das Gedicht spricht. Dies wird gerade bei dem Text zum *thema probandum*, in dem es in zentraler Hinsicht um Bacchus geht: die Elegie bringe den Gott, dem sie gilt – so die zentrale These der Studie (vgl. z. B. 239). Dass dies im Wissen um das Vergangensein antiker Göttergestalt erfolgt, macht den Text zur Elegie – „Entflohene Götter! auch ihr, ihr gegenwärtigen, damals / Wahrhaftiger, ihr hattet eure Zeiten“: diese Verse aus 'Germanien' (zit. 182) bieten den Parallelbeleg. Der Art, mit der Hölderlin die Sprache aus der Einbindung in semantisch vorgegebene (äußerliche) Ordnungen löst und eine in der Form der Sprache fasslich werdende „Sinnbewegung“ transparent werden lässt, interpretierend gerecht zu werden, ist das originäre Anliegen der gesamten Studie. Im Schlusskapitel „Poetisches

Erkennen“ (281–285) fasst W. Groddeck dies ihr Interesse knapp und hinweishaft zusammen.

Das Programm einer konsequenten Differenzlektüre von Arbeitsreinschrift und späten Überarbeitungen wird Strophe für Strophe durchgeführt. Der methodische Spannungsbogen ergibt sich dabei aus dem Ansatz, die Arbeitsreinschrift als Inbegriff jener Fragen zu lesen, die in den späten Überarbeitungen ihre Antwort finden.

Aus der Vielzahl der Entdeckungen, Neulesungen wie Deutungen sei exemplarisch auf zwei hingewiesen. Eine besonders signifikante Stelle für den Übersetzungsvorgang, den Hölderlin in der Überarbeitung vollzieht, ist der Übergang von der sechsten zur siebten Strophe – vom Mittel- zum Schlussteil der Elegie und damit von der Imagination des (antiken) ‚himmlischen Fests‘ zum um sich wissenden Erinnern des dabei präsent Gewesenen. An die Stelle eines geschichtsexternen Blicks von außen tritt die Sprachwerdung bzw. sprachliche Fassung einer Erfahrungsbewegung (vgl. 159–185). Dies zeigt sich a) daran, dass Hölderlin diese Epochendrift durch „das einzige Strophenenjambement in der ganzen Elegie *Brod und Wein*“ beredt werden lässt (184 f.). Hält die Reinschriftfassung gleichsam zwei geschichtliche Blöcke auseinander, um die Kluft zwischen ihnen zu überspringen („[...] und schloß tröstend das himmlische Fest. // Aber Freund! wir kommen zu spät. [...]“), so lässt die Überarbeitung den dabei sich vollziehenden Übergang in der Zäsur eines Innehaltens oder Stockens plastisch werden: „[] ein Ärgerniß aber ist Tempel und Bild, // Narben gleichbar zu Ephesus. [...]“ lauten die Verse 108 f. nun (vgl. 294 f., 313 f., 320). Die „Narben“ sind als „selbstbezügliche Metapher“ zu lesen: die Überschreitung der Strophengrenze verschiebt die Textarchitektur und die geschichtsphilosophische Substruktur des ganzen Gedichts (vgl. 185). „Der abstrakte elegische Gegensatz zwischen antikem Ideal und aktueller Realität entspricht offensichtlich nicht mehr dem späten Dichtungsverständnis Hölderlins“ (178). Er wird ihm zum „Ärgerniß“: viermal (liest man den Graph Homburger Folioheft, 8: 47 als „A“, vgl. 179, Anm. 29) notiert taucht das Wort an dieser neuralgischen Stelle des Gedichts auf, die dem Übergang aus der imaginierten Präsenz der „heiligen Handlungen, damals“ in die Jetztzeit des Gedichts gelten (vgl. 194 f.). Mit den zum Stein des Anstoßes werdenden „Tempel und Bild“ ruft Hölderlin nicht nur kulturgeschichtliche Realia (den Artemis-Tem-

pel in Ephesus, Heraklits gespanntes Verhältnis zu seiner Heimatstadt, Herostratos’ Tat) in Erinnerung. „Tempel und Bild“ sind „auch als poetologische Begriffe lesbar“. „Das Wort ›Ärgerniß‹ benennt“ deshalb b) nicht nur „objektsprachlich, welt- und heilsgeschichtliche Ereignisse, sondern es bezieht sich auch auf den eigenen Gesang, die Form und die Sprache der Elegie selbst.“ (183) Was ist dieses Ärgernis, das Hölderlin damit über den Vergangenheitscharakter kultischer Artefakte in die Sprachbewegung des Gedichts als Bedingung der Möglichkeit einer nicht mehr „konventionellen poetischen Sprache“ (184) hereinnimmt? Die *communis opinio* bezieht ‚Ärgernis‘ auf Apostelgeschichte 19, 23–35: den dort offenbar werdenden Konflikt zwischen einer antiken und der christlichen als einer nachantiken (spirituellen) Religion. Groddeck weist zu Recht darauf hin, dass das Wort ‚Ärgernis‘ im Referat von Paulus’ Missionstätigkeit nicht vorkommt, sondern der Bezug für diese (Hölderlin offenbar wichtige, vgl. den viermaligen Notationsansatz) Referenz Mt 18,7 ist: hier ist vom „emphatische[n] Begriff des ›Ärgernisses‹“ die Rede, „der seine heilsgeschichtliche Notwendigkeit mitumfasst.“ (181) ‚Ärgernis‘ ist Übersetzung von *skandalon*. Skandalon lässt sich seiner Grundbedeutung nach auch mit „Fallstrick“ übersetzen. Wenn man hier nun, angeregt durch den Spürsinn der groddeckschen Studie, einbezieht, dass Hölderlin in ‘Der Einzige’ von Christus sagt: „[...] du [...] / Bist Bruder auch des Eviars, der [...] / Die Todes / lust der Völker [...] / aufhält und zerreiet [...] / den Fallstrik [...]“ (FHA Suppl. III, 43 [307/17, 24–39], vgl. MA I, 389), dann macht die Evokation von Mt 18,7 am Übergang von sechster zu siebter Strophe deutlich, wie Hölderlin an die Stelle eines Gegensatzes zwischen mythologischen Vorstellungsvorgaben und ihrer synkretistischen Synthesen (vgl. 221) das ‚Begreifen‘ ihrer inneren Geschichte als Aufgabe poetischer Sprachfindung setzt. Freilich schließt das ein, dass die „poetische Sprache jetzt gewissermaßen die Unschuld verloren“ hat (184). Die „sich selbst kritisierende [...] Sprache der Dichtung“ (ebd.) übersetzt nicht mehr vorgegebene Ordnungen, sondern teilt sich als Übersetzungs- bzw. Sprachfindungsgeschehen selbst mit.

Die Selbstkorrektur poetischen Sprechens, die Hölderlin damit in der Überarbeitung vollzieht, bewahrheitet sich gerade auch an der achten Strophe. In ihr betrifft die Revision ‚nur‘ den mittleren Teil. Da die neue Strophenmitte die Evokation der als ‘Brod und Wein’ uns gegebenen

Zeichen in deren Schlussteil unmittelbar vorbereitet, hat die neu formulierte Mitte der achten Strophe freilich Auswirkung auf die gesamte Elegie und die Tektonik ihres Sinnzusammenhangs. Groddeck bietet hier eine neue – gegenüber den seit Beißner über FHA 6 bis FHA 20 vorliegenden überzeugende – Lesung bzw. Textkonstitution (vgl. 225–243, 296 f., 315) der Verse 133/135–136/138. Sie lautet: „Aber wie Waagen bricht, fast, eh es kommet, das Schiksaal / Auseinander beinah, reuend und reißet zurück / Daß sich krümmt der Verstand und Untheilbares zu deuten / Vor Erkenntniß, auch lebt, aber es sieget der Dank.“ (321) Verbunden ist diese das Zurückgerissenwerden „vor Erkenntniß“ enorm akzentuierende Lesung mit ebenso überzeugenden Erläuterungen des Gebrauchs, den Hölderlin in der Überarbeitung etwa von der dreifachen Homophonie von „Waagen“, vom ‚Reißen‘ und ‚Brechen‘ des „Schiksaal[s]“ wie von der Fügung des damit Bedeuteten im Text selbst macht (vgl. 236–245). Als Ziel der Überarbeitungen wird die Konturierung des „Dankes“ evident, den die „Sänger“ (v. 141/143) bringen und in den die längste Periode der ganzen Elegie „mit einer höchst wirkungsvollen Klimax“ mündet (245). Der Dank „lebt“ als eine Sprachwirklichkeit, die, sofern sie „Untheilbares“ – die „Apriorität des Individuellen / über das Ganze“, wie es im Homburger Folioheft viele Seiten nach der Überarbeitung der Arbeitsreinschrift von ‚Brod und Wein‘ heißt (vgl. FHA Suppl. III, 101 [307/75, 1, 3]) – „zu deuten“ vermag, „sieget“ (oder auch „singt“, vgl. 243–254). Hölderlin hat das offenkundig auch noch in der Revision von ‚Brod und Wein‘ als Aussöhnung aussagen wollen: „mit Recht“ sagten die „Sänger“, es söhne „der Herbstgeist [...] den Tag mit der Nacht aus / [...] / Allzeit froh [...]“, so die stehengebliebene Konklusion. Ob das für dieses Aussöhnen einstehe Bild – „dem Licht thauet ihr Auge noch auf“ – allerdings als Feststellung oder als aus dem Erinnern schöpfende Antizipation seines Gelingens aufzufassen ist, wird zu einer offenen Frage: „So lang währt‘ es.“

Was lässt sich dieser Summe eines vieljährigen Lektüreprozesses, den Lesungen wie Interpretationen, die Wolfram Groddeck mit seiner Studie vorgelegt hat, hinterherfragen? Vielleicht nur der Appell, weniger zaghaft im Abgleich der *beiden* mythologischen Vorgaben zu sein, die für Hölderlins Werk nicht die einzigen, aber sicher die aufschlussreichsten sind für die Rede oder im Zusammenhang der Rede von ‚dem‘ Gott und den ‚Halbgöttern‘: Bacchus und Christus. Hier klingt ein nietz-

scheanischer Impetus, Dionysos als den lachenden Gott gegen nachantike Spiritualisierungen eines im Singular verstandenen ‚Christlichen‘ schützen oder vielleicht besser: einhegen zu wollen, bisweilen (vgl. 158, 183, 215) nach. Hölderlin hat die bewusstseinsgeschichtliche Stafette, die in den Gestalten der Halbgötter sich ausdrückt, präzise gefasst, wenn er von Herkules als „Fürsten“, Bacchus als „Gemeingeist“ und Christus als dem „Ende“ spricht, in dem sich „erfüllt“, was „noch an Gegenwart / Den Himmlischen gefehlet an den andern“ (vgl. MA I, 469; ‚Der Einzige‘, Dritter Entwurf; die Vorstufe FHA Suppl. III, 43 [307/17, 73] „Gemeingeist. Bacchus“ wird 219, Anm. 16 zit.). Gerade wegen dieses sich erfüllt habenden Endes der Herabkunft des Göttlichen gehört die Gestalt des Christus (für Hölderlin) mit Bacchus in einen genealogischen Zusammenhang – und sei es als „in der Selbstdeutung des Gedichts durch die Dichter im Gedicht auf Christus“ bezogener „Genius des Verschwindens“ (215). Der etwas behutsame Umgang mit dem christlichen Part mythologisch-‚halbgöttlicher‘ Genealogie (vgl. auch 124, 183) hat dabei einen verständlichen, doppelten Zweck. Er dient der Verdeutlichung, a) dass das ‚Subjekt‘ der Elegie der elegische Dithyrambos ist, der um sein irreversibles Herkommen aus mythologischen Kontexten und diese deshalb im Modus ihres Gewesenseins weiß (vgl. 128, 170–176, 213), und dass b) ihr Movens jene Doppelbezüglichkeit ist, die der „Nacht“ als dem „Gedächtniß“ des Gedichts (vgl. 108) eignet: auch es will über den „Augen der Erde“ zur Ruhe kommen (280). Zu Ruhe gelangt es in jenem „Dank“, den die Sprache des Gedichts in seinem Gelingen (was kein abgeschlossenes Gebilde meint) bringt und durch den sie ihrem „Vater“, dem Gott der Dichtung treu“ (284) bleibt. Wie in ‚Brod und Wein‘ oder ‚Die Nacht‘ dieser Anspruch sich exemplarisch eingelöst findet, vollzieht Wolfram Groddecks Studie eindrücklich und auf gelungene Weise nach.

Am Ende ihrer Lektüre kommt man mit dem Fazit überein, das ihr Autor zieht: Die Ergebnisse der Auseinandersetzung mit ‚Brod und Wein‘ und dem Entwurf zu einer letzten Gestalt der Elegie liefern einen maßstabsetzenden Blick in die Werkstatt von Hölderlins Dichtung. Dass dies in einer obendrein schönen Druckgestalt geschieht, lässt dieses Buch auch in weiterer Hinsicht Maßstäbe setzen.

Achim Geisenhanslüke: Nach der Tragödie. Lyrik und Moderne bei Hegel und Hölderlin, München: Wilhelm Fink 2012, 183 S.

Es geht in diesem Buch des Regensburger Germanisten um das alte Thema des Verhältnisses von Kunst und Philosophie (39), genauer, es geht um die Spannung zwischen „Hegels Ästhetik und Hölderlins Poetik der Moderne“ (25). Noch genauer geht es um die – an der Hegel'schen Deutung der 'Antigone' des Sophokles gewonnene – These des „Aus-einandertreten[s] von Kunst und Recht in der Moderne“ (45; vgl. 168). Darauf wird eine weitere These gesetzt, wenn es heißt, dieser Konflikt finde „im klassischen Drama um 1800 eine besondere Ausprägung“ (83) – was an Goethes 'Tasso', Hölderlins 'Empedokles' und Kleists 'Prinz von Homburg' zu demonstrieren gesucht wird. Geisenhanslüke liest die Sophokles-'Anmerkungen' Hölderlins als „Modernisierung der Dichtung“ (136) bzw. als „Neubegründung der Dichtkunst jenseits der Antike“ (ebd.) bzw. als „Abschied von der Antike“ (151). Das Ganze wird dann als Widerspruch zu Hegels These vom Ende der Kunst gedeutet: „Mit der These vom Ende der Kunst setzt Hegel die Ästhetik als die Philosophie der Kunst an die Stelle der Poesie. Hölderlin geht es dagegen darum, aus dem Einblick in die Gesetzmäßigkeit der griechischen Tragödie Schlüsse für eine Poesie zu ziehen, die sich auf produktive Art und Weise von der Antike zu lösen beginnt. Die Überwindung des Klassizismus, die Hölderlin vollzieht, schafft die poetologischen Möglichkeiten für einen Begriff der Moderne, in dem der Kunst weiterhin ein zentraler Platz zukommt.“ (168).

Diese These versucht das Buch in drei Teilen – eine Einleitung gibt es nicht – zu beweisen. Der erste Teil beginnt mit einer Reflexion über den Zusammenhang von Gattungspoetik und Geschichtsphilosophie und fragt dann nach der Bedeutung des Satzes vom „Ende der Kunst“ bei Hegel. Nach einer Betonung der herausragenden Rolle der Poesie bei Hegel und deren Vervollkommnung in der Tragödie folgt ein Blick auf Hegels 'Antigone'-Deutung (33 ff.). Ein Vergleich von Hegels Privilegierung der Tragödie mit Hölderlins Poetik der Moderne schließt

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 274–278.

sich an (40 ff.). Hier geht es nicht nur darum, dass die herausragende Rolle der Poesie in Hegels 'Ästhetik' bei Hölderlin sich bestätigt findet (40 ff.), sondern es geht vor allem um den Gegensatz von antiker und moderner Poesie. Einmal mehr wird Hölderlins so genannte „Abendländische Wendung“ diskutiert, bezogen auf Hölderlins 'Antigone'-Deutung (42 f.).

Im zweiten Teil werden, unter dem Titel „Das Ende der Tragödie“, Goethe, Hölderlin und Kleist behandelt. Melancholische Selbstver-zweiflung statt tragischer Kollision bestimmten alle drei Dramen: „In diesem Punkt Goethes ›Torquato Tasso‹ und Kleists ›Prinz Friedrich von Homburg‹ vergleichbar, thematisiert der ›Empedokles‹ ein heroisches Selbstbild und zugleich dessen Scheitern im Kontext der Vereinsamung, die den Einzelnen überwältigt und an den Abgrund führt [...]“ (69). Goethes 'Tasso' sei bestimmt von „Narzissmus“ und „Scham“ (49–64), Hölderlins 'Empedokles' handle vor allem von der Einsamkeit, und weil „Einsamkeit an die Grenze der sprachlichen Vermittlungsleistung führt“ (81), habe Hölderlin sich von der tragischen Form abgewandt (65–82). Kleists 'Prinz von Homburg', das dritte Beispiel – eine indirekte Auseinandersetzung mit Goethes 'Tasso' –, wird vom Begriff der Infamie her gedeutet. Es gehe um die „Verkehrung des Rechts durch die infame Macht der Groteske“ (92), weshalb das Drama in einer Komödie ende (99 ff.).

Der dritte Teil behandelt Hölderlins so genannte „Poetik der Moderne“. „Hölderlins Modernität“, so wird hier postuliert, habe sich „aus einer mit Hegels ästhetischen Vorgaben vergleichbaren Verschränkung von Geschichtsphilosophie und Gattungspoetik ergeben“ (105), allerdings mit einem anderen Akzent, dem „dichterischen Sprechen nach der Antike“ (ebd.). An Hölderlins Umgang mit der Marienfigur wird auch seine Abgrenzung zu den Frühromantikern wie Novalis deutlich. Ein Blick auf die Geschichtsphilosophie Hölderlins in den späten Hymnen schließt diesen Teil ab. Der zweite Teil gilt der Sophokleischen 'Antigone'. Mit Derrida, de Man und Haverkamp sieht Geisenhanslüke hier ein „Lob der Trauer“ (124 ff.) am Werk, das detailliert in der Abschiedsrede der Antigone zu analysieren gesucht wird. In den Sophokles-'Anmerkungen' sieht er seine These bestätigt, es handle sich bei Hölderlins dialektischer Verhältnisbestimmung von Eigenkultur und Fremdkultur bzw. von Moderne und Antike um einen großangelegten „Abschied von

der Antike“ (135). Im darauf folgenden Teil liest er Hölderlins „Nachtgesänge“ von 1803 als konventionelles Gegenstück zu den späten Hymnen und als „Zeichen einer bewältigten Krise“ (140), was vor allem am Gedicht ‘Chiron’ deutlich gemacht wird. Am Gedicht ‘Thränen’ zeigt er, „dass es in den »Nachtgesängen« zentral um das Thema von Abschied und Trauer, damit versehen aber auch um das der Liebe geht, und dass die Texte darüber hinaus eine Entmythologisierung vornehmen“ (142). Geisenhanslücke spricht in diesem Zusammenhang von einer „Destruktion des Mythos“ (144 ff.), der „Raum schafft für ein anderes Sprechen“ (146), was er an der Ode ‘Blödigkeit’ zu demonstrieren sucht. Hölderlins Hymnen schließlich, denen er sich abschließend zuwendet, versteht er als „Alternative zu Hegels Diktum vom Ende der Kunst“ (136). Im Mittelpunkt stehen die Hymnen ‘Andenken’ und ‘Mnemosyne’ (151 ff.), die er als Fortsetzung der mit den Sophokles-Übersetzungen begonnenen „Trauerarbeit“ (151) liest. Das Thema sei Zeit und Erinnerung bzw. – wie in ‘Mnemosyne’ – die „Spannung zwischen der [...] Sehnsucht ins Ungebundene und dem [...] Moment des Behaltens [...]“ (162), d.h. der Weg „von der Antike in die Moderne“ (162). „So ist“, resümiert Geisenhanslücke, „das Ende des tragischen Zeitalters der Griechen für Hölderlin zugleich der Beginn des lyrischen Zeitalters der Moderne.“ (167) Eine Zusammenfassung der Zentralthesen des Buches unter dem Titel „Hölderlin und die Poetik der Moderne“ beschließt das Buch.

Bis zu diesen letzten Seiten bleibt rätselhaft, warum Geisenhanslücke seine Hölderlin-Deutung in einen Bezug zu Hegels berühmt-berüchtigter These vom „Ende der Kunst“ (richtiger müsste man sagen vom Vergangenheitscharakter der Kunst) rücken muss, bringt dies doch keinerlei Erkenntnisgewinn für die von ihm interpretierten Dramen (und Gedichte) Hölderlins. Das mag auch daran liegen, dass, mit Verlaub gesagt, Geisenhanslücke von Hegel und den eigentlichen Implikationen seines Satzes vom Vergangenheitscharakter der Kunst nicht wirklich viel versteht. Ein Grund dürfte sein, dass er die neuere Hegelforschung gerade zu diesem Problemkomplex überhaupt nicht kennt (die Namen von Otto Pöggeler oder Annemarie Gethmann-Siefert werden nicht erwähnt, nur einmal ein Sammelband von 1986). Auch zur ‘Antigone’-Deutung Hegels fällt das Fehlen der zentralen Literatur (Pöggeler 2004, Fan 1998) auf. Bedauerlicherweise ist Hegels ‘Ästhetik’ nach der Suhrkamp-Ausgabe zitiert; damit fehlt jeder Blick in die inzwischen

vielfach edierten Vorlesungsnachschriften (z.B. die Hothos von 1823 aus dem Jahre 1998) – selbst Hegels ‘Phänomenologie des Geistes’ wird nicht nach der historisch-kritischen Ausgabe zitiert. Aber nicht nur die Hegelforschung, sondern auch die Hölderlinforschung ist ihm nur selektiv bekannt: die Studie von Dieter Burdorf taucht nirgendwo auf, zu Hölderlins Sophokles-‘Anmerkungen’ fehlt die Arbeit von Monika Kasper (2000), zum ‘Empedokles’ kennt er Theresia Birkenhauers große Deutung nicht und nicht ihren Beitrag in den ‘Hölderlin-Texturen’, nur ihren Artikel in Kreuzers Hölderlin-Handbuch. So erstaunt es nicht, dass er Hölderlins ‘Empedokles’-Tragödie völlig entpolitisiert und enthistorisiert, er sieht in dieser Tragödie nur ein Drama über Dichter und Intellektuelle (65) und deren „Einsamkeit“. Eine totale Enthistorisierung begegnet auch bei seiner Deutung von Kleists ‘Prinz von Homburg’, was umso mehr erstaunt, als er hier neuere Literatur wie die Studie von Wolf Kittler im Literaturverzeichnis wenigstens erwähnt. Der Blick auf Hegels Kritik am somnambulen Helden fällt überraschend kurz aus, obwohl es auch hierzu reichlich Literatur gibt. Bei Hölderlins Sophokles-Übersetzungen fehlt ein Blick auf die spezifische Übersetzungsleistung Hölderlins, wie sie zum Beispiel von Bernhard Böschenstein mehrfach herausgearbeitet worden ist (der im Literaturverzeichnis fehlt). Auch bei Geisenhanslückes Diskussion von Hölderlins so genannter „Abendländischer Wendung“ vermisst man eine Auseinandersetzung mit der relevanten Hölderlin-Literatur seit Wilhelm Michel – Rekurs genommen wird nur auf einen eher randständigen Aufsatz des Philosophen Klaus Düsing aus dem Jahre 1988.

Bis zum Schluss drängt sich der Eindruck auf, als habe hier jemand im Jahre 2012 ein Buch zu schreiben versucht auf dem Forschungsstand der 60er und 70er Jahre des 20. Jahrhunderts; denn bei seiner Hegel-Deutung folgt Geisenhanslücke vor allem Helmut Kuhns Klassizismus-These von 1966 und seine Gesamtfragestellung ist vom ersten bis zum letzten Satz inspiriert von und orientiert an Peter Szondis postum 1974 erschienenen Vorlesungen über ‘Poetik und Geschichtsphilosophie’ (bei seiner – historisch schiefen – Konfrontation von Hegel und Hölderlin hat er sich vielleicht zusätzlich noch leiten lassen von Jochen Schmidts 1990 erschienener und historisch ebenfalls schiefen Deutung von Hölderlins so genannten geschichtsphilosophischen Hymnen). Selten habe ich in den letzten Jahren eine im Grenzgebiet von Philosophie

und Literaturwissenschaft angesiedelte Studie gelesen, die sich sowohl durch eine fast vollständige Ausblendung der relevanten philosophiehistorischen Forschungen als auch durch eine als nur äußerst selektiv zu bezeichnende Berücksichtigung der germanistischen Spezialforschungen auszeichnet. Beiträge zur Forschung sind solche Studien nicht.

Christoph Jamme

Priscilla A. Hayden-Roy: „Sparta et Martha“. *Pfarramt und Heirat in der Lebensplanung Hölderlins und in seinem Umfeld, Ostfildern: Thorbecke 2011, 392 S.*

Priscilla A. Hayden-Roy befasst sich mit einem besonders wichtigen Aspekt der Biographie württembergischer Theologen-Generationen gegen Ende des 18. Jahrhunderts, nämlich der Erlangung ihres ersten Amtes und der damit in der Regel verbundenen ersten Eheschließung. Wir kennen diesen Lebensabschnitt in seiner typischen Ausprägung bislang eher aus romanhaften Darstellungen wie David Christoph Seybolds 'Hartmann' (1778)¹ oder der satirischen Erzählung des Journalisten Johann Gottfried Pahl 'Ulrich Höllriegel'². Sozialgeschichtliche Untersuchungen zum normalen Verlauf der theologischen Bedienstung in Württemberg³ bewegen sich meist auf einer sehr allgemeinen Grundlage und beschäftigen sich kaum mit individuellen Biographien. Diese Orientierung an konkreten Biographien ist das herausragende Kennzeichen der Arbeit von Hayden-Roy. Sie hat systematisch Stiftsjahrgänge nach deren Karriereplanung und Ehealkül untersucht und unter Auswertung bislang unberücksichtigter Archivalien Fallstudien erarbeitet: Behandelt werden die Familie des Nürtinger Diakons Nathanael Köstlin sowie Johann Jakob Efferenn, Christian Ludwig Neuffer und Rudolf Magenau, aus Hölderlins Biographie wohlbekannte Namen.

Immer geht es um „Sparta et Martha“, die Verbindung von Amt und Heirat. Wegen der Genehmigungspflicht einer jeden Eheschließung eines Theologen durch das Stuttgarter Konsistorium hatte sich eine Verknüpfung der beiden Institutionen Ehe und Amt ergeben, die auf uns heute bisweilen den Eindruck eines Kuhhandels macht. Die Grund-

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 279–283.

¹ Reprint: David Christoph Seybold: Hartmann, eine Wirtembergische Klostersgeschichte (1778), hrsg. und kommentiert von Ulrich Stolte, Konstanz/Eggingen 2005.

² Johann Gottfried Pahl: Ulrich Höllriegel. Kurzweilige und lehrreiche Geschichte eines Württembergischen Magisters [aus dem Jahre 1802], hrsg., eingeleitet und kommentiert von Johannes Weber, Frankfurt a. M. 1989.

³ Vgl. z. B. Johannes Wahl: Lebensplanung und Alltagserfahrung. Württembergische Pfarrfamilien im 17. Jahrhundert, Mainz 2000.

konstellation war stets die gleiche, die konkreten Wege unterschieden sich jedoch erheblich. Nathanael Friedrich Köstlin warb 1808 um die Hand der Tochter des Universitätskanzlers Schnurrer und war dabei weit entfernt von romantischen Liebesvorstellungen. Dem gewünschten Schwiegervater gegenüber sprach er, erstaunlich offen, von der „Verbindung mit einem der hochachtungswürdigsten Häuser, die Tübingen aufzuweisen hat“ (50). Unverblümt kann man von der Ehe als strategisch geplantes Familienbündnis wohl kaum reden. Ähnlich, wenngleich auf viel geringerem Niveau, Rudolf Magenau. Er begnügte sich 1794 mit einer bescheidenen Pfarre, musste einheiraten, wurde dadurch aber sehr früh finanziell unabhängig. Hölderlin reagierte negativ, mit für ihn ungewöhnlich scharfem Urteil. Hölderlins Freund Christian Ludwig Neuffer fügte sich gleichfalls in das Gegebene. Er passte seine Lebensziele an, blieb literarisch stets aktiv, endete aber in biedermeierlicher Bescheidenheit. Es gab jedoch auch Außenseiter wie Johann Jakob Efferenn. Er scheiterte an der Theologenlaufbahn und an sich selbst, wurde aus der Gemeinschaft ‚ehrbarer‘ Bürger ausgeschlossen.

In diesen Rahmen stellt Hayden-Roy Friedrich Hölderlin. Er entzog sich den eheanbahnenden Wünschen seiner Mutter und brach mit dem für seinen Stand und seine Ausbildung ‚Normalen‘. Eine Ehe als Interessengemeinschaft, immer Amt, Familienvermögen und Versorgung im Blick, das traf bei Hölderlin auf Widerstand. Dass er sich kompromisslos der Dichtung verschrieb, das war mit den Vorstellungen ‚ehrbarer‘ württembergischer Bürger unvereinbar. Im November 1798 spricht Hölderlin in einem Brief an die Mutter von der ihm durch „die Umstände, in denen ich aufgewachsen bin“, vorgeschriebenen „Sphäre“, aus denen er sich „zu entfernen“ (StA VI, 292)⁴ unternommen habe. Er fügte sich nicht, endete in den Augen der Mutter und vieler Bekannter als ewiger Hofmeister, stellenloser Magister und erfolgloser Literat. Vor allem die Mutter begegnete dem Sohn mit tiefem Misstrauen. Noch am 14. Juni 1804 schrieb sie an Sinclair, sie habe ihren Sohn nicht dazu bringen können, „an Kleinigkeiten die unterbleiben könnten zu sparen“ (StA VII 2, 281). Ihr Sohn habe jährlich aus seinem Erbe 125 fl. einzunehmen – eine Untertreibung, man kann auch sagen: eine Lüge, denn tatsächlich waren die Revenuen aus dem gut angelegten Erbver-

⁴ Hölderlin. Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe [StA], hrsg. von Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, 8 in 15 Bdn., Stuttgart 1943–1985.

mögen des Vaters weit höher. Das Erbgut dürfe aber auf keinen Fall angegriffen werden, ein Problem, „weil er“, Friedrich Hölderlin, „nichts berechnen kan“ (ebd.). Die Mutter konnte desto besser „berechnen“, was natürlich nicht ausschließt, dass sie auch zur Täuschung griff, wenn es ihren Zielen diene.

Besondere Beachtung verdienen Hayden-Roys Ausführungen zu Marie Eberhardine Blöst, später verheiratete Gok. Schlägt man im Registerband der Stuttgarter Ausgabe unter ihrem Namen nach, findet man einige wenige Hinweise. Bekannt war natürlich seit langem, dass Hölderlins Halbbruder Carl Gok sich im Jahr 1804 mit ihr, einer entfernten Verwandten der Mutter, vermählt hatte. Carl schrieb dem Bruder Friedrich 1826 von seiner „l. Gattin“ (StA VII 1, 188), im Testament der Mutter erbt die „l. Fr Söhnerin meine grose goldene Kette“ (StA VII 2, 387). Der von Ernst Zimmer und – sicher auf Zimmer zurückgehend – Wilhelm Waiblinger berichtete Umstand, dass die Nürtinger Familie sich, so Waiblinger, genötigt gesehen habe, „ihm den Gegenstand seiner Neigung und Verehrung zu entreißen“ (StA VII 3, 60), und „daß sein Bruder Hölderlins Gelibte geheuerathet hat“ (StA VII 3, 134); wurde bislang von der Hölderlin-Forschung fast völlig ignoriert. Den Anspruch, „Hölderlins Gelibte“ zu sein, sollte Susette Gontard offensichtlich nicht mit einer Ungenannten (deren Identität sich freilich leicht feststellen ließ) teilen müssen.

Die Verfasserin recherchiert und fragt nach. Als Hölderlin 1804 nach Homburg ging, um dort eine Hofbibliothekarsstelle anzutreten, fürchtete die Mutter, er könne nicht in der Lage sein, sein Amt auszuüben. Das ist durchaus nachvollziehbar. Daneben aber, so Hayden-Roy, stand eine andere Angst, nämlich Hölderlin könnte eine Ehe schließen wollen und sein Erbe beanspruchen. Hier kommt nun Eberhardine Blöst ins Spiel, wie die Verfasserin im interessantesten Abschnitt ihres Buches darstellt (288 ff.). Eberhardine war wohl gelegentlich in den Jahren 1802 bis 1803 in Nürtingen zu Gast. Hölderlin, so erwägt Hayden-Roy, könne sie dort getroffen und sich ihr genähert haben. Ob sie Hölderlins „Gelibte“ wurde? Auch im vollen, sexuellen Sinn? Die Verfasserin bringt gute Argumente, dass es im Laufe des Jahres 1803 so kam. Hier wird man allerdings weiter forschen und diskutieren müssen. Nur ein Hinweis. Bekanntlich berichtet Schelling an den gemeinsamen Freund Hegel im Sommer 1803: Hölderlin „vernachlässigt sein Äußeres bis zum Ekel-

haften“ (StA VII 2, 262). Noch als Student hatte Hölderlin sich in seiner Kleidung durchaus standesbewusst gezeigt und war stets sorgfältig gekleidet. Jetzt lief er verwahrlost herum, hatte mit allen Konventionen gebrochen. Das hätte die junge Frau ertragen, ja akzeptieren müssen!

Im folgenden Jahr heiratete Hölderlins Halbbruder Eberhardine. Treffen Hayden-Roys Thesen zu, würde das bedeuten, die Familie hat dem Dichter die junge Frau genommen, die für ihn Flucht aus seiner Isolation und eine Gesprächspartnerin war, die er vielleicht liebte. Der Schmerz des Dichters, die tiefe Demütigung, die Beleidigung des Sohnes und Bruders, das lässt sich leicht nachempfinden. Erschwert wurde die Situation für Hölderlin dadurch, dass er sich gerade in diesem Moment durch die Position in Homburg, so bescheiden sie war, gestärkt fühlte. Sein Selbstbewusstsein wuchs, und jetzt wurde er dermaßen zurückgesetzt. Das folgende Schweigen zwischen Hölderlin und seinen engsten Verwandten, die Abneigung des Mannes im Turm gegen die Angehörigen, die Tatsache, dass Hölderlin seinen Halbbruder nicht kennen wollte, dass die Mutter den Kranken in Tübingen nie besuchte, obwohl sie die Mittel zu einer bequemen Reise leicht aufgebracht hätte, alle diese Gefühle und Unterlassungen fänden so eine überzeugende Erklärung. Fazit: Die Erwägungen Hayden-Roys im Hinblick auf Hölderlin und Eberhardine Blöst sind faszinierend. Sie werden zu weiteren Diskussionen und Recherchen Anlass sein, und damit dürfte die Verfasserin ein wichtiges Ziel erreicht haben.

Hayden-Roy liefert in ihrem Buch eine ganze Reihe neuer Fakten aufgrund zum Teil neu entdeckter oder neu interpretierter Dokumente. So z. B. den Versuch der Familien LeBret und Hölderlin / Gock, durch gegenseitige Besuche (dokumentiert durch bislang unpublizierte Stammbuchblätter) engere Bande zwischen den Familien zu knüpfen, um die Ehe Friedrichs mit Elise LeBret vorzubereiten; überhaupt die Aufwertung der – allerdings problematischen – Beziehung zu Elise LeBret; oder die Klärung der genaueren Umstände der Hochzeit Carl Gok / Eberhardine Blöst, die von Adolf Beck (StA VIII, 10) und Volker Schäfer (HJb 26, 1988–1989, 406, Anm. 23) als „merkwürdig“ bezeichnet worden waren; die erstmalige Veröffentlichung von Abbildungen der Freundschaftsbänder, die die Beziehung zwischen Hölderlin, seinem Halbbruder, seiner Schwester und Eberhardine Blöst belegen, samt der Korrektur der Wiedergabe ihrer Beschriftung in StA VIII, 8 und schließlich

die Korrektur der Sattler'schen Chronologie des Verhältnisses zwischen Hölderlin und Eberhardine Blöst – um nur einiges zu nennen.⁵

Hayden-Roy wählt klug aus und ordnet sorgfältig, stellt Fragen an die Quellen und formuliert Thesen. Die eigenständige Zusammenschau und Interpretation machen den Wert der Darstellung aus. Im Kontext der anderen in diesem Buch nachgezeichneten Biographien ist Hölderlins Entscheidung, der Dichtung zu leben, in ihrer ganzen Schwere erkennbar. Eines ist Hölderlins Dichtung und deren Interpretation. Daneben steht die Kenntnis der Lebenszusammenhänge. Beides gehört untrennbar zusammen. Das vorliegende Buch erschließt den sozialen Hintergrund, mit dem sich Hölderlin zeitlebens auseinandersetzte und vor dem seine Dichtung entstand. Es gibt, man denke an Eberhardine Blöst, zu Diskussionen Anlass. Hier liegt ein Buch vor, das für jeden Hölderlin-Leser künftig unverzichtbar sein wird.

Christoph Prignitz

⁵ Vgl. Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke, Frankfurter Ausgabe [FHA]. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Dietrich E. Sattler, 20 Bde. und 3 Supplemente, Frankfurt a. M./Basel 1975–2008; hier Bd. 20, 115, 217, 230 f., 294 f. u. ö.

Anita-Mathilde Schrupf: Sprechzeiten. Rhythmus und Takt in Hölderlins Elegien, Göttingen: Wallstein 2011, 386 S., 178, z. T. farbige Abb.

Bis in die 1960er Jahre spielte die Taktmetrik bei der Beschreibung von Verstexten eine bedeutende Rolle. Andreas Heuslers Diktum vom Vers als taktierte, takthaltige Rede hat Generationen von Metrikern in den Bann gezogen und wirkt im Übrigen bis heute in die metrische Begriffssprache hinein, etwa im Fall der Termini Auftakt, Kadenz und Rhythmus. Die Taktmetrik behauptet die Verwandtschaft der Verssprache mit der Musik, ihr methodischer Bezugspunkt ist der Vers als Klangereignis, als gesprochene, rezitierte oder auch gesungene Größe.

Mit diesen taktmetrischen Grundüberlegungen hat dann die linguistische Poetik vor allem aus methodischen und damit zusammenhängend auch aus terminologischen Gründen gebrochen. Sie nimmt nicht den vorgetragenen Text, sondern das sprachliche Gebilde des Verstextes zur Grundlage der Betrachtung. In diese fließen die inzwischen gängigen Unterscheidungen von sprachlichen und metrischen Einheiten bzw. Prosodie und Versifikation ein. Zentrale Begriffe der traditionellen metrischen Begriffssprache sind vor allem wegen ihrer Vieldeutigkeit aufgegeben oder präzisiert worden. Rhythmus ist nicht, wie bei Heusler, die sinnfällige Gliederung eines Zeitverlaufs, sondern die Eigenschaft eines Verses, die sich aus der spezifischen sprachlichen Realisierung eines metrischen Musters ergibt. Vom Takt als dem zeitlichen Abstand zwischen zwei Hebungen (Taktschlägen) ist in der linguistischen Poetik gar nicht oder allenfalls am Rande die Rede.

Anita-Mathilde Schrupf geht mit ihrer Dissertation hinter den Stand der linguistischen Poetik zurück, indem sie die Taktmetrik für das Verständnis der Elegien Hölderlins fruchtbar zu machen sucht. Das ist ebenso mutig wie vielversprechend; mutig, weil die mit guten Gründen kritisierte Taktmetrik wiederbelebt wird; vielversprechend, weil nicht nur neue Einsichten in die metrische Verfasstheit von Hölderlins Dichtung in Aussicht, sondern auch in die metrische Verfasstheit von Verstexten überhaupt in Erwartung gestellt werden (vgl. 42).

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 284–286.

Was rechtfertigt den taktmetrischen Zugang zu Hölderlins Elegien? Schrupf beantwortet diese Frage nicht im Rückgriff auf die Elegien selbst, sondern im Rückgriff auf die gattungstheoretische Diskussion, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts über die Elegie geführt worden ist. Das schließt die zeitgenössischen Diskussionen über Metrik und Prosodie sowie über die Möglichkeiten der Nachbildung antiker Versformen im Deutschen ein. Besondere Bedeutung misst Schrupf der musikbezogenen Theorie bei. In der Tat weist die metrische Theorie, die Hölderlin zur Kenntnis nehmen konnte, Berührungen mit der Theorie der Musik da auf, wo sie Metrum und Rhythmus als musikalische Erscheinungen, als geregelte Tonverläufe in der Zeit versteht. Dies wie außerdem die Vortragsfreudigkeit der Goethezeit, die zahlreichen Rezitationslehren, die seit dem 18. Jahrhundert entstanden sind, die verbreitete Zusammenarbeit von Dichtern und Komponisten und die schulische Praxis der Skansion erlauben nach Schrupf die Annahme, dass Hölderlin Dichtung als Ohrenkunst verstanden hat. Die Rechtfertigung für die taktmetrische Analyse der Elegien Hölderlins bezieht Schrupf aus dem literaturhistorischen Kontext, nämlich aus der zeitgenössischen Rede über die Kunst der Elegie. Sie schlussfolgert: „Sehr wahrscheinlich ist auch Hölderlin wie seine Zeitgenossen einem musikalischen Taktdenken gefolgt und hat die Hebungen des elegischen Versmetrons innerlich skandierend gehört.“ (82) Das ist ein Vermutungswissen, das man nicht teilen muss. Es gibt für einen Autor schließlich keinen Zwang, sich an das zu halten, was um ihn herum diskutiert wird. Allerdings gewinnt die Vermutung, Hölderlin habe taktmetrisch gedacht, in dem Maße an Plausibilität, in dem sie Einsichten in seine Dichtung ermöglicht. Der deskriptive Hauptteil der Arbeit (Kapitel 3) und ein interpretierender Teil (Kapitel 4), der sich auf ‘Menons Klagen um Diotima’ konzentriert, ist dem Nachweis der Fruchtbarkeit des taktmetrischen Zugangs gewidmet.

Schrupfs Arbeit bietet viele und vielseitige Beobachtungen zur Verkunst der Hölderlin’schen Elegien: zum Gebrauch der Zäsur und des Zeilensprungs, zur Silbendichte im Vers, zum Verhältnis von Vers und Satzgestalt bzw. Vers und Satzart und zur Akzentstruktur. Die Analyse ist detailfreudig und umsichtig. Sehr zu schätzen ist dabei die Zurückhaltung gegenüber voreiligen semantischen Zuschreibungen zu verstechnischen Verfahren und Phänomenen.

Die Analyse enthält eine doppelte Optik. Einerseits nimmt sie Hölderlins Verse als gesprochene oder als gesprochen zu denkende Verse. Rhythmische Befunde werden mittels „Klopftechnik“ (123) erhoben oder über metrische Erscheinungen wird nach „subjektivem Empfinden“ (165) entschieden. Das kann methodisch nicht überzeugen. Andererseits gibt es Überlegungen, die aus der sprachlichen Gestalt der Elegien heraus die Dimension des möglichen Vortrags der Gedichte berücksichtigen. Welche Anforderungen stellen Enjambements an die Rezitation? (Vgl. 172) Wie ist bei der Rezitation solcher metrischer Zweifelsfälle zu verfahren, die alternative, sich ausschließende Vortragsweisen erlauben? (Vgl. 152) In solchen und ähnlichen Fragen liegen die produktiven Potenziale der Arbeit.

Vielleicht kann man das wiedererwachte Interesse an der Taktmetrik aus einem Defizit der linguistischen Poetik erklären. Deren Streben nach differenzierter Beschreibung der Verssprache hat die Vernachlässigung der sinnlich-akustischen Erscheinung von Vers und Reim, ihres Vortragens und Hörens mit sich gebracht. Um dem aber wieder Geltung zu verschaffen, ist keine Neuorientierung der metrischen Theorie nötig, sondern eine sprachpraktische Anstrengung wünschenswert, die dem gesprochenen Wort der Poesie und ihrem Wohlklang Gehör verschafft, basierend auf systematischen Überlegungen zum Verhältnis von Metrum, Vers und Rezitation.

Burkhard Moennighoff

Niketa Stefa: Die Entgegensetzung in Hölderlins Poetologie, Würzburg: Königshausen & Neumann 2011, 330 S.

Niketa Stefa hat mit ihrer Wiener Dissertation eine Studie vorgelegt, die „die Rolle der Entgegensetzung für das gesamte Werk Hölderlins analysiert“ (9). Die These ist, dass die „Entgegensetzung“ sowohl für Hölderlins philosophische und poetologische Entwürfe als auch für sein poetisches Werk konstitutiv sei. Dementsprechend hat dieses Thema einen großen Niederschlag in der Forschung gefunden. Umso erstaunlicher ist allerdings, dass sich Stefa nur sparsam mit der literaturwissenschaftlichen Forschungsliteratur auseinandersetzt und einschlägige Arbeiten zu ihrem Thema unerwähnt lässt.¹

Im ersten Kapitel, „Quellen und Parallelismen der Idee der Entgegensetzung“ (17–92), wird Hölderlins Denken in zeitgenössische Kontexte eingeordnet. In Auseinandersetzung mit Fichtes „absolutem Ich“, das als Grund des Wissens die Gegensätze von Ich und Nicht-Ich in sich vereinigt (20–28); mit Schillers – sehr umstrittenen! – Konzepten des Idealschönen und der sentimentalischen Idylle, die die Dualismen zum Ausgleich bringen sollen (29–63); mit Sinclairs „reflektierte[r]“ und „transzendente[r] Einigkeit“ (64–86; hier 81) sowie mit Zwillings „Erkundung des Alles als der höchsten Wechselwirkung“ (87–92; hier 92) habe Hölderlin seine eigenen philosophisch-ästhetischen Positionen entwickelt, wie sie etwa in ‘Seyn, Urtheil, Modalität’ (1795), im ‘Fragment philosophischer Briefe’ (1796), in den ‘Hyperion’- (1797/99) und in den ‘Empedokles’-Texten (1797–99), in dem poetologischen Entwurf ‘Wenn der Dichter einmal des Geistes mächtig ...’ (1800) oder in den ‘Anmerkungen zum Oedipus’ (1804) sowie in den ‘Anmerkungen zur Antigonä’ (1804) greifbar seien.²

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 287–290.

¹ So fehlen etwa Michael Konrad: Hölderlins Philosophie im Grundriß. Analytisch-kritischer Kommentar zu Hölderlins Aufsatzfragment ‘Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes’, Bonn 1967; Michael Luhn: Organisation der Natur. Zur Verbindung von Naturerkenntnis, Erinnerungstheorie und ästhetischem Experiment in Hölderlins philosophischem Fragment ‘Das untergehende Vaterland’, Heidelberg 2007.

² ‘Seyn, Urtheil, Modalität’, ‘Fragment philosophischer Briefe’ und ‘Wenn

Stefas Auswahl der genannten Kontexte zeugt von dem Bestreben, eigene Akzente zu setzen. Leider geht sie nur in einer Fußnote (25 f., Anm. 60) auf die Philosophie Spinozas ein, die Hölderlin über die Vermittlung Friedrich Heinrich Jacobis schon 1790 kennenlernte.³ Hätte Stefa Jacobis Spinoza-Buch, die dortige Unterscheidung von „Seyn“ und „Daseyn“⁴ sowie einschlägige Positionen der Forschung berücksichtigt,⁵ so müsste sie nicht darüber spekulieren, ob es sich bei Hölderlins Begriff des „*Seyn[s] schlechthin*“, der in ‘Seyn, Urtheil, Modalität’ den Ur-Grund bezeichnet, der der Trennung von Subjekt und Objekt vorausliegt,⁶ um eine „Übernahme“ oder um eine „Ausarbeitung und Vorwegnahme der neuen Gedanken Fichtes“ handele (23).

Im zweiten Kapitel, „Die Genesis der Entgegensetzung in Hölderlins Poetik“ (93–164), erläutert Stefa die „Konfiguration der Entgegensetzung“ (98) anhand der „Grundfarben der Hölderlinschen Poetik“ (95), nämlich „innerhalb der Natur“ (98–125), „innerhalb des Göttlichen“ (125–133), „innerhalb des Menschlichen“ (134–146) und „innerhalb der poetischen Sprache“ (146–164). Gemeinsam sei jeder Form der Entgegensetzung, dass sie „das Unsetzbare, das Unmittelbare“ voraussetze, „das in den verschiedenen poetischen Bereichen als ihr ursprünglicher Grund geahnt“ werde (95). Die „Weise der Realisierung dieser Entgegensetzung“ verändere sich „im Werk Hölderlins“, so Stefa (95). Am

der Dichter einmal des Geistes mächtig ...’ sind in der Hölderlin-Forschung auch unter den Titeln ‘Urtheil und Seyn’, ‘Über Religion’ und ‘Über die Verfahrungsweise des poetischen Geistes’ geläufig. Ich beziehe ich mich auf Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe [Münchner Ausgabe = MA], hrsg. von Michael Knaupp, 3 Bde., München/Wien 1992–1993; MA II, 49 f.; 51–57 und 77–100.

³ Friedrich Heinrich Jacobi: Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn, Breslau 1785. Zu Hölderlins Exzerpt dieser Schrift vgl. MA II, 39–43.

⁴ Jacobi [Anm. 3], 41 f.

⁵ Vgl. etwa Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe [Klassiker Ausgabe = KA], hrsg. von Jochen Schmidt, 3 Bde., Frankfurt a. M. 1992–1994; KA II, 1086 und 1231; Margarethe Wegenast: Hölderlins Spinoza-Rezeption und ihre Bedeutung für die Konzeption des ‘Hyperion’, Tübingen 1990, 7–54; Dieter Henrich: Der Grund im Bewußtsein. Untersuchungen zu Hölderlins Denken (1794–1795), Stuttgart 1992, 48–92, bes. 48.

⁶ Zu ‘Seyn, Urtheil, Modalität’ vgl. MA II, 49 f., hier 49. Hervorhebung im Original.

„Anfang“ sei sie „eine Harmonische Entgegensetzung, die die Dissonanzen aus der und in die allgemeine Einheit fließen“ lasse (95). In den „Homburger Werken“ entwickle sich die „Harmonische Entgegensetzung herabsteigend“ und habe „die Funktion einer Gegenüberstellung der Gegensätze mit einer äußeren Sphäre“ (96). „Die spätere Tendenz der Entgegensetzung“ habe „die Funktion eher einer Vermischung statt einer Entgegen- und Gegensetzung“ (96).

Was in der Einleitung zum zweiten Kapitel so strukturiert erscheint, erweist sich bei der Lektüre der einzelnen Unterkapitel als schwer nachvollziehbar. Zudem ist Stefas Abgrenzung der einzelnen Werkphasen nicht immer einleuchtend, wenn man sich die Entstehungsdaten der Hölderlin’schen Texte, die als Beispiele herangezogen werden, vergegenwärtigt. In Kapitel 2.1.1 (98–107) beispielsweise, das zum Thema Natur „hauptsächlich das frühere Werk Hölderlins“ behandeln soll (98), finden sich Textbeispiele, die zeitlich vom ‘Hyperion’ (1797/99) über den ‘Empedokles’ (1797–1799), ‘Chiron’ (1802/03), ‘Vom Delphin’ (um 1803) und ‘Mnemosyne’ (1803/05) bis zu zwei Turmgedichten reichen, die jeweils mit ‘Der Winter’⁷ überschrieben sind.

Im dritten Kapitel versucht Stefa „Eine poetologische Untersuchung der Entgegensetzung“ (165–248) zu leisten. Hölderlin nehme „von Anfang an die Entgegensetzung als eine gemeinsame Konstruktions- und Konstitutionsbedingung des Bewusstseins und des Lebens wahr“ und vertrete in seinem Werk durchgehend „eine ursprüngliche Lebendigkeit des Einen“ (173). Dieses trage in sich die „Tendenz zu Differenzierung“ und die „Tendenz zu Vereinigung“ (173). Je nach „Konstituierung und Realisierung [der] verschiedenen Bestandteile“ „aus dem und in dem Einen-in-sich-selbst Unterschiedenen“ (173 f.) entwickelt Stefa unterschiedliche Arten der Entgegensetzung innerhalb der All-Einheit: die „harmonische Entgegensetzung“ im Schönen (181–184), die „gerade Entgegensetzung“ (185–195), die „geradeste und harmonischere Entgegensetzung“ (196–202), die „reine Entgegensetzung“ (203–222) und die „uneigentliche Entgegensetzung“ (223–233). Schließlich erwägt Stefa die „Aufhebung der Entgegensetzung“ (234–248), die sie vor allem

⁷ Es handelt sich um die beiden Gedichte ‘Der Winter’ („Wenn bläicher Schnee ...“; 1841) und ‘Der Winter’ („Wenn sich der Tag des Jahrs ...“; 1842/43).

in den Turmgedichten realisiert findet. Auch für dieses Kapitel gilt: Es ist nicht leicht, die Ausführungen der Autorin nachzuvollziehen.

Die Studie, die sich ohnehin mit komplexen Sachverhalten beschäftigt, ist in einer schwer verständlichen Sprache geschrieben, die zudem häufig Hölderlin-Zitate in die eigenen Sätze montiert, sodass der Leser den Eindruck gewinnt, Hölderlin werde nicht ausgelegt, sondern mit Hölderlin paraphrasiert.⁸ Flüssiger dagegen liest sich das vierte Kapitel, „Exkurs zur Nachwirkung Hölderlins“ (249–271), das die Funktion der Hölderlin-Zitate in Elfriede Jelineks ‚*Wolken. Heim*‘ (1988) analysiert und zu den gelungenen Passagen der Arbeit gehört.

Gabriele von Bassermann-Jordan

⁸ Vgl. etwa die Paraphrase des ‚*Patmos*‘-Zitats, das zur Illustration des zugrunde gehenden Selbstbewusstseins in der Vereinigung mit dem Göttlichen dienen soll: „Sein Zeichen ist still am donnernden Himmel.“ (62).

Cori Mackrodt: *Aufbrechende Schrift. Textgenetische Lektüren von Friedrich Hölderlins ‚Der Einzige.‘*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, 366 S. [mit CD-ROM]

Es ist begrüßenswert, dass in jüngster Zeit monographische Arbeiten zu Hölderlins Werk sich – vermittelt über das Handschriftenstudium – intensiv mit Einzeltexten bzw. einzelnen Entwurfskomplexen beschäftigen. Die Versenkung ins Detail komplementiert dabei die Versuche, das Verständnis der Hölderlin’schen Gedichtproduktion durch die Herausarbeitung größerer Zusammenhänge zu befördern. Bei dem beträchtlichen Komplexionsgrad des Hölderlin’schen Œuvres ist es notwendig, das allgemeine Verständnis und Vorverständnis immer aufs Neue in mikrologischen Studien zu prüfen und dann, wenn das Detail sich einer Integration in das vermeintlich gesicherte Ganze widersetzt, das allgemeine Verständnis dementsprechend zu modifizieren oder – auch das kommt vor – zur Gänze aufzugeben.

Die Arbeit Mackrodt’s konzentriert sich ganz auf den Gedichtkomplex, der von Hölderlin mit ‚*Der Einzige*‘ überschrieben worden ist und der seit den achtziger Jahren immer wieder das Interesse der Forschung auf sich gezogen hat.¹

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 291–296.

¹ Detlev Lüders: Gehört Hölderlins sogenanntes Warthäuser Fragment zur Hymne ‚*Der Einzige*‘? In: *Studien zur deutschen Literatur. Festschrift für Adolf Beck zum 70. Geburtstag*, hrsg. von Ulrich Fülleborn und Johannes Krogoll, Heidelberg 1979, 113–124. – Michael Franz: *Das System und seine Entropie. „Welt“ als philosophisches und theologisches Problem in den Schriften Friedrich Hölderlins* (Diss. Saarbrücken 1982). – Jochen Schmidt: Hölderlins hermetisch-geschichtsphilosophische Hymne ‚*Der Einzige*‘. Erstmalige Dechiffrierung der zweiten Fassung. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 31, 1987, 163–198; ders.: Hölderlins geschichtsphilosophische Hymnen ‚*Friedensfeier*‘ – ‚*Der Einzige*‘ – ‚*Patmos*‘, Darmstadt 1990. – Emery E. George: Hölderlin’s Hymn ‚*Der Einzige*‘. Sources, Language, Context, Form, Bonn 1999. – Johann Kreuzer: Philosophische Hintergründe der Christus-Hymne ‚*Der Einzige*‘. In: HJb 32, 2000–2001, 69–104; ders.: Philosophische Hintergründe der Gesänge ‚*Der Einzige*‘ und ‚*Patmos*‘ von Friedrich Hölderlin. In: *Geist und Literatur. Modelle in der Weltliteratur von Shakespeare bis Celan*, hrsg. von Edith Düsing

Neu ist an Mackrodts Studie² – mit Bezug auf dieses Gedicht – die radikale Ausrichtung ihrer Analyse an der unabgeschlossenen Handschrift und das Ernstnehmen ihres Entwurfscharakters.³ Die noch in den siebziger und achtziger Jahren primär auf Elemente des Stofflichen⁴ konzentrierte Forschung wird auf eine stärker philologische und der Manuskriptlage adäquatere Basis gestellt. Das heißt nicht, dass in Mackrodts Arbeit die theologisch-philosophischen Aspekte des Entwurfs – etwa bei der Rolle, die „Christus“ in ‚Der Einzige‘ spielt – keine Aufmerksamkeit fänden (im Gegenteil), doch werden sie stets vor dem philologischen Hintergrund der Manuskriptlage diskutiert.

Die Fülle an interessanten und wertvollen Einzelbeobachtungen, die die Studie hierbei auf ihren über 340 Seiten (exklusive Bibliographie) mitteilt, sträubt sich des Resumés. Hervorzuheben ist, dass sich die Arbeit durchweg den Gang der Untersuchung durch den Gegenstand selbst vorgeben lässt. Geduldig folgt Mackrodt in ihrer Interpretation der Struktur der Entwürfe und an viele ihrer Detailbeobachtungen lassen sich fruchtbare Überlegungen anknüpfen.

Wenn sich gleichwohl ein zwiespältiger Eindruck bei der Lektüre ergibt, hängt das mit methodischen Unzulänglichkeiten der Studie zusammen. Zunächst ist da der laxer Umgang mit begrifflichen Vorausset-

und Hans-Dieter Klein, mit einer Einleitung von Annette und Linda Simonis, Würzburg 2008, 107–136.

² Mackrodt hatte Vorüberlegungen bereits in ihrem Aufsatz ‚Wüste – Kleblatt – Abgrund. Schriftorte und Schreiborte in Hölderlins ‚Der Einzige‘. In: „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum“. Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte, hrsg. von Martin Stingelin, München 2004, 191–203, publiziert.

³ Die methodischen Hintergründe der Weigerung, eine *Entwurfshandschrift* als *Text* darzustellen und zu deuten, sind – wie auch die begriffliche Differenzierung von *Entwurf* und *Text* überhaupt – seit 1994 im Rahmen der von Peter Staengle und mir herausgegebenen historisch-kritischen Franz Kafka-Ausgabe erläutert und in der praktischen Editionsarbeit umgesetzt worden. Mackrodt ignoriert diese Vorarbeiten, obschon sie an deren Grundannahmen durchgängig anknüpft.

⁴ Die Frage nach dem genauen Verhältnis von Christus, Herakles und Dionysos etwa ist eine solche stoffliche Frage, zu deren Beantwortung früher ausschließlich semantische und syntaktische Überlegungen angestellt wurden, ohne die spezifische Vergestalt des Gedichts – und sie erst macht in diesem Fall das Gebilde zu einem poetischen – zu berühren.

zungen. So wird der Rede vom Rätsel in der Untersuchung Mackrodts eingangs und am Ende (321–343) der Studie eine zentrale Bedeutung zugewiesen, ohne dass der Begriff Rätsel zureichend reflektiert wird. Einleitend behauptet Mackrodt: „Der Entwurf ›Der Einzige.‹^[5] ist ein Rätsel. Er ist rätselhaft, was seine Textgestalt, er ist rätselhaft, was seine Thematik anbelangt.“ (9) Das *editorische* Rätsel besteht für Mackrodt darin, dass der handschriftliche Entwurf immer wieder in verschiedene Textkonstitutionen gefasst worden ist, ohne dass eine abschließende Lösung der spezifischen textkritischen Probleme in Sicht gekommen wäre.⁶ Das *thematische* Rätsel „lässt sich auf die Frage zuspitzen, in welchem Verhältnis der Titel ›Der Einzige.‹ zu dem im Grundriss auf neun Strophen angelegten Entwurf steht. Beide scheinen sich zu widersprechen, scheint doch der Titel die Einzigkeit des hier [...] beim Namen genannten Christus zu behaupten, der Entwurf dagegen um die Frage nach der Vergleichbarkeit von Christus mit Dionysos und Herakles zu kreisen.“ (9f.) Im Verfolg konkretisiert Mackrodt diesen Punkt. Hölderlins Entwurf soll „als Rätsel gelesen werden“ und zwar so, „dass das Rätsel und die Doppeldeutigkeiten als konstitutiv für den Entwurf angesehen werden. Das heißt, dass das Lesen nicht darauf ausgerichtet ist, das Rätsel zu lösen und zwischen dem Einen und dem Anderen zu entscheiden, sondern die Aufgabe hat, sich auf die irreduzible Doppeldeutigkeit einzulassen und so das Doppelte, die Unentscheidbarkeit, als das Thema [...] des Entwurfes zu begreifen.“ (13f.)

Abgesehen davon, dass „Unentscheidbarkeit“ abstrakt als Thema eines derart konkret durchgearbeiteten Werkkomplexes zu statuieren, der Hölderlin'schen Konzeption eine erstaunliche Dürftigkeit unterstellt;⁷ und ebenso abgesehen davon, dass es keineswegs ausgemacht

⁵ Mackrodt setzt, in Entsprechung zum handschriftlich notierten Titel Hölderlins, durchgängig einen Punkt hinter dem Gedichttitel. Im Fließtext wirkt das etwas störend.

⁶ Dieser Punkt ist bei nicht endgültig vom Autor redigierten Entwürfen trivial und zählt auch nicht zu den Spezifika gerade dieses Gedichts. Analoges ließe sich für alle Entwürfe des Hölderlin'schen Spätwerks, aber auch für den Nachlass Kafkas sagen.

⁷ Die Ausführungen am Ende des Bandes konkretisieren die Rede von der Unentscheidbarkeit allerdings (im Hinblick auf die Relationen von Christus, poetischem Ich und deren Vergleichbarkeit mit Herakles und Dionysos). Teilweise wirkt das wie eine Revision der Einleitung, denn hier wird auch die Iden-

ist, mit der Rede vom „Einzigem“ sei tatsächlich Christus gemeint (eine genauere Auseinandersetzung mit den begrifflichen Spekulationen innerhalb der Trinitätslehre wäre wünschenswert gewesen, auf Seite 10 wird das Problemfeld nur gestreift) – Rätsel sind *per definitionem* auflösbar, sonst wären es keine Rätsel.⁸ Ihre sprachliche Gestalt ist eine semiotische Konstellation, die, weit entfernt davon, unauflösbar zu sein, eineindeutig auf ihre unausgesprochene (aber prinzipiell immer aussprechbare) Lösung verweist. Ein Rätsel, das zählbar oder unzählbar *viele* Lösungen hätte, wäre ebensowenig eines wie dasjenige, das *keine* Lösung bereithält. Was Mackrodt zu meinen scheint, wäre besser im *terminus* des Problems zu fassen gewesen. Ähnlich unangemessen wie die Rede vom Rätsel erscheint mir passim die modische Verwendung des Wortes Inszenierung (z. B. 60) für die Praxis einer Textkonstitution (bei Vorliegen von ausschließlich Entwurfshandschrift). In zwanzig Jahren wird man hier nur noch den Sukkurs bei einer zeitbedingten modischen Sprachgeste erkennen können.

Ein zweiter, sich durch die gesamte Arbeit ziehender Mangel ist das Fehlen einer zureichenden Verstheorie. Hölderlins Entwürfe zu lyrischen Texten lassen sich – wie alle Lyrik – nach dem Verhältnis von Koinzidenz oder Differenz von metrischer (Vers) und syntaktischer Ordnung beschreibend gliedern. Dazu liegt ein bis in die Mikrostruktur der Kola vordringender wie auch immer unvollständiger Versuch in meiner Arbeit zu ‘Andenken’ und ‘Mnemosyne’ vor.⁹ Man muss das nicht mögen oder teilen, aber man sollte nicht so tun, als gäbe es das nicht, und für Strukturbeschreibungen Zuflucht bei dem sehr groben *locus communis* von ‚Pindarischer Struktur‘ und einer sehr äußerlichen Zahlenspekulation suchen (133–148), um den Phänomenen gerecht zu werden. Die Rede von drei Triaden¹⁰ insbesondere ist äußerlich. So steht

tifikation von „Einzigem“ und Christus zurückgenommen. Der Titel ist jetzt „sowohl auf Christus als auch auf das Ich zu beziehen [...], wie es sich in den beiden Fragen der ersten Strophe thematisiert.“ (325).

⁸ Das Rätsel der Sphinx, das Ödipus zu lösen hatte, ist ein gutes Beispiel. Gäbe es noch mehr Auflösungen als ‚der Mensch‘ – es wäre kein Rätsel; gäbe es keine, desgleichen.

⁹ Roland Reuß: „... / Die eigene Rede des andern.“ Hölderlins ‘Andenken’ und ‘Mnemosyne’, Basel/Frankfurt a.M. 1990.

¹⁰ I: Strophe 1–3; II: Strophe 4–6; III: Strophe 7–9.

– um ein instruktives Beispiel zu geben – am Ende der zweiten Strophe des Entwurfs im Homburger Folioheft ein Semikolon. Die spezifische Koinzidenz der metrischen Einheiten von Versende und Strophenende an dieser Stelle einerseits und die Anzeige, dass die Periode hier gerade *nicht* zuende ist, andererseits, führen dazu, dass Strophe 2 und 3 formal enger zusammen gehören und gegenüber der ersten Strophe als ein in sich differenzierter Block stehen (1–2–3 versus 1–[2–3]).

Dergleichen feingliedrige Differenzierungen gehen in der vorliegenden Arbeit leider ebenso verloren wie signifikante Phänomene in der Prozessualität poetischer Verssprache. Um auch hier ein instruktives Beispiel zu geben: Ich kann mir nicht vorstellen, eine Interpretation des ersten Entwurfs der ersten Strophe im Homburger Folioheft zu geben, ohne dabei die (im Wortsinn) revolutionäre Wendung in deren letzten Vers zu würdigen, die *erst von diesem Ende her* die Verse von Vers 5 an *rückwirkend* zu einer Frage reflektiert („Denn wie in himmlische / Gefangenschaft verkauft / Dort bin ich, wo Apollo gieng / In Königsge- stalt, / Und zu unschuldigen Jünglingen sich / Herablies Zevs und Söhn’ in heiliger Art / Und Töchter zeugte / Der Hohe unter den Menschen?“; Version des Homburger Foliohefts). Die eigentümliche Redetendenz, die in Vers 5 einsetzt, ist die gesamte Sprachbewegung durch die Verse 5–12 hindurch noch nicht Frage, sondern zunächst Begründung.¹¹ Dass diese schließlich in eine Frage umgebogen wird, ist von der Interpretation als Scheitern der Begründungsbewegung (als deren Selbstinfragestellung) zu begreifen – und diese Selbstinfragestellung ist *ein Ereignis* im poetischen Sprechen selbst (seiner Performanz, nicht des Ausgesprochenen), das als solches der Interpretation bedarf. Mackrodts Auslegung folgt einseitig nur der Struktur des Entwurfs, die prozessuale Genese poetischen Sprechens in Versen bleibt von ihr unberücksichtigt.¹²

¹¹ „Mit dem Einsatz der zweiten, acht Verse umfassenden Frage wird der Horizontalen, die den Raum der ersten Frage konstituiert, ein sich über die Vertikale konstituierender Raum entgegengesetzt.“ (155).

¹² Man kann deren Bedeutung bereits am ersten Vers studieren („Was ist es, das“), der die Partikel der *Relation* (eben das Relativpronomen „das“) sozusagen *absolut* der aristotelischen Frage nach der Substanz entgegengesetzt – mit dieser abstrakten Entgegensetzung macht das Gedicht seinen Anfang. Ohne Aufmerksamkeit auf die Vergestalt des Sprechens kommt man hier nicht sehr weit.

Trotz dieser Mängel – die zu beheben eine deutlich umfangreichere Arbeit notwendig gemacht hätte – belebt die Arbeit Mackrodt die Auseinandersetzung mit einem der wohl wichtigsten Entwurfskomplexe des Hölderlin'schen Spätwerks. Die Absicht, sich intensiv mit der handschriftlichen Basis der Hölderlin-Exegese zu beschäftigen, ist erkennbar und zu loben. Sie ist, mit den genannten methodischen Abstrichen, auch weitgehend realisiert und wird für künftige interpretatorische Auseinandersetzungen mit 'Der Einzige' als provozierender und anregender Ausgangspunkt dienen können. Der Verlag hätte dem Buch im übrigen auch eine echte Kursive spendieren können.

Roland Reuß

Humanitas. Rivista bimestrale di cultura 67, 2012, Heft 1: Friedrich Hölderlin. *Pensiero e poesia*, Brescia: Editrice Morcelliana, 176 S.

Italien hat sich in den letzten Jahren als ein besonders produktives Terrain der Hölderlin-Forschung etabliert. Paradigmatisch dafür steht nicht nur die auch im deutschen Sprachraum vielbeachtete, vorzüglich kommentierte Ausgabe der Gedichte Friedrich Hölderlins von Luigi Reitani für Mondadoris Klassiker-Edition *I Meridiani* (2001), sondern auch die kürzlich in Rom erfolgte Gründung einer italienischen Ortsvereinigung der Hölderlin-Gesellschaft, wo der hier vorzustellende Band als eine Art Inauguralschrift fungierte.

Der von Elena Polledri herausgegebene Hölderlin-Schwerpunkt der Zeitschrift *Humanitas* präsentiert in Form von zwölf Beiträgen eine Bestandsaufnahme der gegenwärtigen italienischen Hölderlinforschung und bietet dem der Landessprache Kundigen insofern einen hervorragenden Überblick über deren Richtungen. Die knappen Darstellungen – zwischen zwei und vierzehn Seiten – sind zum Großteil Konzentrate bereits publizierter oder im Entstehen befindlicher größerer Arbeiten, ergänzt durch kurze *Abstracts* auf Englisch. Viel stärker als im deutschen Sprachraum gerät dabei Hölderlin als ein philosophischer Autor in den Blick: Der Großteil der Beiträge setzt sich mehr mit inhaltlichen Aspekten von Hölderlins Denken als mit formalen Charakteristika seines Dichtens auseinander. Nicht ganz überzeugt die Auswahl der den Band organisierenden Stichworte, die den Anspruch erheben, Schlüsselfunktion zu besitzen, aber wohl zunächst den Forschungsthemen der Autoren geschuldet sind: Dankbarkeit, Liebe, Kunst, Gesang („Nachtgesänge“ *versus* „vaterländische Gesänge“), Bestimmung des Menschen, Ästhetik, Heimat, Italien, Topographie und Theater.

Daniele Goldoni (Venedig) und Barbara Santini (Padua) analysieren die zentrale Bedeutung, die das Konzept von Dank und Dankbarkeit für Hölderlins Entwurf einer gelungenen Existenz besitzt, als Ausdruck und Medium einer das Subjekt überwindenden Haltung zur Welt und als Ursprung eines religiösen Gefühls, das weit über die disziplinären

Grenzen der Religion hinaus das Weltverhältnis und geistige In-der-Welt-Sein des Menschen bestimmt. Francesca Zugno (Venedig) wirft ein von 'Hyperion' ausgehendes Schlaglicht auf die Rolle der Liebe als idealistische Synthese von Identität und Differenz und deutet die Relevanz der intellektualen Anschauung aus diesem Zusammenhang. Andrea Mecacci (Florenz) und Mauro Bozzetti (Urbino) widmen sich Fragen der philosophischen Ästhetik: Bozzetti kontextualisiert Hölderlins Ansätze zu einer ästhetischen Theorie im Zeitkontext von Hegels Idealismus und erkennt die Rolle der dichterischen Sprache bei Hölderlin als schöpferische Utopie einer Versöhnung von Idealität und Realität. Auch Mecacci geht von einer Parallele von Hölderlins und Hegels Kunstauffassung aus, welche die Existenz der zeitgenössischen artistischen Produktion durch die aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse gefährdet sieht und motiviert von hier aus überzeugend und anregend die ‚modernistischen‘ poetologischen Implikationen in Hölderlins Dichtung, wie die Verabschiedung eines Linearitätsdenkens oder die Urgenz einer ‚Neuen Mythologie‘. Laura Anna Macor (Padua) zeichnet mit einem begriffsgeschichtlichen Ansatz die Diskussionen um die Bestimmung des Menschen im 18. Jahrhundert nach und verortet Hölderlins Konzeption des Dichterberufs als Beitrag zu derselben. Elena Polledri (Udine) kommentiert Hölderlins Unterscheidung von „Nachtgesängen“ und „vaterländischen Gesängen“ im Horizont unterschiedlicher Zeitrelationen: Wurzelten die „Nachtgesänge“ in der limitierten Gegenwart, so stellten die „vaterländischen Gesänge“ kühne Zukunftsentwürfe dar. Luigi Reitani (Udine) verfolgt die hochgradig ambivalente Gestaltung des Themas Heimat in Hölderlins Lyrik: erweise sich Heimat einerseits als idyllischer Zielort, sei sie andererseits infiltriert von der Sehnsucht nach oder dem Einbruch von ‚anderem‘. Chiara Sandrin (Turin) konstatiert eine analoge Zwiespältigkeit in Topographien von Wüste und Meer, die sie beispielhaft und detailliert als symbolische Darstellungen der späten poetischen Verfahrensweise Hölderlins interpretiert.

Giovanna Cordibella (Bern) und Marco Castellari (Mailand) werfen vom 20. Jahrhundert aus einen Blick auf Hölderlin: Cordibella analysiert die Entwicklung des Hölderlin-Bildes in den italienischen literarischen Zeitschriften zwischen den beiden Jahrhundertwenden; Castellari schließlich propagiert eine originelle Inversion der Perioden, wenn er die Komplexität von Hölderlins Theaterproduktion über deren

Rezeption im 20. Jahrhundert in den Blick bekommen möchte und dabei fordert, Hölderlins Dramentexte müssten stärker als bisher in ihrer Zeit verortet werden, denn nur so werde ihr experimenteller, ja provokativer Charakter sichtbar. Man darf gespannt sein auf die Durchführung dieser anspruchsvollen These in der annoncierten Dissertation.

Uta Degner

Hans-Jürgen Malles: Kennst du Friedrich Hölderlin?, Weimar: Bertuch 2012, 144 S.

Hölderlin, der schwierige – ein Dichter nur für Spezialisten? Hans-Jürgen Malles hat den an sich verdienstvollen Versuch unternommen, Hölderlin „für Leser ab 17 Jahren“ aufzubereiten. Doch bereits im ersten Absatz seiner Einleitung betont er diese „Schwierigkeit“ des Dichters in einem Maß, dass es einen jungen Leser eher demotivieren dürfte. Dabei wurde auf weite Teile des Œuvres verzichtet: zu Recht auf die theoretischen Schriften, aber auf den ‘Empedokles’? Die späten Hymnen? Finden sich da nicht Passagen, die aufnahmebereite Schüler unmittelbar, durch den bloßen „Kontakt“ mit der Sprache erzittern lassen? Malles lässt Hölderlin in seinen Gedichten und dem ‘Hyperion’ sehr ausführlich zu Wort kommen, Erklärungen sind auf ein Minimum beschränkt – was sie oft unverständlich macht und der Leser sich dadurch im Stich gelassen sieht. Ein paar Beispiele mögen genügen: Ein Schüler scheitert mit Sicherheit an Formulierungen wie Schönheit als „höchster Vereinigungspunkt ästhetischen Denkens“ (10; vgl. 32); dabei pflegt der Autor gelegentlich ein Pathos, das einen jungen Leser eher abschreckt, z. B. „sein poetischer Flug beschreibt eine *exzentrische Bahn*“ (27) (der Begriff ist unterminologisch verwendet); ähnlich 57: In Susette Gontard „begegnet Hölderlin die Dichtung selbst.“ Und noch oberflächlicher: „Diotima (= S. G. [?]) ist Griechenland.“ (57); „Die ewige Wiederkehr des Lichts [...] und die Erkenntnis des Schönen werden Hölderlin zu Voraussetzungen für die Harmonisierung aller in ihm widerstreitenden Gegensätze: Liebe und Existenz, Dichtung und Deutschland“. (76)

Durchaus ansprechend aber die Einstimmung: das Riemersche Porträt, zwei Zitate, die durch ihr Thema – Kritik an der Gegenwart, elitäres Bewusstsein – dazu geeignet sind, im jungen Leser eine gewisse Seelenverwandtschaft spüren zu lassen.

Gut nachvollziehbar und eindrücklich auch das Kapitel „Psychogramm: Wie wird man ein Dichter?“ (15–26); in der Darstellung der Tübinger Hymnen allerdings wäre eine Leseanleitung wünschenswert:

eine Erläuterung bestimmter Kernbegriffe (z. B. derjenigen, die erst auf Seite 35 zusammengestellt sind), die der Schüler dann in den Textbeispielen auffinden kann. Ansprechend ist die Darstellung von Hölderlins Verhältnis zur Französischen Revolution.

Den größten Raum in der Fülle der zitierten Texte (über ein Drittel des ganzen Buches) nehmen Passagen aus dem ‘Hyperion’ ein. Ihre knappe Kommentierung beschränkt sich fast ausschließlich auf Inhaltliches, keine Hinweise auf die Reflexionsstruktur des Romans oder auf die pantheistische Grundhaltung, die Texte sollen und können für sich sprechen.

Natürlich steht Malles vor dem Dilemma, die Dichtungen entweder nicht ausreichend zu kommentieren oder durch zu viel Kommentar den Zugang zu erschweren. Diesem Dilemma kann er nur entgehen, indem er jugendliche Leser emotional anspricht. Wohl deshalb lässt er den Dichter so ausführlich zu Wort kommen. Allerdings vermisst man Themen, die Schüler anregen können: z. B. Hölderlins Scheitern an einer Umwelt (Kapitel 5 nur auf Susette Gontard bezogen), in die er nicht hineinpasst, die er verändern will (die Parole „Reich Gottes“ wird Seite 43 nur einseitig erklärt), aber daran zerbricht – dazu das Bild des „wahnsinnigen Dichters“ im Turm (Hölderlins „geistige Verwirrung“, 10, wird nirgends problematisiert); Hölderlins Erleben der Natur als etwas Göttlichem; die existenzielle Bedeutung des Dichterberufs (in Kapitel 2 nur biographischer Ansatz); warum nicht ein Kapitel „Hölderlin als Liebender“? Einen sehr gelungenen emotionalen Zugang über das laute Lesen lässt die Einführung in ‘Hälfte des Lebens’ erkennen; so etwas hätte man sich öfter gewünscht.

Im Literaturverzeichnis vermisst man eine Empfehlung: Wenn ein junger Leser durch die vielen Hölderlin-Texte – und das ist entschieden der Vorzug des Buches – Feuer gefangen hat, wird er nach einer guten, erschwinglichen Ausgabe fragen.

Hölderlin, der schwierige – ein Dichter nur für Spezialisten: beides mag für den vom Autor intendierten Leser wohl jetzt feststehen. Aber im besten Fall wird er von der Schönheit der dargebotenen Texte ergriffen werden.

Klaus Furthmüller

Friedrich Hölderlin: Selected Poems. Bilingual edition. Edited and translated with a preface, introduction and notes, by Emery George, Princeton: Kylix Press 2012, lxxvi, 963 pp.

American literary critic, poet, and Professor emeritus of German (University of Michigan, Ann Arbor), Emery E. George, whose fascination with Hölderlin began nearly 60 years ago, and whose publications on the poet span the last four decades, offers with this hefty volume the largest collection to date of English translations of Hölderlin's poems, including 65 poems translated for the first time. The volume begins with a detailed chronology of the poet's life and works (xxiii-xxxvi), followed by a lengthy introduction, which includes a discussion of the evolution of Hölderlin's poetry, a justification for his selection, and a statement of his "philosophy of translation" (xxxvii-lxxi). Perhaps most noteworthy in the introduction is George's unquestioning restatement of Pierre Bertraux's theory, to which few Hölderlin scholars would subscribe today, that the poet "feigned mental illness to avoid arrest in connection with his friend Sinclair's trial for high treason" (lviii).

The original German texts, most of them taken from the Stuttgart Edition¹ (StA), are presented *en face* with the English translations. According to the introduction, George began translating in earnest in 2003 (xx); it is mystifying, therefore, that he did not choose to work from the most text-critically dependable Hölderlin edition available, that of Michael Knaupp² (1993), but rather followed the older, in many respects outdated StA. Thus we find, largely unaltered, Beißner's generic organization of the poems from 1800–1806: "Odes", "Elegies and Hexameters", "The Late Hymns" (roughly a combination of Beißner's "Einzelne Formen" and "Vaterländische Gesänge"; quite aside from the problematic designation of "hymn" for Hölderlin's late poems, the term certainly should not be applied to the three free verse poems – 'Hälfte

HÖLDERLIN-JAHREBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 302–307.

¹ Hölderlin. *Sämtliche Werke*. Stuttgarter Ausgabe [StA], hrsg. von Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, 8 in 15 Bdn., Stuttgart 1943–1985.

² Friedrich Hölderlin. *Sämtliche Werke und Briefe* [Münchener Ausgabe = MA], hrsg. von Michael Knaupp, 3 Bde., München/Wien 1992–1993.

des Lebens', 'Lebensalter', and 'Der Winkel von Hahrdt' – which George lumps together in this group, and which unfortunately remain separated, as in the StA, from the six odes with which they were originally published³); "Hymnic Drafts and Fragments" (again replicating the StA), and "Numbered Fragments and Prose Poems", a selective reproduction of Beißner's hodgepodge "Pläne und Bruchstücke", whose numbering system George also saw fit to preserve in his edition. While in his introduction he suggests that his readers envision the Homburger Folioheft before them (liii), arguing that there is something to be learned from the manner in which Hölderlin penned his texts here, he has not provided a translation that facilitates this imaginative work, as the Knaupp edition to a considerable degree does. George's editorial decision is all the more surprising given his contribution to the facsimile edition of the Homburger Folioheft in the Frankfurt Edition.⁴

The new material George provides in this volume spans the poet's oeuvre. The juvenilia, which have been largely ignored by other English translators, are represented here with fourteen poems. George's selection from this period, which is meant to define a developmental trajectory to the poet's mature works, favors the unrhymed poems written in classical meters over the rhymed verses; none of Tübingen poems designated by the poet as "Hymnen" is included in the collection. George does, however, give a small sampling of the rhymed poems extending into the Frankfurt period, including 'Griechenland', 'Das Schicksaal', 'An die Unbekannte', and 'Diotima' (later version: 'Leuchtest du wie vormals nieder ...'), all making their first appearance in English. Another welcomed first is the verse narrative, 'Emilie vor ihrem Brauttag'. From the later work George has provided first translations of the first two drafts of 'Das Nächste Beste', as well as heretofore untranslated variants of 'Friedensfeier', 'Der Einzige', 'Kolomb', 'Dem Fürsten', and

³ George may also have had Michael Hamburger's translation in mind here; he, too, includes the three free verse poems among "The Hymns". Friedrich Hölderlin: *Poems and Fragments*, translated by Michael Hamburger. Oxford 2004, 456–461.

⁴ Friedrich Hölderlin. *Sämtliche Werke*, Frankfurter Ausgabe [FHA]. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Dietrich E. Sattler, 20 Bde. und 3 Supplemente, Frankfurt a. M./Basel 1975–2008; here Suppl. III. Homburger Folioheft, Faksimile-Edition, ed. by D. E. Sattler and Emery E. George, 1986; George does refer his readers to this edition in his introduction (liii).

a number of late fragments. The new material also includes fourteen previously untranslated tower poems.

George's roughly 100 pages of critical notes on the poems also distinguish his volume from other English translations, none of which with the exception of Nick Hoff's 'Odes and Elegies',⁵ offers commentaries this rich in detail. He provides information on the date, place, and circumstances of composition, and limited clarifications of allusions to persons and events, and of textual ambiguities and problems of interpretation.

My discussion of George's translations must be selective; it would be impossible to examine thoroughly the 400 pages of English text in this volume. His stated aim is to provide an "idiomatically American" translation (lxvii), and while he acknowledges that his work would be "unthinkable" without that of Michael Hamburger (xix), to whose memory the volume is dedicated, it is meant to stand alongside Hamburger's work. And here George's exertions fall short on a number of levels.

First, the translations are peppered with irritating stylistic infelicities, of which I can give only a small selection here. Sometimes it is a matter of failing to approximate Hölderlin's tone. In 'An die Ruhe' "wandelt" (l. 21) is rendered far too casually as "saunters", and "harret er [...] des längern Schlummers" (l. 27f.) as "waits out [...] a decent night's rest." (31) One must question both "waits out", which means to endure something unpleasant ("we waited out the storm"), rather than the intended expectation of desired slumber; as well as the pedestrian formulation, "a decent night's rest", which misses Hölderlin's elevated diction. In 'Diotima' (later version) he translates "Götterbotin" (l. 46) as "Postal lady of gods" (105). Christ "traveled" to heaven in 'Der Einzige' (first version, 519, l. 103); here Hölderlin is citing Luther's German Bible (I Peter 3:22), on which a similar formulation in the Apostolicum is based, and so the English counterpart in both texts, "ascended", must be used. In the third and fourth drafts of 'Der Einzige' George renders "begehrt" (l. 80 in third, l. 13 in fourth) as "hankers after" (533, 535), a verb that sounds right in the mouth of Huckleberry Finn, but must cause raised eyebrows when ascribed to Hölderlin. I would also take umbrage with

⁵ Friedrich Hölderlin: Odes and Elegies, translated and edited by Nick Hoff, Middleton, CT 2008.

George's translation of "heiliggesetztes" as "sacredly / Handed down" ('Der Einzige', second version, 525, l. 71); the formulation is awkward and fails to show the etymological connection between what is "set" (gesetzt) and "law" (Gesetz); Hamburger's "divinely ordained", with its relation to "ordinance", is better.⁶ A few lines later George translates "Ungebundenen" (l. 75) as "what lacks control" (525) thereby introducing an entirely foreign concept ("control") into the poem. Again, Hamburger's "unbound" is vastly preferable.⁷ We find "control" again out of place in the fourth version of the same poem: "Without control, God is incomprehending" (535; "Ohne Halt verstandlos Gott ist", l. 5). A better solution would be "hold" or "support": the "Halt" is not what offers control, but rather what makes mediation between God and humans possible ("Mittelbar / In heiligen Schriften", l. 9 f.).

Hölderlin's compound words present particular difficulties for the translator. A well-known example appears in 'Hälfte des Lebens': "Ins heilignüchterne Wasser" (l. 7). Hamburger renders this as: "Into water, the holy-and-sober"⁸; Richard Sieburth as "In the sobering holy water"⁹ – both limply adequate solutions. George's rendition, however: "Into the sacred, clearheaded water" (441) must be discarded; by anthropomorphizing water in this manner, the line becomes unintentionally comical.

George also does not always take care to translate consistently within a single poem. Admittedly, this can be a challenge, especially when attempting to reproduce Hölderlin's meters, as George does in this volume. For example, he translates the title of the early alcaic ode, 'An die Ruhe', as 'To Tranquility'. The poem is addressed to a personified "Ruhe", who appears repeatedly throughout the poem. An adequate translation must reflect this. But the four-syllabled "tranquility" presents insurmountable problems for the strictures of the alcaics, and so the titular goddess does not reappear a single time in George's translation. Rather we find in the body of the poem instead of "Ruhe": "rest" (l. 9), "peace" (l. 17), "quiet" (31, l. 26). Even more puzzling are

⁶ Hamburger, 547.

⁷ Ibid., 547.

⁸ Ibid., 461.

⁹ Friedrich Hölderlin, Hymns and Fragments. Translated and introduced by Richard Sieburth, Princeton, NJ 1984, 47.

instances when George opts for inconsistency even when he gains no metrical advantage, as in the elegy 'Heimkunft', where he translates "zu lieb dem Vaterlande" (l. 39) as "for the sake of the homeland", and two lines later "die im Vaterlande besorgt sind" incomprehensibly as "who are deeply concerned on the home grounds" (411).

A persistent problem for translators in general arises from the imperfect correspondence between lexical ambiguities of given words in two languages; Hölderlin's artful exploitation of these ambiguities in his poetry presents particular challenges. A relatively simple example appears in 'Der Winkel von Hahrdr'. George translates "Nicht gar unmündig" (l. 5) as "Not by any means voiceless" (439), supplying also the note: "The place has acquired historic significance, and as a consequence a <voice>; it can < speak > of what took place." (881) But here is an instance where, if the translation does not reflect the ambiguity of the word, the note must do so: in normal parlance "unmündig" means "not of age", "not having reached one's majority". It derives from "mouth"; he who is "unmündig" may not use his own "mouth" before a court, but requires the voice of a legal representative. A preferable alternative to the endnote, of course, would be to capture both meanings in the translation, which Hamburger skillfully accomplishes with: "Quite able to speak for itself".¹⁰

The line between what is stylistically wanting and what constitutes an incorrect translation is often unclear or open to debate, but at times there can be no doubt that George has mistranslated Hölderlin's texts. Occasionally these errors arise from his failure to understand the poet's albeit complicated syntax, as in the first version of 'Der Einzige': "Ein Gott weiß aber / Wenn kommet, was ich wünsche das Beste" (l. 90 f.), which he translates as: "A god, though, knows / When he comes, what I wish, the best." (519) Here he mistakenly supplies "he" as the subject of "kommet"¹¹. But the subject of "kommet" is "das Beste"; and this "coming of what is best" is also what the lyrical "I" wishes. This is not an allusion to "der kommende Gott". And the point being made here is

¹⁰ Hamburger, 459.

¹¹ In his monograph on 'Der Einzige' George claims that in this clause the subject is missing. Emery E. George: Hölderlin's Hymn 'Der Einzige'. Sources, Language, Context, Form, Bonn 1999, 123.

not that the god knows *what* is best, but rather that the god knows the appointed time *when it will come*.

Finally a number of semantic errors: In 'An die Ruhe' George mistakes "heimisch" for "heimlich": "Enlivening as – secret – a bench to rest" (31; "Erquicklich, wie die heimische Ruhebänk", l. 5). At times he seems unaware that the English "pull" does not have the semantic possibilities that "ziehen" does:

"Und zieh' ich einst um Ruhmsgewinn / [...] aus" ('Schwabens Mägdelein', l. 29 f.): "And, seeking fame, should I pull out" (23); "set out" would be the correct translation;

"Lächelnd über uns hin zögen die Herrscher der Welt" ('An einen Baum', l. 2): "Lords of the cosmos would pull past us" (97); here "move" would be preferable;

"Wie Vögel langsam ziehn" (l. 1, fragment without title): "As birds slowly pull past" (585); Hamburger's "migrate" is a far more sensible choice.¹²

"Ach! immer immer ziehest du doch uns nach" ('Frühlingsanfang', l. 5): "Ah! always, always you will pull after us" (707); here "follow" is meant.

George's volume must be criticized on many levels. But when one considers the loss any translation inflicts on a poetic text, insofar as it inevitably must disambiguate now and again what was meant to be ambiguous, and disrupt the perfect union of form and tone, one cannot but acknowledge the wisdom of the equation "traduttore – traditore". The task of translating Hölderlin's poetry is an impossible one. Despite its many shortcomings George's volume is not without merit and offers a useful complement to other available English translations of Hölderlin's works.

Priscilla A. Hayden-Roy

¹² Hamburger, 603.

Friedrich Hölderlin: The Death of Empedocles. A Mourning Play. A new translation of the three versions and the related theoretical essays with introduction, notes, and an analysis by David Farrell Krell, Albany, NY: State University Of New York Press 2008, 306 pp.

I am uncertain whether anyone in Germany has yet noticed, but a sustained and serious interest in the work of Friedrich Hölderlin is beginning to take root in the English-speaking world. Over the last five years we have seen the publication of three new translations of the poems ('Odes and Elegies', 2008, trans. and ed. Nick Hoff, Wesleyan University Press; 'Selected Poems of Friedrich Hölderlin', 2008, trans. Maxine Chernoff and Paul Hoover, Omnidawn Publishing, and 'Selected Poems' (2013, trans. Emery George, Kylix Press); a new translation of the 'Essays and Letters' (2009, trans. and ed. Jeremy Adler and Charlie Louth, Penguin Books); a new translation of 'Hyperion' (2008, trans. Ross Benjamin, Archipelago Books) and now, a new translation of Hölderlin's 'The Death of Empedocles' in all its three versions by David Krell. What to make of this burst of activity? And how are we to assess the significance of this English-speaking scholarship within the larger context of Hölderlin scholarship in general? As far as I am aware, no critic has yet attempted to make sense of this emerging phenomenon and its significance for the study of Hölderlin. And yet, I think one can make a good case that we are experiencing a kind of Hölderlin renaissance in Anglophone circles that exceeds anything from the previous two generations. Still, this outburst constitutes merely a starting point, for we are only beginning to understand the philological, philosophical, poetical, and aesthetic problems that attend to any serious reading of Hölderlin's work. Before we can hope to let Hölderlin's poems, essays, and other writings find a proper readership in the Anglophone world, we need both a critical-commentary edition of the poems (something akin to Jochen Schmidt's Deutscher Klassiker Verlag edition) and an extensive volume of Hölderlin's letters (to build on the fine beginning of Charlie Louth from his Penguin edition). Moreover, we need to

come to terms with the controversy surrounding the textual integrity of previous Hölderlin editions, especially those of Friedrich Beißner, Jochen Schmidt, Michael Knaupp, and D.E. Sattler (both the so-called Frankfurt and Bremen editions). The new translation of 'The Death of Empedocles' by David Krell makes a strong beginning in the process of coming to terms with a number of these issues simultaneously.

Krell's edition makes available for the first time in English all three of the different versions of Hölderlin's dramatic play, as well as Hölderlin's "Frankfurter Plan" (1797), his plan for the third version of the play, four "essays" towards a theory of the tragic, and a sketch towards the continuation of the third version. Moreover, he includes a brief chronology of Hölderlin's life and works, a general introduction to the history, composition, and interpretive meaning of Hölderlin's texts as well as providing extensive notes (comprising more than 50 pages) and an "Analysis" at the end. But Krell also decided to include 12 facsimile pages from Hölderlin's Stuttgarter Foliobuch with handwriting samples and accompanying transcriptions/translations that "offers readers a glimpse of the manuscripts – in all their complexity – and provides a sense of the poet's manner of composition and emendation" (197). The effect of this new edition is to offer readers the most thorough-going scholarly edition of Hölderlin's work hitherto available in English. Krell dons various guises here as translator, editor, orthographer, and analyst in addition to his shifting roles as poet, philologist, historian, and philosopher. What emerges from his work is a complex portrait of Hölderlin as a poet and thinker, someone for whom the given metrical and conceptual structures of late 18th-century German literary-philosophical culture proved too narrow and delimiting. In Krell's presentation, Hölderlin appears as a poet who comes alive in the fragment, the sketch, the draft, and the outline – a writer who plays with the surface of the text in order to exploit its palimpsestic possibilities for multiple meaning(s) and variation(s). By considering Hölderlin's ingrained practice of revising manuscripts and writing across, beside, through, and in place of older renderings of the "same" text, Krell is able to show his readers in detail how important the manuscript trail is to an interpretation of the texts themselves. I know no other work in English that has yet to exploit these idiosyncratic traits of Hölderlin's style in a way that concretely points back to the text and shows us how this works. On

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 308–312.

this score alone, Krell's work is far advanced over earlier translations in English – and I would argue – his volume might serve as a model for future English editions of Hölderlin, especially for the late hymns and fragments. In his careful exposition of the different stages on the way to the composition of 'The Death of Empedocles', Krell has succeeded in making this text readable and comprehensible to both tutored and untutored alike.

In its attention to detail, context, formal structure, holographic coherence, and philosophical nuance, Krell's work serves as a wonderful introduction to Hölderlin as a writer and thinker. He succeeds in situating Hölderlin's project within his life's work and in interpreting his attempt to write a "modern" tragedy in the Greek style. We learn, for instance, that Hölderlin's reliance on philological sources such as Henricus Stephanus' 'Poesis philosophica' (1573), as well as works by Hamberger (1756), Brucker (1742) and Cudworth (1680), included much of the material from Diogenes Laertius, Aristotle, Plutarch, Clement, Porphyry, and others but did not take into account the important fragments from Simplicius that covers Empedocles book 'On Physis'. Moreover, Krell's edition provides line numbers to facilitate comparison with the original German text and extensive notes to inform readers about philological and historical detail. He excels here in going back to the Reißner, Sattler, Schmidt, and Knaupp editions to situate his decisions about what to include in his translation and how these parts fit within the composition of the whole text. With philological precision and philosophical breadth, Krell offers a stunning vision of Hölderlin as a major figure within the Western literary canon, a poet and philosopher who stands alongside Goethe, Hegel, and Schelling in the modern pantheon of thinkers and poets. As Krell formulates it, "both his writing and his thinking are incomparable, and one may here with justice paraphrase D.H. Lawrence on Whitman: ahead of Hölderlin – no one" (viii). Hagiography and hyperbole aside, Krell's claim seeks to make Hölderlin relevant for modern English readers by asserting his axial status within European thought and literature, a status that – especially in the English-speaking world – has long been denied. Here one can only hope that rigorous editions such as Krell's will help to bring Hölderlin's work the attention that it deserves.

While there is much to recommend and admire about Krell's effort at translating one of the most difficult poets and some of this poet's most elusive and obscure texts, there are also problems that emerge in such an audacious venture. Krell himself was well aware of such dangers, granting that a philosopher's attempt at a verse translation of Hölderlin was well-nigh impossible. And yet, he claims, "there is a certain freedom in attempting the impossible" (xii). Still, Krell is not a poet, and though his language soars in many places, sometimes it overreaches its mark. When, for example, one compares Dennis Schmidt's more restrained translation of 'Der Tod des Empedokles' (version 2) with Krell, one is struck by the former's grace, simplicity, and prudence.¹ Krell is more daring and inventive as a translator and though his knowledge of German is excellent, he sometimes reaches too far for his own good, translating, for example, "dein Wiederkehren" as "your imminent recurrence" (123) which Schmidt simply translates as "your return" (179) or when again in the first version he renders "vernahm / Ich wohl dein Wiederkehren" as "I rightly sensed your sweet return" (47). But these perhaps are mere quibbles. There are many other places where Krell's translation keeps pace with the German text and lyrically captures the poetic grace of Hölderlin's language.

What emerges from Krell's effort is an interpretation of Hölderlin's 'Der Tod des Empedokles' as a poetic attempt at rendering Greek tragedy in a new German form, one that draws on the pre-Socratic philosophy of Empedocles to challenge both Kant and Fichte's notion of subjectivity. We can see this in the development of the character of Hermocrates in the first two versions who finally, in version three, evolves into the figure of Manes as both *Gegner* and brother, a situation which has parallels to Sophocles' 'Antigone'. Here the oppositional figure is no longer a carping, conniving priest or "evil spirit", but "something closer to a second self or alter ego for Empedocles" (162) – perhaps even, as Jochen Schmidt claims, an "interior voice" (170). Furthermore, the central problem of tragedy here is less that of a psychological "subject" than of the very tensions and oppositions within *physis* itself, a *physis* marked by the internal contradictions of a Heraclitean order. In this

¹ Dennis Schmidt: *On Germans and Other Greeks*, Bloomington, Indiana 2001, 173–190.

sense we can read 'Der Tod des Empedokles' as a work that sets out to show in *tragic* terms what Hölderlin expressed at the end of the second volume of 'Hyperion': "The dissonances of the world are like lovers' feuds. In the midst of strife is reconciliation, and everything that is sundered comes together again."² In the coming together of love and strife the poet finds a way to grasp the situation of human being within being itself as an ever-recurring procession of oppositional energies that come together only fleetingly in a *kairos* moment that the poet designates as "the fitting hour" (120). Tragedy concerns the "fit" of human being within an order in which it often does not fit – or rather, is not seen to fit. What is truly fitting here is that we do not make the fit; we accede to it in a way that allows us to fit at all. Hölderlin reached far to try and make this fit work, but ultimately abandoned his project of a modern German "Greek" form of tragedy. And yet in the attempt to translate the tragic insight of Sophocles into the recalcitrant forms of German grammar and syntax, Hölderlin confronted the very irreconcilability at the heart of tragedy itself. That he failed in his attempt to reconcile this irreconcilability is part of the lesson that we might draw from his work. Perhaps reading this tragedy again we might grasp something of this great effort and of our own need to revisit these problems as a way of finding our proper fit within the great order of a world ever marked by the same forces of love and strife as in Hölderlin's beloved 'Empedocles'.

Charles Bambach

² Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke und Briefe [Klassiker Ausgabe = KA], hrsg. von Jochen Schmidt, 3 Bde., Frankfurt a.M. 1992–1994; hier KA II: Hyperion. Empedokles. Aufsätze. Übersetzungen, 1994, 175.

Eine Replik

Von

Giuseppe Bevilacqua

Zunächst möchte ich mich bei meinen Rezensenten Luigi Reitani,¹ wie schon vor vier Jahren,² und bei Michael Franz³ sowie bei den Herausgebern des Hölderlin-Jahrbuchs bedanken, die meine Replik aufnehmen. Ich habe in meinem Buch fünf Probleme zur Sprache gebracht: 1) Die Datierung der Handschrift Marbach 53; 2) die Echtheit von 'Der Spaziergang' und 'Das fröhliche Leben'; 3) ob Hölderlin im Juni 1802 in Frankfurt war; 4) die Urheberschaft von 'Wenn aus der Ferne'; 5) die Enträtselung von „Killalusimeno“.

Beim ersten Punkt scheint Franz mit meiner Datierung (erste zwanziger Jahre) grundsätzlich einverstanden zu sein. Bei Punkt 2 beschränkt er sich darauf, mein „Verdikt“ – wie er es nennt – der Unechtheit beider Gedichte zu erwähnen, ohne sich zu dem Problem zu äußern. (Ich will hoffen, dies bedeutet ein stilles Einvernehmen, wie man auf italienisch sagt: wer schweigt, stimmt zu (*chi tace acconsente*). Insofern würde sich eine Replik erübrigen. Aber bei Punkt 3, 4, 5 divergieren unsere Meinungen. Zu Punkt 3: Ich versuchte, Bertaux' These mit neuen Argumenten zu bestätigen. Franz hält diese für „mehr als anfechtbar“, und zwar allein auf Grund des angeblich langen Aufenthalts des Dichters in Paris während der Rückreise von Bordeaux. Zu Punkt 4: Ich habe die Authentizität von 'Wenn aus der Ferne' zunächst aus stilkritischen und

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 313–321.

¹ Luigi Reitani: Una questione hölderliniana. Follia e poesia nel tardo Hölderlin. In: HJb 35, 2006–2007, 421–427 (Rezension der italienischen Ausgabe).

² Giuseppe Bevilacqua: Anmerkungen zu Luigi Reitanis Rezension der Studie von Giuseppe Bevilacqua: Una questione hölderliniana. Follia e poesia nel tardo Hölderlin. In: HJb 36, 2008–2009, 364–371.

³ Michael Franz: G. Bevilacqua. Eine Hölderlin-Frage. In: Arbitrium 57, 2001, 229–234. – Michael Franz: „Killalusimeno“. In: HJb 37, 2011–2012, 273–281.

inhaltlichen Gründen in Frage gestellt, die Franz als subjektive Meinungen gelten lässt. Er konzentriert sich auf die allerdings zentrale Frage, ob denn der kranke Dichter in den Jahren von 1807 bis in die zwanziger Jahre überhaupt imstande war, jene 51 Verse sich auszudenken, zu verarbeiten (und wir müssten dann „getürmte Varianten“ vermuten, wie Beißner sie nannte) und zuletzt sie ordentlich abzuschreiben; denn Marbach 53 enthält doch eine Reinschrift. Konzepte oder Rohfassungen sind nicht erhalten. Auf jene Grundfrage gebe ich eine negative Antwort, denn ich gehe davon aus, dass Hölderlins Geisteskrankheit eine ganz schwere, chronische Schizophrenie gewesen ist, was selbst von der Obduktion bestätigt wurde. Das Verfassen von 'Wenn aus der Ferne' wäre aber in diesem Zustand undenkbar.

Franz mag prinzipiell damit einverstanden sein, aber er wendet ein, Hölderlin hätte infolge einer Remission, d. h. einer vorläufigen Genesung, die Texte von Marbach 53 doch wohl schreiben können. Diesbezüglich macht er mir einen Vorwurf. Gesetzt dass sie 1823/24 geschrieben wurden, „dann stammen sie aus einer Zeit, in der für Hölderlin ein außergewöhnliches Vorkommnis bezeugt ist, das Bevilacqua jedoch nur einmal am Rande – und dann auch noch in verkürzter Form und mit falscher Quellenangabe (Gustav Schwab statt Christoph Th. Schwab, S. 104) – erwähnt, nämlich ein »Aufleben, da sein Geist sich wieder zu öffnen schien«“. Danke für den verbesserten Lapsus, aber darf ich den ganzen von mir zitierten Passus hier wiedergeben? „Bei einem solchen Aufleben, da sein Geist sich wieder zu öffnen schien für die Interessen, die ihn sonst bewegt hatten, glaubte man sich zu weiteren Hoffnungen berechtigt, allein man fand sich bald enttäuscht, nach der *augenblicklichen* [kursiv gesetzt, G. B.] Anspannung kehrte die vorige Apathie und Verwirrung wieder zurück.“ Die vier von Franz ausgelassenen Zeilen beweisen, dass jenes Aufleben eben nur ein Schein war. Und das reichte mir. Es ist bekannt, dass bei Geisteskranken eine anfängliche, kurze vernünftige Reaktion in Gespräch und Haltung ein spezifisches Kennzeichen der Schizophrenie ist. Davon habe ich sogar ein klares Beispiel aus 'Don Quijote' erwähnt⁴ und von Karl Leonhard, einem der angesehensten Psychiater, folgende Behauptung zitiert: „Wenn er [Hölderlin] im Beginn eines Gesprächs oft einige vernünftige Worte sprach, um

⁴ Vgl. Cervantes: Don Quijote, München 1979, 550f.

dann erst verworren zu werden, so ist das besonders charakteristisch, da Kranke, die sonst völlig unverständliche Äußerungen tun, fast regelmäßig bei Gesprächen, die aus einer konkreten Situation kommen, einige vernünftige Antworten geben.“

Aber zur Erhärtung seiner These greift Franz auch zu dem Text, der die Hauptquelle der verbreiteten Legende einer Genesung im März 1823 darstellt. Ich habe den Text nicht herangezogen, weil ich ihn zur Unterstützung jener These für unbedeutend oder sogar eher im entgegengesetzten Sinne bedeutend hielt. Es handelt sich um eine handschriftliche Notiz des Publizisten Gustav Schlesier aus dem Jahr 1844. Damit die Leser dieser Replik sie vor sich haben, möchte ich sie hier ganz wiedergeben:

In den Papieren aus späterer Zeit findet sich noch ein kurzes Briefchen Hölderlin's an den Bruder, vom März 1823. Diesen sendete *Ernst Zimmer*, in dessen Hause *H.* lebte, an die Kammerräthin *Gock* nach Nürtingen, u. schrieb dazu (23. März): seit Kurzem schein *H.* wie aus einem langen Traum erwacht. Er sei den ganzen Tag bei ihnen. Als man ihm sagte, daß sein Bruder in Stuttgart Hofrath wäre, rief er: Was Hofrath? Hofrath? ich habe ihn, solange ich hier bin, nicht mehr gesehen, ich muß an ihn schreiben. Er schrieb auch nachher wirklich an ihn. Diesen Brief legt *Z.* der Mutter *H.*'s bei, damit sie ihn nach Stuttgart befördere. Dann sagt er: „Er lies't jetzt auch die Zeitung u. fragte mich, ob denn Württemberg ein Königreich sei. Er staunte ebenso, als ich es bejahte. An den Griechen nimmt er Antheil u. lies't mit Aufmerksamkeit ihre Siege. Letzhin [sic] sagte ich ihm, daß der ganze Peloponesus von den Türken befreit sei. Das ist erstaunlich, rief er, es freut mich! [...] Den Hyperion kann ich Ihnen nicht mehr zurückschicken. Er liest täglich darin, auch Übersetzungen aus griechischen Dichtern von *Conz* lies't er.“

(StA VII 2, Nr. 461, 565)⁵

Jetzt sehen wir, warum ich diese Notiz anders lese als mein Rezensent und viele andere. Der Brief an den Bruder (vgl. StA VI, Nr. 312, 469) ist eine jener kurzen, ganz stereotypischen Episteln, die er nur auf Veran-

⁵ Hölderlin. Sämtliche Werke. Stuttgarter Ausgabe [StA], hrsg. von Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, 8 in 15 Bdn., Stuttgart 1943–1985.

lassung von Zimmer ab und zu an die Mutter richtete. Aber Hölderlin behauptet, wie Schlesier notiert, er müsse ihm schreiben, weil er den Bruder nicht mehr gesehen habe „solange ich hier bin“. Das ist falsch. Der Bruder hatte ihn zwei Jahre zuvor besucht. Im Spiel ist also offensichtlich die pathologisch bedingte, totale Aversion gegen die Verwandten, die er partout nicht sehen wollte (Zimmer). Als man ihm sagte, dass sein Bruder in Stuttgart Hofrat wäre, rief er: „Was Hofrath? Hofrath?“ Prototyp von dieser Antwort ist das berühmte „Hat er eins gemacht?“, als man ihm sagte, dass Haug ein schönes Gedicht gemacht hätte. Das kennt man gut aus dem Umgang mit Schizophrenen: es ist der typische zufällig hingeworfene Ausruf, der, oft bei fingierter Überraschung, einerseits die totale Teilnahmslosigkeit, gar Fremdheit, andererseits die Fähigkeit des Irren, „in konkreten Situationen“ kurz bei der Sache zu sein, zeigt. Solcherart sind auch die anderen Antworten, von denen man bei Schlesier liest. Hölderlin fragt Zimmer, ob denn Württemberg ein Königreich sei: „Er staunte ebenso, als ich es bejahte.“ Nun, Württemberg war seit fast zwanzig Jahren ein Königreich. Hölderlin soll durch die Lektüre der Zeitung die Ereignisse in Griechenland verfolgen, aber als man ihm sagt, dass der Peloponnes befreit sei, reagierte er: „Das ist erstaunlich, rief er, es freut mich!“ Es sind eben die Antworten, von denen ich oben sprach. Aber am meisten verraten die letzten Zeilen in dem Brief Zimmers, dass Hölderlin nach wie vor schwer geisteskrank war. Zimmer wollte in diesem wie in allen übrigen periodischen Briefen die ferne Mutter beruhigen und ihr nur tröstende Mitteilungen zukommen lassen; aber vielleicht hatte er auch schon bemerkt, dass das mit dem ‘Hyperion’ keine war. Ganz im Gegenteil. Hölderlin ignorierte vollkommen während aller Turmjahre sein bei weitem wichtigstes lyrisches Werk; aber als er den Roman in die Hand bekam, fing er an, rasend wie ein Besessener bei lauter Stimme stundenlang darin zu lesen, in Anwesenheit anderer oder ganz allein in seinem kleinen Zimmer, ab und zu merkwürdige Ausrufe dabei einschiebend. Waiblinger:

Womit er sich Tagelang beschäftigen kann, das ist sein Hyperion. Hundertmal, wenn ich zu ihm kam, hört ich ihn schon außen mit lauter Stimme declamieren. Sein Pathos ist groß, und Hyperion liegt beynahe immer aufgeschlagen da. Er las mir oft daraus vor. Hatte er eine Stelle weg, so fieng er an mit heftigen Gebärdenspiel zu rufen: „O schön,

schön! Eure Majestät!“ – Dann las er wieder, dann konnte er plötzlich hinzusetzen: „Sehen Sie, gnädiger Herr, ein Komma!“ (StA VII 3, 65 f.)

Dieser tagtägliche manische Umgang mit dem ‘Hyperion’ dürfte wohl hauptsächlich während der langen Stunden auf dem Österberg stattgefunden haben. Es ist eine durchhaus¹ annehmbare Hypothese (für mich persönlich aber eine feste Überzeugung), dass Waiblinger, „der ein Dichter ist“, wiederum gefragt, „was ich gearbeitet hätte, und ob ich fleißig gewesen sey“, eine eigene Fortsetzung des Romans vorlegte (nach dem bekannten Schluss „Nächstens mehr“): einen Brief Diotimas aus dem Jenseits und eine Ode. Und schönes Schreibpapier hat man auch mitgebracht. Ob der Herr Bibliothekar nicht eine Kopie für sich schreiben will, am Pult, vor dem er so oft und gerne steht, um Eigenes zu dichten? Franz teilt diese Lektüre des höchst problematischen Inhalts des Marbach 53 nicht und freundlich scherzend schreibt er, das sei „eine romantische Szene“, um nicht direkt zu sagen: eine hübsche, aber ganz leere Erfindung. In meinen Augen ist da nichts Romantisches: ein armes irr gewordenes Genie ist einem jungen Plagiator ausgeliefert. Die ‚Szene‘ würde ich eher als tragisch empfinden.

Nebenbei möchte ich daran erinnern, dass es damals kein Skandal war, eine Fortsetzung irgendeines beliebten Meisterwerks zu schreiben und zu veröffentlichen, sei es unter dem eigenen Namen oder unter einem Pseudonym, oder drittens unter dem Namen des nachgeahmten Autors: was allerdings dann ein strafbares Apokryph wäre, wohl in der neurotisch-eitlen Erwartung, dass ein maßgebender Kritiker jene Fortsetzung für authentisch hält. Man kann vermuten, dass das Marbach 53 nicht lange nach der Verfertigung an Eduard Mörike gekommen ist. Und damit Schluss mit der Hölderlin-Hauptfrage, auf die sich der Titel meines Buches bezieht. Aber es sei mir erlaubt, auch in Bezug auf Punkt 5 meinen Dissens gegenüber Franz zu äußern.

Er hat meine Enträtselung des seltsamen Decknamens Killalusimeno strikt abgelehnt. Darf ich erklären, wie ich zu ihr gekommen bin? Ich ging davon aus, dass alle Decknamen italienisch sind. Killalusimeno schien allen Kritikern eine Ausnahme zu sein, mit einem gewissen Recht, weil das K im italienischen Alphabet nicht vorkommt. Dafür erinnert die Endung an *μενος*, und dass der Übersetzer von Sophokles

sich einen griechischen Decknamen aneignete, das schien allen naheliegend. Daher mehrere Versuche in dieser Richtung; mir scheint, ohne überzeugende Ergebnisse. Ich meinerseits ließ mir einfallen, dass uns jenes Wort von Waiblinger, d.h. von jemandem, der damals kein Italienisch konnte, überliefert wurde. Alle Pseudonyme von Hölderlin sind bekannte italienische Personennamen, was man von einem signor Killalusimeno bestimmt nicht sagen könnte. Aber Waiblinger kann mit *Ki* ein italienisches *Chi* geschrieben haben. Chillalusimeno? Auch kein italienischer Taufname, aber wohl in der so geschriebenen ersten Silbe ein sehr übliches Personalpronomen; und dieses – wie das deutsche *wer* – wird vor einem Verb stehen. Ich buchstabierte und teilte den langen Ausdruck in Silben und es erschien sofort: *chi l'ha, l'usi meno*. Eine absolute Homophonie.

Aber es blieb die Frage offen: In welchem Zusammenhang steht das merkwürdige Syntagma mit dem Kontext? Man weiß, dass Hölderlin wütend seinen Familiennamen verweigerte, wenn jemand es wagte, ihn auszusprechen. Hier dagegen schwört er spontan und ganz ungeniert seinem Namen ab. Diesmal schreit er nicht rasend: „Ich heiße nicht so“, sondern sagt ruhig einnehmend: „Ich bin, mein Herr, nicht mehr von demselben Namen.“ Nicht mehr: das bedeutet, dass er früher jenen Namen getragen hat. Aber er soll einmal zu J. G. Fischer gesagt haben: „Ich habe nie Hölderlin geheißen“ (StA VII 3, 294). Der hier gemeinte kann also nicht der verhasste, abgeschworene Nachname sein. Zu bemerken ist auch, dass Hölderlin hier nicht wie sonst das Verb *heißen* verwendet, sondern er sagt, dass er nicht von *demselben* Namen ist. Von dem eigenen oder von dem eines anderen?

Eine Antwort kann man nur aus dem Kontext deduzieren, den ich hier etwas breiter als Franz zitieren muss:

Er [Hölderlin] erinnerte sich Matthissons, Schillers, Zollikofers, Lavaters, Heinses und vieler anderer, nur, wie ich schon bemerkt, Goethe's nicht. Sein Gedächtniß zeigte noch Kraft und Dauer. Ich fand es einmal befremdend, daß er das Porträt Fridrichs des Großen an der Wand hängen hatte und fragte ihn deßhalb. Er sagte mir: „Das haben Sie schon einmal bemerkt, Herr Baron“; und ich erinnerte mich nun selbst es wohl viele Monate vorher bemerkt zu haben. So erkennt er auch alle wieder, die er gesehen. Er vergaß nie, daß ich Dichter bin, und fragte mich

unzähligemal, was ich gearbeitet hätte, und ob ich fleißig gewesen sey. Dann konnte er aber freylich sogleich hinzusetzen: „Ich, mein Herr, bin nicht mehr von demselben Namen, ich heiße nun Killalusimeno.“ (StA VII 3, 68 f.)

Die kohärente Absicht des ganzen Absatzes ist, es zu beweisen, dass Hölderlin sein Gedächtnis gar nicht verloren hat, wie man glauben könnte. Zu diesem Zweck bringt Waiblinger vier Beweise: 1) Schiller und andere Schriftsteller und Freunde hat er gar nicht vergessen. 2) Er hat eine vor vielen Monaten an Waiblinger gegebene Antwort noch präsent. 3) Alle gesehenen Personen erkennt er wieder. 4) Er erinnert sich, dass auch Waiblinger dichtet. Drei von diesen Beweisen – wie ich sie genannt habe – berichten von Umständen, die nach wie vor gültig sind, auch während er schreibt; deswegen stehen sie im Präsens. Der zweite dagegen ist eine Episode und wird deswegen im Präteritum erzählt. Waiblinger hat die Erzählung unterbrochen, um auch Beweise 3 und 4 zu bringen. Danach nimmt er die Erzählung jener Episode wieder auf, denn Hölderlin hatte nach dem etwas genierten Vorwurf wegen der wiederholten Frage auch noch *sogleich* etwas anderes *hinzugesetzt*. Nach was, sogleich? Zu was, hinzu? Doch zu dem kurz vorher Gesagten. Auf Grund dieser Lektüre deduziere ich, dass in der Fortsetzung eines Gesprächs, das Friedrich den Großen betraf, Hölderlin wissen lassen wollte, dass er nicht mehr von demselben Namen des hochverehrten Monarchen sei, dessen Gestalt als einziges Bild, fast wie eine religiöse Imago, im Zimmer thront. In diesem Sinne fordert Hölderlin auch die anderen unzähligen Träger des Namens auf, „ihn nicht umsonst zu nennen“, ihn weniger oder am Besten gar nicht zu verwenden. *Chi l'ha, l'usi meno*. So war Hölderlin überzeugt, dass auch der achtungsvolle Schiller sich an Stelle seines Taufnamens Friedrich einen anderen gewählt habe (StA VIII, 38). Eine solche „italienische Lösung“ (Franz) schien mir nicht nur richtig, sondern auch einfach. Nicht ebenso Franz.

In einer im Hölderlin-Jahrbuch 37 erschienenen Miscelle schreibt Franz: „Für Bevilacqua handelt es sich [...] im Ganzen also nur um *ein* Gespräch.“ Richtig. Aber gerade davon distanziert sich Franz radikal: „Wer die ganze Passage aufmerksam liest, wird jedoch sofort bemerken, dass hier Apophthegmen aneinandergereiht werden, die zu den unterschiedlichsten Gelegenheiten geäußert worden sind.“ Der Grund?

Die Tatsache, dass einige Sätze im Präteritum und andere wiederum im Präsens stehen. Dieser Grund leuchtet mir nicht ein. In der ganzen Biographie alterniert Waiblinger Präteritum und Präsens, wenn er in eine Erzählung von geschehenen Fakten oder Situationen aus der Vergangenheit eigene bzw. fremde, immer noch gültige Erwägungen und Reflexionen hineinstreut. Das muss nicht bedeuten, dass die Erzählung unterbrochen wurde und was folgt mit ihr nichts zu tun hat, vor allem wenn das durch verbindende Worte signalisiert wird. Wie in diesem Fall. Aber Franz verbindet nicht das *Dann* ... usw., wie ich meine, mit dem soeben vom Dichter gesagten: *Das haben Sie* ... usw., sondern merkwürdigerweise mit der dazwischen geschobenen Anerkennung der dichterischen Begabung Waiblingers, denn nach Franz sollte beides, nicht nur diese Anerkennung, sondern auch die Mitteilung des geänderten Namens, „*unzählige Male*“ geschehen sein.

Die Wahl der Formulierung „konnte er ...“ soll deutlich machen, dass dies keineswegs nur ein einziges Mal, sondern eben gelegentlich geschehen ist. Gelegentlich, das heißt „bei dieser oder jener Gelegenheit“, bzw. „bei irgendeinem dieser unzähligen Male“. [...] Die genaue sprachliche Analyse des Textes zeigt also, dass es für die Verknüpfung des „Dann“ mit dem vorausgegangenem „Friedrich“-Gespräch keinen Grund gibt; im Gegenteil: Die gesamte Komposition des Textes spricht gegen eine solche Verknüpfung. Dann aber fehlt dem angeblichen Pronomen „I“ („es“, „ihn“, oder „sie“?) in dem präsupponierten italienischen Satz ein Referenzpunkt, auf den es sich beziehen könnte, so dass der Satz zu einer sinnvollen Aussage würde.⁶

Wieso wäre das italienische *chi* ein „angebliches“ Pronomen? Es kann ein Maskulinum (lo) oder ein Femininum (la) sein. Es bliebe allerdings in der Verkürzung zweideutig, aber nur so lange man keinen Referenzpunkt hat. Aber ich habe einen solchen Bezug vorgeschlagen: Das Pronomen meint den Namen Friedrich, so dass man es als Maskulinum lesen muss, auf italienisch wie auf deutsch: „Wer ihn hat, verwende ihn weniger.“

Akrobatische Versuche, von Bertaux und anderen, griechische Ausdrücke zusammenzufügen, die Killalusimeno mehr oder weniger äh-

lich sind, überzeugen mich nicht. Aber der Rezensierte wird hier den Rezensenten nicht rezensieren: Er überlässt dem kompetenten Leser das Urteil über die von Michael Franz vorgeschlagene, subtil durchdachte „altgriechische Lösung“. Bei Killalusimeno liest er

[...] das Wort „kallilousómenos“ (*καλλιλουσόμενος). Das Wort würde dann bedeuten: „der sich schön waschen werdende“; der, der sich schön waschen wird. Ein solcher Name scheint in den Zusammenhang solcher Gedanken zu passen, wie sie – doch wohl aufgrund Hölderlin’scher Texte aus dem Turm – in Waiblingers ‘Phaëthon’-Roman überliefert sind: „Reinheit aber ist auch Schönheit.“⁷

⁶ Franz, „Killalusimeno“ [Anm. 3], 276.

⁷ Ebd., 279.

Nachruf auf Gerhard Fichtner

Von

Anke Bennholdt-Thomsen

Auf der Tübinger Veranstaltung aus Anlass der Emeritierung von Gerhard Fichtner 1998 sagte der Prorektor Professor Dieter Mecke – und wandte sich dabei an den zu Ehrenden:

Nicht nur im Fakultätsrat, auch im EDV-Ausschuss und im Bibliotheksausschuss der Universität waren Sie jeweils eine wichtige Stimme, und mir ist [...] in sehr guter Erinnerung, dass, wenn im Eifer einer heftigeren Debatte die Konsequenz der Gedanken etwas verloren zu gehen drohte, Sie es waren, der unnachsichtig diese Konsequenz angemahnt hat, und damit sehr oft die Debatte wieder auf den Punkt zurückgeführt haben, auf den sie sich eigentlich konzentrieren sollte.

Eben diese Erfahrung machte ich 1996 in Bad Homburg in der ersten Beiratssitzung der Hölderlin-Gesellschaft, an der ich teilnahm. Die Debatte war ebenfalls heftig. Ich staunte über die mir damals persönlich noch unbekannt Stimme, die ein entscheidendes Gewicht bekam, weil sie, über den Konfliktparteien stehend, die Standpunkte zu klären und zu vermitteln bemüht war, unnachsichtig, aber konstruktiv. Diese Fähigkeit empfahl Herrn Fichtner für die leitende Position in der Hölderlin-Gesellschaft, die er als Stellvertretender Präsident von 1998 bis 2006 innehatte. In den Vorstandssitzungen spielte er die von ihm erwartete wichtige Rolle des Moderators und aufmerksamen Dialogpartners, der als Medizinhistoriker keine eigenen Interessen verfolgte, sondern sich immer auf die Aufgaben der Gesellschaft konzentrierte. Die Tatsache, dass er weder Germanist noch vergleichender Literaturwissenschaftler noch Philosoph war – als einziger im Kreise des damaligen Vorstands –, gab ihm die Möglichkeit, die Verhältnisse innerhalb der Gesellschaft sowie etwa die Planung der Tagungen von anderer,

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 322–326.

unbefangener, nüchterner Warte aus zu betrachten und unvoreingenommene Urteile zu fällen.

Diese Fähigkeit gründete auch das große Freud-Projekt, an dem er maßgeblich beteiligt war und das ihn seit Anfang der achtziger Jahre begleitete. Diesem Projekt verdanken wir u. a. die Dokumentation der Bibliothek Sigmund Freuds (Tübingen/London 2006) und die Edition der Briefe Freuds an seine Braut Martha Bernays, deren so lange erwarteter erster Band noch zu seiner Lebenszeit 2011 erschienen ist. Der medizinische Schwerpunkt, der eine chirurgische Ausbildung einschloss, hatte sich mit der Zeit auf die Psychiatrie und die Psychoanalyse verlagert; Gerhard Fichtner wurde sogar Ehrenmitglied der Deutschen psychoanalytischen Vereinigung. Der medizingeschichtliche Blick befürwortete auch hier eher das Sichten der Befunde, deren Entstehung und Überlieferung, als das Deuten.

Die Herausgabe des Briefwechsels Sigmund Freud / Ludwig Binswanger (1992) sowie die Mitherausgabe der Brautbriefe, die ihn bis in seine letzten Tage beschäftigte, dürfen als beredtes Zeugnis seines wissenschaftlichen Ethos verstanden werden, insofern das Dialogische, das zuhörende Fragen, sein Verhältnis zu seinem jeweiligen Gegenstand wie zu einem Patienten bestimmte und dem Kommentator Fichtner die für ihn typische Weisheit und Güte verlieh. Die Vielseitigkeit, sich als Historiker, Mediziner und Psychologe verständigen und interdisziplinär agieren zu können, kam in der Kommentator-Rolle hervorragend zum Tragen und machte sich auch sprachlich geltend.

Einen Bezug zwischen seinem medizinischen Anliegen und Hölderlin hatte er schon in seiner Antritts-Vorlesung (15. 11. 1972) in Tübingen als Nachfolger von Professor Walter von Brunn hergestellt: 'Hölderlin und die Psychiatrie'. Diese Vorlesung erschien 1977 als Beitrag zur Festschrift: '500 Jahre Eberhard-Karls-Universität Tübingen' unter dem Titel: 'Der »Fall« Hölderlin. Psychiatrie zu Beginn des 19. Jahrhunderts und die Problematik der Pathographie'. Der Titel verrät den Ansatz der Fragestellungen Fichtners. Er bestand in der Historisierung der Diagnose, die Hölderlin zuteil wurde, angefangen von der Behandlung durch den Leibarzt Dr. G.F. Karl Müller in Bad Homburg und durch Professor J.H. Ferdinand von Autenrieth in Tübingen. Fichtner interessierte die Zeitbedingtheit des Krankheitsbildes. Ihm war die Forschungsfrage nach der Schizophrenie, die sich mit Hölderlins Befunden stellte, wich-

tiger als die Klassifizierung des Befundes. Dieser Ansatz führte zu der von ihm bearbeiteten Ausstellung 1980 in der Universitätsbibliothek Tübingen: 'Psychiatrie zur Zeit Hölderlins', die Theorie und Praxis von 1800 bis 1850 sowie „die zeitgenössische Beurteilung von Hölderlins Leiden“ anschaulich dokumentierte. Gerhard Fichtner hat bedauert, an dem von Uwe Gonther und Jann E. Schlimme veranstalteten Symposium 2008 in Bad Homburg: 'Hölderlin und die Psychiatrie' nicht mehr teilnehmen zu können.

Dass der Inhaber der Sudhoff-Plakette der deutschen Medizingeschichte (1995) und EDV-Fachmann wie -Berater der Tübinger Universität – seine Personalbiographie weist dreißig Titel im Bereich Bibliographische Instrumente und Kataloge auf – über den psychiatrischen Blick hinaus auch einen philologischen Zugang zu Hölderlin hatte, verdankte sich seinem Werdegang und seinen Vorlieben:

Die Ausbildung als Thomaner in Leipzig, das Theologiestudium, die Betreuung von Dissertationen zur Medizingeschichte im Falle der Philosophen Nietzsche (1988) und Hegel (1997), das Interesse für die Geistes- und Kunstgeschichte sowie seine Freundschaften etwa mit dem Maler HAP Grieshaber und dem Dichter Peter Härtling bezeugen den Radius seiner Offenheit für die Überschreitung naturwissenschaftlicher Erkenntnis-Grenzen. Diese Offenheit bildete die Voraussetzung für die beiden Beiträge im Hölderlin-Jahrbuch, die nichtmedizinischer Art waren: der erste, 2002–2003, die Peter Härtling gewidmete Reflexion auf Hölderlins Umgang mit den Pindarfragmenten am Beispiel von 'Untreue der Weisheit', in dem der berühmte Arzt und Erzieher der griechischen Mythologie, Chiron, eine Rolle spielt. Es handelt sich bei dem Fragment um einen Appell, sich in der Gesellschaft zu verhalten wie ein Polyp, der seine Farbe der Umgebung anpasst. Es geht um die paradoxe Kunst einer Weisheit, die sich erlaubt, „als untreu zu erscheinen, obwohl sie getreu bleibt, indem sie auf verschiedene Umstände jeweils angemessen reagiert“, z. B. ‚in anderer Zeit‘ auch ‚anderes‘ denkt – eine Flexibilität, die Fichtner selbst gelernt hatte, weshalb bis zuletzt bei ihm Rat für die Hölderlin-Gesellschaft eingeholt werden konnte. Der zweite Beitrag, 2006–2007, betraf eine Ausstellung von Erich Mansen 2007 im Turm, die auf seine Anregung hin erfolgt war und in die er eingeführt hatte. Die abstrakte Malerei Mansens bietet eine Resonanz auf die Texte 'In lieblicher Bläue' und 'Der Ister'. Was Fichtner an dieser Resonanz für

die Hölderlin-Leser lehrreich fand, war die ‚gestische‘ Zwiesprache von Aquarell und Federzeichnung im Sinne des 'Ister'-Satzes: „Ein Zeichen braucht es“.

Diese beiden Beiträge von 2003 und 2007 im Jahrbuch, die das Verständnis des Dichters Hölderlin von den Versen Pindars und das Verständnis der Malers Mansen von den Versen Hölderlins nachvollziehen, stellen sich ohne Zweifel als geisteswissenschaftliche Etüden im Vergleich zu dem medizingeschichtlichen Aufsatz und der zugehörigen Ausstellung über Hölderlins psychiatrische Behandlung dar. Im Jahrbuch wagte Herr Fichtner etwas, was auch seine Kommentare zu sechzehn Freud-Briefen, veröffentlicht 2003 bis 2012 im 'Jahrbuch für Psychoanalyse', und sein großartiger Essay zur Entstehung von Grieshabers 'Alblandschaft', erschienen 2009 in der Reihe Schriften des Freundeskreises HAP Grieshaber, nicht leisten sollten. Ich zitiere seine eigene Beschreibung im letztgenannten Fall:

Bei meiner Analyse der Drucke bin ich fast so vorgegangen wie ein Mediziner, der bei der Sektion oder Präparation eines Körpers Schicht um Schicht freilegt, um den Zusammenhang des Ganzen besser zu verstehen.

Im Hölderlin-Jahrbuch legt Fichtner nicht nur auseinander, sondern ‚umschreibt‘ – im Sinne von Hölderlins Übersetzung eines weiteren Pindar-Fragments, das mit ähnlichen Fragen wie das erörterte befasst ist:

*Hab ich zweideutig ein
Gemüth, genau es zu sagen. ('Das Unendliche')*

Hier überschreitet der Naturwissenschaftler ganz bewusst die Grenzen seines Faches und nutzt die mit dieser Überschreitung eröffneten Erkenntnismöglichkeiten, auch wenn er sich treu bleibt.

Gerhard Fichtner war nach Aufgabe des Amtes weiterhin mit der Hölderlin-Gesellschaft verbunden. So nahm er, um einen besonderen Umstand zu erwähnen, gemeinsam mit seiner Frau, an der Reise nach Griechenland teil, die die Gesellschaft 2009 veranstaltete. Auf einem Photo, das er in Delos machte – es wurde abgedruckt in dem 2013 erschienenen Band 'Tiefenwärts. Archäologische Imaginationen von Dich-



tern' (Verlag Philipp von Zabern, Darmstadt/Mainz), herausgegeben von Eva Kocziszky und dem Archäologen Jörn Lang aus Leipzig –, sind im Vordergrund, der fast die Hälfte des Bildes ausfüllt, aufgestapelte flache Feldsteine zu sehen, wie sie die Wege auf archäologischem Gelände oft begrenzen, dahinter eine Wildnis von Disteln und hohem Unkraut, das sich vom Himmel abhebt, – und hinter ihr in der Ferne noch die Säulen des Peristyls vom Haus der Poseidoniasten (2. Jahrhundert v. Chr.). Auch dieser umschreibende Blick Gerhard Fichtners auf das antike Objekt weist die genannte Zweideutigkeit auf, um „genau“ zu sein.

Cyrus Hamlin (1936–2011) *in memoriam*

Von

Charles Bambach

The death of a distinguished scholar provides us with an occasion to reflect on the significance of his work, but also, and perhaps more importantly, to think critically about the very meaning of scholarship itself, its limits and possibilities. Cyrus Hamlin's career as a literary scholar was long and productive. As a professor of German and comparative literature at Yale University (1982–2006), and at the University of Toronto (1970–1982), Hamlin introduced North American students to the hermeneutic practice of textual explication, especially in regard to reading works by the leading figures of European Romanticism such as Goethe, Schiller, Wordsworth, and Keats. At a time when Paul de Man, Jacques Derrida, J. Hillis Miller, and Geoffrey Hartman were transforming Yale into the leading center of deconstructive literary theory, Hamlin continued to position German hermeneutics as the more rigorous form of literary practice. He wrote widely on literary theory, the poetics of Romanticism, biblical literature, and Wagner, but it is his work on Hölderlin for which he will be best remembered.

Trained at the Freie Universität in Berlin (1958–59) where as a Fulbright scholar he worked with Uvo Hölscher and Bernhard Böschenstein, Hamlin was also privileged to have spent a sabbatical year in 1967–68 at the University of Tübingen, where he worked alongside Wolfgang Schadewaldt, Adolf Beck, and Friedrich Beißner. Such training informed Hamlin's work deeply. He learned to read Hölderlin manuscripts in their original form, becoming highly sensitized to the editorial peculiarities of Hölderlin's poetic style. On this basis he became one of the foremost critics of the various Hölderlin editions – from Beißner's *Große Stuttgarter Ausgabe* (his gold standard) to the *Deutscher Klassiker Verlag* edition by Jochen Schmidt, and various other editions

by Gerhard Kurz, Günter Mieth, Detlev Lüders, Dietrich Uffhausen, and Michael Knaupp, and the Frankfurter Hölderlin Ausgabe of D. E. Sattler (which he found problematic). At the very beginning of his career he worked on producing an edition of Hölderlin's 'Stutgard' from the London manuscript copy owned by Stefan Zweig in his exile. He was also quite active as a literary interpreter, publishing several articles in *Hölderlin-Jahrbuch* and other leading journals and collections on poems such as 'Andenken', 'Menons Klagen um Diotima', 'Heidelberg', 'An Eduard', 'Griechenland', and others. But his true contribution was to serve as the voice and conscience of North American Hölderlin scholarship, the critic who informed us all about the latest work being done in Germany, of its value and its limits. As Hamlin himself once put it, one of his primary concerns was "to address a general readership that might be unfamiliar with the poet's work in the original German."¹ He was to Hölderlin scholarship in the English-speaking world, what Michael Hamburger was to Hölderlin translation. In an age before the internet he kept up with the latest publications by both young and established Hölderlin scholars in Germany. Few could match his erudition or his critical eye for detail. But, one might ask, what were Hamlin's views? And why was his work so significant? Here I would like to briefly suggest some *Hinweise* for a fuller appreciation of his work.

Firstly, Hamlin was blessed with excellent training in both German and Greek. This allowed him to write authoritatively on the peculiarities of Hölderlin's poetic style – especially his translations of Pindar and Sophocles – and the way it shaped his odes, his elegies, and his late hymns. Moreover, Hamlin was discriminating in his attention to the labyrinthine design of Hölderlin's poetic craft – from the early Alcaic and Asclepiadeian meter through the late Pindaric hymns with their free rhythm. His work helped to make sense of the dense and sometimes impenetrable thicket of Hölderlin philology rooted in the study of alternate manuscript versions of important poems such as 'Patmos', 'Mnemosyne', 'Der Einzige', and others. He also expended great effort in coming to terms with Hölderlin's elusive poetological theory from the late 1790s and making it comprehensible to readers. As Hamlin put it, "there was a philosophical foundation for his [Hölderlin's] entire poetic

¹ Cyrus Hamlin: Hölderlin's Hellenism: Tyranny or Transformation? In: HJb 35, 2006–2007, 253. Hereafter HH.

career, which was both more original and more profound than for any other comparable writer of his own time or any other."² Yet Hamlin did not wish to reduce the language and texture of Hölderlin's poems to the schematic formulae outlined in the essays on tonal composition. On the contrary, what mattered most to Hamlin was that Hölderlin's poetry be given priority over every other dimension of his work. "It is as poetry, and not philosophy, that his poems succeed and must be interpreted" (SL: 302). It is not surprising then that, despite his appreciation of their depth, Hamlin did not enthusiastically receive the work of such philosophers as Martin Heidegger or Dieter Henrich. Hence, while he valued the sophisticated contributions of a scholar such as Lawrence Ryan, he was more appreciative of the philological labors of Beissner, Beck, Schmidt, and Binder.

Another of his passionate concerns was understanding and explicating Hölderlin's idiosyncratic relationship to ancient Greece. He was adamant that a proper understanding of Hölderlin's Hellenism could not be narrowly analyzed in terms of the poet's own translations of Greek texts. It was not the mere influence of Greek poetic forms that shaped his Hellenism, but "a longing for what he early regarded as the highest ideal of art and literature" (HH: 256). In this sense, "Greece" was always more of a question and challenge for Hölderlin, the name for an unnameable topos whose topography could only be sketched out, but never truly entered into and experienced. As a result, Hamlin believed it was necessary to situate Hölderlin's Grecophilia in terms of the intellectual and historical currents of the late 18th century (Winckelmann, Voss, Chandler, Choiseul-Gouffier, Goethe, Schiller). Only through such study could we understand how Hölderlin's relationship to Greece was marked less by "tyranny" (E. M. Butler), than by "transformation". For Hamlin that meant that Hölderlin sought less to imitate the ancient Greeks than to transform their vision of beauty "to fit the conditions and possibilities of modern art" (HH: 257). Part of his interest in rooting Hölderlin's *Griechenlandbild* within its own time was to challenge what he saw as the extravagances and excesses of the Hölderlin reception in Germany. Here his aim was to free Hölderlin from the *George-Kreis*' attempts to achieve a "sublime communion" with the poet so

² Cyrus Hamlin: The Philosophy of Poetic Form. In: The Solid Letter, ed. by Aris Fioretos, Stanford 1999, 313. Hereafter SL.

that we might arrive at a sober, critical, and philologically rigorous appreciation of the poems for modern readers. Throughout his career he kept faith with the conviction that he offered in 1971: “the single most important question, which arises concerning the study of Hölderlin has to do with the poems themselves.”³

In the end what mattered to Hamlin was to bring all of our philological rigor, literary insight, and philosophical precision to a study of the poems themselves since, for Hölderlin, “poetry is finally seen to constitute the highest meaning of human existence.” I believe Hamlin shared this Hölderlinian ideal and that it shaped his own scholarly endeavors, endeavors that to the end were marked by a complex and infinitely subtle tension and contrariety. On the one hand, Hamlin was committed to the most rigorous standards of textual interpretation, language proficiency, orthographic soundness, and historical erudition in an effort to do justice to “Hölderlin’s best work [that] remains inordinately complex and elusive.” Yet, at the same time, he was also passionately dedicated to making these impenetrable poems more accessible to “a general reading public.” His work took shape in this difficult conversation between the arcana of the archivist, translator, and critic *and* the responsibility to be clear, organized, and accessible to an audience of non-specialists. Hamlin was a harsh critic sometimes, pointing out the obfuscations and pretensions of newly published academic work on the poet. Perhaps this is because he felt a deeply custodial responsibility to Hölderlin’s poems that wished to keep alive their inscrutability without descending into the realm of obscurantism and academic cant. Often in his writing he would remind us that, despite all of our collective work on the poet, we “still stand near the beginning” of understanding what such philological/philosophical efforts might mean for reading the poems themselves (SL: 313). Above all else, Hamlin was a deeply-learned beginner, someone who attempted to keep the spirit of inception, inauguration, and commencement alive so that we might enter into that festival of song to which the poet’s word beckons us.

³ Cyrus Hamlin: Hölderlin in Perspective, 1770–1970, Seminar 7, 1971: 134, 142, 143.

„Eine zitternde Zeile, Hölderlin, lass mich schreiben ...“

Nachruf auf Andrea Zanzotto

Von

Luigi Reitani

Als Andrea Zanzotto am 18. Oktober 2011 verstarb, hatte die Kulturszene Italiens gerade seinen 90. Geburtstag gefeiert. Er wurde einhellig als der letzte Vertreter jener bedeutenden Tradition der italienischen Lyrik gewürdigt, die im 20. Jahrhundert mit Ungaretti und Montale ihre prominentesten Vertreter gefunden hatte. Vor allem wurde Zanzottos Arbeit an der Sprache unterstrichen, seine Geschicklichkeit, die Semantik der poetischen Rede durch das sich Verselbständigen der Signifikanten zu unterminieren und zugleich zu bereichern. So wurden seine komplexen, ja sich einem unmittelbaren Sinnverständnis versperrenden Verse ohne weiteres als kostbare poetische Dokumente in Zeitungen und Rundfunkbeiträgen wiedergegeben.

Solch eine allseitige Anerkennung war durchaus nicht selbstverständlich für einen Dichter, der nie den Erfolg angestrebt hatte und abseits der literarischen Zentren seinen eigenen Weg gegangen war. Als Sohn einer antifaschistischen Familie 1921 in Pieve di Soligo, einem Dorf in Venetien, geboren, hat Zanzotto, der als Lehrer an verschiedenen Schulen arbeitete, seine Heimat selten verlassen. Nachdem er aus Geldnot schon mit sechzehn Jahren eine Lehramtsprüfung abgelegt hatte, die es ihm ermöglichte, im Primarbereich zu unterrichten, studierte er in Padua Literaturwissenschaft und promovierte 1942 mit einer Arbeit über Grazia Deledda. Entscheidend in diesen Jahren war aber die Begegnung mit der europäischen Lyrik der Moderne. Rimbaud und – in außerordentlichem Maße – Hölderlin wurden für ihn zentrale Bezugsfiguren, die ihn ständig begleiteten. Seine Liebe zu dem Tübinger Dichter wurde so groß, dass er sich entschloss, Deutsch zu lernen, um ihn im Original lesen zu können. Noch im hohen Alter konnte er Hölderlins Gedichte

HÖLDERLIN-JAHRBUCH [HJb] 38, 2012–2013, Tübingen/Eggingen 2013, 331–339.

auswendig. Trotz gesundheitlicher Probleme schloss sich Zanzotto im Winter 1943 dem italienischen Widerstand an. Aus dieser Zeit stammt der vielsagende Vers: „Eine zitternde Zeile, Hölderlin, lass mich schreiben ...“, in dem die Erfahrung des Kriegs mit dem Leserlebnis und dem tief empfundenen „Dichterberuf“ auf wunderbare Weise verschmilzt.

Auch in seinem literarischen Erstling, dem 1951 erschienenen Gedichtband 'Dietro il paesaggio' ('Hinter der Landschaft'), mit dem Zanzotto sofort der Durchbruch gelang, spielt Hölderlin eine wesentliche Rolle. Vor dem zweiten Abschnitt dieser Sammlung steht nämlich als Motto ein Vers aus 'Die Heimath': „Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst ...“. Wie Giovanna Cordibella in ihrer grundlegenden Arbeit zur dichterischen Rezeption Hölderlins in Italien bemerkt hat, verweist das Motto einerseits auf den Abschnittstitel („Sponde al sole“; „Ufer in der Sonne“), andererseits auf die Landschaft, welche die dazu gehörenden Gedichte kennzeichnet. Es ist eine Landschaft, die der biographisch erlebten Heimat Zanzottos entspricht und die zugleich die literarische Topographie Hölderlins nachzubilden scheint, quasi als Folie eben „hinter“ dieser Landschaft. In mehreren Interviews und Essays betonte Zanzotto seine Nähe zu dem Tübinger Dichter, den er als Identifikationsfigur wahrnahm. Zanzottos Poetik geht vom Paradoxon einer Suche nach der absoluten Sprache aus, welche in der Moderne aber zum Zerbröckeln und Verstummen führt. Im folgenden Gedicht, das zu dem bahnbrechenden Band 'La Beltà' ('Pracht', 1968) gehört – in dem Zanzotto sein Jonglieren mit den Möglichkeiten des italienischen Verses zum Virtuositum treibt – wird die gebrochene Sprache des späten Hölderlin mit der Kinder- und Muttersprache (*petèl*) gleichgesetzt, als eine Sprache, die gerade durch ihre Bruchstückhaftigkeit das Absolute beansprucht. Gleichzeitig aber wird diese Sehnsucht nach Vollkommenheit als Illusion entlarvt. Der unaufhaltsame Prozess der Säkularisierung zehrt an den Idealen und an den klassischen Formen. Die Anfangsverse, die noch klassische Metren nachklingen lassen, zerbröckeln förmlich in ein „Lallen“. Der berühmte Satz aus 'Dichterberuf' über „Gottes Fehl“, der den Menschen helfen soll, wird höhnisch relativiert. So geht Hölderlin Arm in Arm mit Tallemant des Réaux, dem Autor von ‚historischen‘ Klatsch- und Tratschgeschichten. Und Scardanelli verweist auf die Comic-Pornografie der 'Geschichte der O'.

L'elegia in petèl

Dolce andare elegiando come va in elegia l'autunno,
raccogliersi per bene accogliere in oro radure,
computare il cumulo il sedimento delle catture
anche se da tanto prèdico e predico il mio digiuno.
E qui sto dalla parte del connesso anche se non godo
di alcun sodo o sistema:
il non svischiato, i quasi, dietro:
vengo buttato a ridosso di un formicolio
di dèi, di un brulichio di sacertà.
Là origini – Mai c'è stata origine.
Ma perché allora in finezza e albore tu situ
la non scrivibile e inevitata elegia in petèl?
«Mama e nona te dà ate e cuco e pepi e memela.
Bono ti, ca, co nona. Béi bumba bona. É fet foa e upi.»
Nessuno si è qui soffermato – Anzi moltissimi.
Ma ogni presenza è così sua di sé
e questo spazio così oltrato oltrato ... (che)
«Nel quando | O saldamente costrutte Alpi
E il principe | Le »
appare anche lo spezzamento saltano le ossa arrotate:
ma non c'è il latte petèl, qui, non il patibolo,
mi ripeto, qui no; mai stata origine mai disiezione.
Non spezzo nulla se non spezzato ma subito riattato,
spezzo pochissimo e do imputazione – incollocabili –
a mimesi ironia pietà;
qui terrore: ma ridotto alla sua più modica modalità.
Per quel tic-sì riattato, così verbo-Verbo,
faccio ponte e pontefice minimo su
me e altre minime faglie.
L'assenza degli dèi, sta scritto, ricamato, ci aiuterà
– non ci aiuterà –
tanto l'assenza non è assenza gli dèi non dèi
l'aiuto non è aiuto. E il silenzio sconoscente
pronto a tutto,
questo oltrato questo oltraggio, sempre, ugualmente
(poco riferibile) (restio ai riferimenti)

(anzi il restio, nella sua prontezza):
 e il silenzio-spazio, provocatorio, eccolo in diffrazione,
 si incupidisce frulla di storie storielle, vignette
 di cui si stipa quel malnato splendore, mai nato,
 trovate pitturanti, paroline-acce a fette e bocconi, pupi,
 barzelle freddissime fischi negli orecchi
 (vitamina a dosi alte per trattarli
 ma non se sono somatismi di base psichica),
 e lei silenzio-spazio
 e lei allarga le gambe e mostra tutto;
 vedo il tesissimo e libertino splendore
 e il fascino e il risolino e il fatto brutto
 e correre la polizia e – nel vacuum nell'inane
 ma raggianti – il desiderio di denaro fresco si fa più ardente
 di dominio fresco di ideologia fresca;
 anzi vedo a braccetto Hölderlin e Tallemant des Réaux
 sovrimpressiono sovrimpressiono
 ma pure
 ma alla svelta
 ma tutto fa brodo
 (cerchiamo, bambini, di essere buoni
 nel buon calore, le tue brune tettine,
 il pretestuarsi per ogni movimento
 in ogni momento,
 calore non mai tardo nel capire
 come credono «certe persone»
 anzi astuto come uno di voi
 quando imbroglia grilli erbe genitori,
 sappiate scrivere ma non leggere, non importa,
 iscrivetevi a, per, pretestuarvi all'istante)
 ma: non è vero che tutto fa brodo,
 ma: e rinascono i ma: ma
 Scardanelli faccia la pagina per Tallemant des Réaux,
 Scardanelli sia compilato con passi dell'Histoire d'O.
 Ta bon ciatu? Ada ciól e ùna e tée e mana papa.
 Te bata cheto, te bata: e po mama e nana.
 «Una volta ho interrogato la Musa»

Die lallende Elegie¹

Süßes elegisches Wandeln wie in Elegien wandelt der Herbst,
 ein gründliches Sammeln ein goldenes Lichten,
 den Ernteberg und den Untergang gewichten
 auch wenn ich längst mein Fasten und die Leere lehre.
 Und hier steh ich aufseiten des Zusammenhangs auch wenn
 ich System und festen Grund nicht mag:
 das Nichtausdemleimgegangene, die Beinahen, dahinter:
 ich werde ausgesetzt inmitten eines Götter-
 Gesocks, heilloser Heiligkeit.
 Ursprünge da – Nie hat es Ursprung gegeben.
 Aber warum siehst du also in Zartheit und erstem Schimmer
 die nicht schreibbare unumstößliche lallende Elegie?
 «Mama un nana tu hamma un aga uga un dada.
 Ei ei, jaba, nana. Bei daba du. Snubba un bu.»
 Niemand ist hier stehen geblieben. Doch, ganz viele.
 Aber jedes Dasein ist so sehr sich selbst
 und dieser Raum so übertrieben überschritten... (dass)
 «Im wenn | Ihr sichergebauten Alpen
 Und der Fürst | Die »
 erscheint auch das Zerbrechen es springt das klappernde Gebein:
 aber es gibt keine Lallmilch, hier, kein Schafott,
 ich wiederhole, hier nicht; nie Ursprung gewesen nie Hinrichtung.
 Ich zerbreche nichts das nicht zerbrochen doch sogleich gefügt,
 ich zerbreche ganz ganz wenig und ich pranger an – die ungefügen –
 Mimesis Ironie Mitleid;
 hier Entsetzen: aber verkleinert auf ein maßvollstes Maß.
 Mittels jenes angefügten Tick-Ja, so Wort-wörtlich,
 bin ich Brücke und winziger Brückner über
 mich und andere winzige Brüche.
 Die Abwesenheit der Götter, so steht es gestickt, wird uns helfen
 – wird uns nicht helfen –
 denn die Abwesenheit ist nicht Abwesenheit die Götter keine Götter
 die Hilfe ist nicht Hilfe. Und das nichtwissende Schweigen

¹ Andrea Zanzotto: La Beltà / Pracht. Gedichte Italienisch Deutsch mit einem Nachwort der Übersetzer [Donatella Capaldi, Maria Fehring, Ludwig Paulmichl und Peter Waterhouse], Basel/Wien 2001, 128–130.

zu allem bereit,
 dieser Überschrift dieser Übersatz, immer, wieder
 (kaum bezüglich) (Bezügen widersetzlich)
 (vielmehr das Widersetzliche, in seiner Bereitschaft):
 und der Schweige-Raum, Provokateur, da in Lichtbrechung,
 ein Tummelplatz für Stories und Historien, Illustrationen
 die der ungebärdig ungeborene Glanz in sich hinein stopft,
 ein Kunterbunt, Verbal-Verballhornungen würg schluck, Schlingel,
 höhrend Gegröhl Dröhnen im Ohr
 (Vitamin in hohen Dosen um das alles zu behandeln
 wenn es sich nicht um psychosomatische Erscheinungen handelt),
 und sie Schweige-Raum
 und sie macht die Beine breit und zeigt alles;
 ich seh den grellen geilen Glanz
 und das Wunder und das Kichern und die schlimme Sache
 und wie die Polizei läuft und – im Vakuum Vakanten
 aber Lichten – wird die Sehnsucht nach frischer Münze riesengroß
 nach frischer Herrschaft frischer Politik;
 mehr noch seh ich Arm in Arm Hölderlin und Tallemant des Réaux
 Überblendung ich überblende
 aber doch
 aber auf die Schnelle
 aber alles ist zu etwas gut
 (wollen wir brav sein, Kinder,
 wohl in der Wärme, deine braunen Nippel,
 das Sichvorwenden für jede Wendung
 in jedem Moment,
 Wärme gar nicht langsam im Begreifen
 wie «bestimmte Personen» das glauben
 vielmehr vif genauso wie ihr
 wenn ihr den Grillen Gräsern Eltern Streiche spielt,
 seid im Schreiben gewandt, nicht im Lesen, es zählt nicht,
 schreibt euch ein in, um, euch vorzuwenden auf der Stelle)
 aber: alles ist zu etwas gut ist gar nicht wahr,
 aber: und immer mehr aber: aber
 Scardanelli verfasse eine Seite von Tallemant des Réaux,
 Scardanelli kompilieren mit Zeilen aus der Geschichte der O.

Brav nukki? Noch bissi un soda un mana un papa.
 Passt nuk, passi passi: aba jaba mama nana.

«Einst hab ich die Muse gefragt»

Die versprengten Hölderlin-Zitate erscheinen hier als Relikte einer versunkenen lyrischen Welt. Sie gewinnen eine rhythmische und inhaltliche Kontrastfunktion innerhalb einer poetischen Rede, die alltägliche Redewendungen, insistierende Paronomasien und rätselhafte Neologismen spielerisch und furios zusammenstellt.

Unter diesen Prämissen lässt sich leicht verstehen, warum Andrea Zanzotto als erster italienischer Dichter 2005 den Hölderlin-Preis der Stadt Tübingen erhielt. In der Begründung der Jury wurde die Verbundenheit Zanzottos mit Hölderlin ausdrücklich betont. Leider konnte der Dichter aus gesundheitlichen Gründen nicht zur Preisverleihung kommen. Ein in seiner Wohnung in Pieve di Soligo aufgenommenes Videogespräch wurde aber im Rahmen der Veranstaltung gezeigt. Hier geht Zanzotto auf seine enge Beziehung zu Hölderlin ein. Unter anderem stellt er fest:

Wenn Hölderlin uns mit einer solchen Spontaneität von den Göttern berichtet, die ihm mehr oder weniger beigestanden haben, so finde ich das immer wieder erstaunlich, denn jenes Theseium, jenes göttliche Etwas, das er als etwas seiner Gestalt Nachbarliches und Nahestehendes empfand, ist auch Gegenstand einer ständigen Unterredung von der Zeit der eigenen Kindheit an, seit damals als er sagte: „Da ich ein Knabe war / Rettet' ein Gott mich oft / Vom Geschrei und der Ruthe der Menschen ...“

Ja, ich bin wirklich gepackt worden vom Sinn der Heiligkeit der Dichtung und von der Stille, die sich um das Gedicht und den poetischen Ausdruck herum erzeugt, in der ständigen Konfrontation zwischen dem Alltäglichen und dem Erhabenen. Man könnte meinen, dass die einfachsten, bescheidensten Dinge, diejenigen, die am meisten an kindliche Erfahrungen geknüpft sind, sobald sie auf Hölderlins Gemüt treffen auf ganz natürliche Weise in jenen Bereich eintreten, in dem ein geheimnisvoller Nimbus sich formt, der heute, in einer Zeit in der erbarmungslos alle Arten von Abgeklärtheit regieren, überholt wirken kann und der doch die Macht hat, uns fühlen zu machen, wie tief wir gesunken sind:

indem wir uns ihnen nicht mehr zu nähern vermögen, es sei denn verurteilt, sie aus der Distanz wahrzunehmen. Oder sogar im Wissen, dass am Grund der heutigen Kultur sogar die entstellende Fratze gefeiert wird. Zu einem Zeitpunkt, in dem eine ganze Epoche entsorgt wird und wo selbst noch die Einheit der Mutter Natur bedroht scheint vom Massaker, das der Mensch mit ihr anrichtet – auch wenn es nicht allein seine Schuld ist, doch zu einem Gutteil schon – bleibt die Berufung auf ein poetisches Absolutes und die Absolutheit der Götter, sprich der Natur wie bei Hölderlin, die allernützlichste der Aufforderungen.

Besonders berührend in der Videoaufnahme ist, wie Zanzotto sich bemüht, am Schluss Hölderlins Gedichte auf Deutsch zu lesen, als wollte er ihm damit nicht nur eine Hommage erweisen und seinen Dank ausdrücken, sondern auch den Prozess der Aneignung der fremden Verse performativ anschaulich machen.



Wenn in Italien Ende des 20. Jahrhunderts ein neues Interesse für Hölderlin erwacht ist, verdankt man dies auch der Lyrik Zanzottos. Das betrifft zum Teil auch meine eigene Annäherung an Hölderlin in meiner Übersetzer- und Forschungstätigkeit. Als ich 1998 Zanzotto einen langen Brief über meine Übersetzung der Gedichte Hölderlins schrieb, an der ich damals intensiv arbeitete, antwortete er mir mit einer alten, noch aus den sechziger Jahren stammenden Postkarte, auf der sein Dorf Pieve di Soligo zu sehen war. Auf dem Foto hatte er mit Kugelschreiber einen Pfeil eingezeichnet, welcher von oben nach unten auf den von Bergen begrenzten Horizont hinweist. Ich deutete diese rätselhafte Botschaft als bildhaftes Dokument einer Poetik, die hinter der erlebten Heimat dem Absoluten der Poesie begegnet war. Als ich dies Renata Colorni, der Leiterin der Klassikerreihe *I Meridiani* beim Verlagshaus Mondadori erzählte, schlug sie vor, Zanzotto für ein Vorwort zu meiner geplanten Ausgabe zu gewinnen, was dann auch geschah. Dieses Vorwort schloss er mit dem berühmten Vers aus 'Andenken' „Was bleibet aber, stiften die Dichter.“ Ironisch kommentierend (oder doch hoffnungsvoll prophetisch?) fügte er hinzu: „Chissà“ („Wer weiß“).

Ansprache der Präsidentin zur Eröffnung der
33. Jahrestagung am Freitag, 1. Juni 2012, in Tübingen

Von

Sabine Doering

Es ist mir eine große Freude, die 33. Jahrestagung der Hölderlin-Gesellschaft zu eröffnen. Nach den Tagungen in Bamberg und Berlin kommen wir nach sechs Jahren erstmals wieder in Tübingen zusammen, was für eine Versammlung, die unter dem Thema „Hölderlins Räume“ steht, besonders angemessen ist.

Mein herzlicher Gruß gilt Ihnen allen, die Sie hier aus vielen Orten und Ländern zusammengekommen sind. Besonders begrüßen möchte ich unsere Ehrenmitglieder Bernhard Böschstein und Ulrich Gaier. Alle Vertreter der Hölderlin-Städte heiße ich herzlich willkommen und freue mich, dass Sie untereinander und mit uns in einem regen Austausch stehen.

Gutes Gelingen aus der Ferne wünschen unser Ehrenpräsident Gerhard Kurz und unser ehemaliger Präsident Peter Härtling sowie unser ehemaliger Vizepräsident Günther Weinmann, die zu ihrem Bedauern in diesen Tagen nicht in Tübingen sein können. Sie übermitteln ihre Grüße, ebenso wie unser langjähriges Vorstandsmitglied Frau Anke Bennholdt-Thomsen.

Vielerlei Vorarbeiten und mannigfache Anstrengungen waren nötig, um diese Tagung vorzubereiten. Mein herzlicher Dank gilt dem Tübinger Team mit unserer Geschäftsführerin Frau Lawitschka sowie Frau Mayer, Frau Klasing, Frau Noack, Frau Schmitt und Herrn Overbeck, die sich alle mit großer Energie und Effizienz für das Gelingen dieser Tagung engagiert haben.

Großzügige Unterstützung haben wir von der Stadt und der Universität Tübingen und vom Evangelischen Stift erfahren, wofür ich im Namen der Gesellschaft herzlich danke. Alle drei Institutionen haben uns Veranstaltungsräume zur Verfügung gestellt. Wir wissen es als besonderes Zeichen der Wertschätzung zu würdigen, dass wir heute in der Alten Aula der Universität zusammenkommen können, deren

Kernsubstanz ins 15. Jahrhundert zurückreicht und die soeben mit viel Aufwand restauriert wurde. Obwohl die Aula noch gar nicht offiziell eröffnet wurde, wird uns das großzügige Privileg zuteil, als eine der ersten Institutionen heute hier tagen zu dürfen.

Dieser wunderbare Festsaal führt uns alle direkt zu dem Tagungsthema: „Hölderlins Räume“. Nachdem vor zwei Jahren in Berlin bei der Beratung über mögliche Tagungsschwerpunkte die Themen „Hölderlins Orient“ und „Heimat und Exil“ nahezu gleich viel Interessenten gefunden hatten, lag es nahe, beide Themenvorschläge in größerer Perspektive zusammenzuführen. Diese übergreifende Perspektive ermöglicht es, nach den Räumen Hölderlins in historischer, geographischer, kulturgeschichtlicher und poetologischer Perspektive zu fragen und so den Bogen von umfassenden geopolitischen Zusammenhängen hin zu konkreten Werken zu schlagen. Während dieser vielseitigen Erkundungen werden wir uns hier in Tübingen an einem Ort aufhalten, an dem Hölderlin lange Zeit gelebt hat. Der Hölderlinturm ist in Hölderlins Biographie wie in der Geschichte unserer Gesellschaft und der Stadt Tübingen ein ganz besonderer Raum: Erinnerungsort, Museum und zugleich lebendige Forschungs- und Arbeitsstätte. Über die weitreichenden, vielversprechenden Veränderungen, die dem Hölderlinturm bevorstehen, wird in der Mitgliederversammlung berichtet werden. Schon jetzt lade ich Sie alle herzlich ein, am Sonntag die Tagung mit uns bei einem kleinen Frühstücksbiss im Turm und einer Stocherkahnfahrt auf dem Neckar ausklingen zu lassen.

Bereits gestern fand unter der Leitung von Herrn Braungart und Herrn Vöhler das „Arbeitsgespräch junger Hölderlin-Forscher“ statt, das mittlerweile zur guten Tradition unserer Gesellschaft gehört und es insbesondere Studierenden ermöglicht, sich über komplizierte Stellen in Hölderlins Werk auszutauschen und darüber mit einem größeren Kreis zu diskutieren. Allen jungen Forscherinnen und Forschern, die sich hier zusammengefunden haben, wünsche ich von Herzen viel Erfolg bei der Fertigstellung ihrer Abschlussarbeiten und Dissertationen! Möge Ihr Weg in ein paar Jahren direkt in unser Forum führen, in dem auch in diesem Jahr ebenfalls noch junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre kürzlich abgeschlossenen Dissertationen vorstellen werden, mit denen sie sich in den vergangenen Jahren intensiv beschäftigt haben.

Gestern abend durfte ich unseren diesjährigen Festredner begrüßen, Prof. Dr. Jürgen Osterhammel von der Universität Konstanz, der uns in einem imposanten Panorama die weltgeschichtlichen Bedingungen vor Augen stellte, die zu der „Neukartierung der Welt“ um 1800 führten. Es sind diese geopolitischen Veränderungen, die auch den Hintergrund für Hölderlins Werk bilden, das sich ja in ganz unterschiedlichen Räumen bewegt und verschiedene Räume erkundet. Davon wird in diesen Tagen intensiv die Rede sein, in den Plenarvorträgen wie in den Arbeitsgruppen.

Es ist uns bei der Gestaltung des Programms gelungen, diesmal nur jeweils zwei Arbeitsgruppen parallel anzubieten und damit die Zahl sich überschneidender Veranstaltungen zu verringern. Das entspricht dem verständlichen Wunsch unserer Mitglieder, möglichst viele Angebote wahrnehmen zu können. Die thematische Zusammenstellung der Arbeitsgruppen greift ebenfalls Wünsche aus der Mitgliederversammlung auf: Nach wie vor gibt es mehrere Arbeitsgruppen, in deren Zentrum unter kundiger Anleitung textzentrierte, wissenschaftliche Diskussionen stehen werden. Daneben wird Frau Malsch in ihrer Arbeitsgruppe mit dem „Versuch, Hölderlins ›Hyperion‹ zu lesen“, einen stark didaktischen Schwerpunkt setzen. Frau Volkmann wollte für alle Interessierten eine sprechpraktische Übung zu Hölderlin-Gedichten durchführen, deren Ergebnisse auf der sonntäglichen Neckarfahrt zu hören sein sollten, musste allerdings wegen eines Trauerfalls in ihrer Familie zu unser aller Bedauern absagen. Marc Vereeck, Regisseur und Rezitator, hat kurzfristig die Arbeitsgruppe übernommen, dafür sind wir ihm dankbar. Er wird die erste Strophe von ‚Brod und Wein‘ mit den Teilnehmern erarbeiten.

Besonders freue ich mich mit Ihnen auf das Konzert am Freitagabend, bei dem wir Gast der Universität im schönen Pflughofsaal des Musikwissenschaftlichen Instituts sein werden. Die Hölderlin-Vertonungen von György Kurtág wird der Bassbariton Philippe Huttenlocher für uns interpretieren; Anne Le Bozec und Alain Meunier werden wir mit Beethovens Cello-Sonaten hören.

Den Samstagabend wollten wir freihalten. Sie haben die Möglichkeit, um 20 Uhr die traditionelle Motette in der Stiftskirche zu besuchen.

Über Hölderlin werden wir in diesen Tagen sehr viel sprechen, und eine Tagung bietet Raum für vielfältige Begegnungen. So lade ich Sie alle herzlich ein, miteinander ins Gespräch zu kommen und sich hier in Tübingen in Hölderlins Räumen zu bewegen. Ihr besonderes Augenmerk möchte ich nochmals auf den Hölderlinturm richten. In der Bibliothek im ersten Stock ist ein Büchertisch aufgebaut, der Sie über Neuerscheinungen zu Hölderlin informiert. Die Publikationen unserer Gesellschaft können Sie dort erwerben – und wenn Sie noch kein Mitglied der Hölderlin-Gesellschaft sein sollten, finden Sie dort auch die entsprechenden Formulare zum Beitritt. Im Turm können Sie ebenfalls die Ausstellung „Wort – Bild. Begegnungen mit Friedrich Hölderlin“ mit Werken der Künstlerin Helga von Loewenich besuchen. Den Katalog zu dieser Ausstellung finden Sie ebenfalls auf dem Büchertisch.

Nun aber ist es Zeit, den ersten Vortragenden vorzustellen. Ich freue mich mit Ihnen auf eine interessante Tagung und wünsche uns allen anregende Diskussionen, neue Einsichten und gute Begegnungen und Gespräche.

Bericht der Präsidentin über die Mitgliederversammlung
am Samstag, 2. Juni 2012, in Tübingen

Von

Sabine Doering

Die Mitgliederversammlung wurde ordnungsgemäß einberufen mit der im März 2012 versendeten Einladung zur 33. Jahrestagung 2012 in Tübingen; die Tagesordnung ist im Programm abgedruckt. Zur Tagesordnung sind keine weiteren Anträge bei der Geschäftsstelle eingetroffen.

Anwesend waren 56 Mitglieder (einschließlich der Vorstandsmitglieder) und vier Gäste.

Die Präsidentin begrüßt die Anwesenden; besonders begrüßt sie Frau Fichtner und die Ehrenmitglieder Herrn Böschenstein und Herrn Gaier. Nach guter Tradition wird der seit der letzten Jahresversammlung verstorbenen Mitglieder gedacht. Gestorben sind:

2010

Dr. Luise Pohlschmidt, Bad Kreuznach
Herbert Knapstein, Kiel
Freiherr Jürgen Raitz von Frenztz, Wiesbaden
Peter Kraft, Hannover
Franz Wurm, Ascona, Schweiz
Ezard Haussmann, Berlin
Prof. Dr. Walter Müller-Seidel, München
Ingeborg Häsing, Tübingen
Wolfgang Wunderlich, Schalkham

2011

Prof. Dr. Cyrus Hamlin, New Haven, CT, USA
Dr. Wilhelm Schmid, Pforzheim
Fuad Rifka, Beirut
Maria Kohler, Tettngang
Siegfried Gäbler, Tübingen

Heinz Bennent, Pully, Schweiz
Helmuth Eisenbach, Unterjesingen

2012

Prof. Dr. Gerhard Fichtner, Tübingen
Mechthild Spang, Stuttgart
Dorothea Oelbermann, Tübingen
Prof. Dr. Joachim Biener, Leipzig
August Deblon, Gronau

1. Bericht der Präsidentin

Hölderlinturm

Am 29. Februar dieses Jahres ist das bislang bewohnte zweite Stockwerk frei geworden. Damit eröffnet sich zum ersten Mal in der Geschichte des Turms die Möglichkeit, ein integrales Konzept zur Gesamtnutzung des Gebäudes zu entwickeln – und zwar als Erinnerungsort, Hölderlin-Museum und Forschungsstätte. Die konzeptionellen Überlegungen sehen vor: im Erdgeschoss Wechselausstellungen zur Rezeption Hölderlins in den Künsten und im Westteil eine Dauerausstellung zur Hausgeschichte; im ersten Obergeschoss eine Hölderlin-Dauerausstellung; im zweiten Obergeschoss Bibliothek, Tagungsraum und Forschungsstätte, Geschäftsräume der Gesellschaft.

Gespräche mit der Stadt und der Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Gedenkstätten in Baden-Württemberg, Marbach a.N. (ALiM), Begehungen mit Vertretern der Stadt, dem Baubürgermeister, dem Baudezernenten und Gemeinderäten haben bereits stattgefunden.

Vor einem Monat, im April 2012, hat die Präsidentin auf Einladung des Deutschen Literaturarchivs in Marbach einen Vortrag im Rahmen der Tagung „Literarisches Wohnen“ zum Thema „Erinnerungsort Hölderlinturm“ gehalten. Das Koreferat dazu hielt Dr. Thomas Schmidt von der ALiM.

Veröffentlichungen

Pünktlich zum Beginn der Tagung erschien, wie geplant, der siebte Band der Turm-Vorträge mit dem zentralen Thema „Hölderlin und die

Politik“. Er versammelt die im Hölderlinturm gehaltenen Vorträge der Jahre 2008 bis 2011.

Soeben herausgekommen ist die Monographie unseres Referenten Wolfram Groddeck mit dem Titel 'Hölderlins Elegie ›Brod und Wein‹ oder ›Die Nacht‹'.

Von Vizepräsident Michael Franz ist – ebenfalls ganz frisch – die Aufsatzsammlung „Tübinger Platonismus“ erschienen.

Alle anderen jüngeren Publikationen sind im März-Rundbrief 2012 aufgeführt.

Der ehemalige Vizepräsident der Hölderlin-Gesellschaft Gerhard Fichtner starb zu Beginn des Jahres. Seiner soll in besonderer Weise gedacht werden; zudem wird im Hölderlin-Jahrbuch ein Nachruf erscheinen.

Über die nächste Jahrestagung, die vom 12. bis 15. Juni 2014 in Konstanz stattfinden wird, haben Beirat und Vorstand beraten. Das Thema wird „Hölderlin und die Religion“ (vgl. Hölderlin-Jahrbuch 37, 2010–2011, 364 f.) lauten – ein Thema, das schon mehrfach vorgeschlagen wurde und zugunsten der Berliner Tagung über „Hölderlin und das Theater“ zurückgestellt worden war. Mit diesem Tagungsthema geht die Gesellschaft an einen Ort, an dem sie noch nicht getagt hat und der im Jahr 2014, dem Jahr des 600. Jubiläums des Konstanzer Konzils, besonders naheliegend ist. Die zur Vorbereitung der Jahresversammlung nötigen Schritte wurden bereits eingeleitet: Als Tagungsort steht der Gesellschaft das Kulturzentrum der Stadt Konstanz zur Verfügung, ein Kontingent an Zimmern wurde vorgemerkt. Dem Ehrenmitglied Herrn Gaier wird für diese Vorarbeit herzlich gedankt.

Ein detailliertes Konzept für diese Tagung wird nach Abschluss der Tübinger Tagung erarbeitet. Inhaltliche Vorschläge dazu sind ausdrücklich willkommen. Die Ausarbeitung und Differenzierung des Tagungsthemas wird nach Abschluss der akutellen Tagung beginnen, wie die Präsidentin auf Nachfrage (Herr Burdorf) erläutert.

Aus dem Plenum kommen keine weiteren Fragen.

2. Kassenbericht

Diesen Tagesordnungspunkt übergibt die Präsidentin dem Vorstandsmitglied Herrn Waldenberger.

Die vom Rechnungsprüfungsamt der Universitätsstadt Tübingen festgestellten Rechnungslegungen 2010 und 2011 liegen den Mitgliedern vor, ebenso detailliertere Aufstellungen samt Haushaltsansatz 2012.

Herr Waldenberger führt aus, dass die Vorbelastung aus dem Haushalt 2010 mit einem Defizit von 5.273,38 € im Haushalt 2011 ausgeglichen werden konnte und der Haushalt mit einem Plus von 2.334,83 € abschließt. Gleichwohl gibt er zu bedenken, dass einige Rechnungen des Jahres 2011 erst im Januar 2012 beglichen wurden, die noch in den Rechnungsabgrenzungszeitraum 2011 gehören. Es müssen weiterhin Mittel eingeworben werden, um einen ausgeglichenen Haushalt zu erreichen.

Herr Waldenberger verliest die beiden Berichte des Rechnungsprüfungsamts 2010 und 2011 und eröffnet die Diskussion.

Eine Nachfrage bezieht sich auf den Posten „Mitgliederverwaltung“ – 2010: 2.527,72 €; 2011: 1.070,20 €. Herr Waldenberger erklärt, dass alle zwei Jahre ein Mitgliederverzeichnis gedruckt wird, das dem Hölderlin-Jahrbuch beigelegt werde. Die Rechnung in Höhe von 1.613,56 € für das Mitgliederverzeichnis Stand November 2011, versendet mit dem Jahrbuch 37 im Dezember 2011, wurde erst im Januar 2012 fällig.

Des weiteren wird nachgefragt, warum die Mitgliedsbeiträge nicht gesondert in der Übersicht ausgewiesen seien, sondern nur in einer Gesamtsumme „Zuschüsse und Spenden“.

Herr Waldenberger nennt die Zahlen, die in der detaillierten Tabelle aufgeschlüsselt sind: 2010: 38.935,52 € und 2011: 35.616,70 €.

Die sich anschließende Nachfrage bezieht sich auf den Unterschied der Einnahmen der Mitgliedsbeiträge in den beiden Haushaltsjahren und auf die aktuelle Mitgliederzahl.

Die Geschäftsführerin führt auf Bitte von Herrn Waldenberger aus: Die Mitgliederzahl liegt seit Jahren konstant bei rund 1.200. Angesichts der zahlreichen Todesfälle führen die Neuzugänge, unter denen sich

oft Studierende mit ermäßigtem Beitrag befinden, zwar zu einem numerischen, nicht aber zu einem finanziellen Ausgleich. Zudem verzeichnet das Haushaltsjahr 2011 einen Überhang von nicht eingegangenen Beitragszahlungen, die erst im Folgejahr verrechnet werden.

Herr Waldenberger ergänzt, dass in Lauffen ein Hölderlinverein gegründet wurde, der inzwischen rund 80 Mitglieder zählt und in welchem nur Mitglied werden kann, wer eine Einzugsermächtigung erteilt. Damit werden teure Mahnläufe vermieden.

3. Entlastung des Vorstands und der Geschäftsführung

Der Antrag auf Entlastung des Vorstands und der Geschäftsführung wird gestellt (Herr Freitag). Die Abstimmung ergibt bei 8 Enthaltungen (des Vorstands und der Geschäftsführung) und keinen Gegenstimmen ein einstimmiges Ergebnis.

4. Mitgliedsbeiträge

Diesen Tagesordnungspunkt übergibt die Präsidentin Herrn Waldenberger. Er erläutert:

An den Rechnungslegungen der vergangenen Jahre ist abzulesen, dass keine Rücklagen gebildet werden konnten. Es sollten aber wenigstens 10% Rücklagen gebildet werden, um das operative Geschäft der Gesellschaft sicherstellen zu können. Schwierige Jahre stehen bevor: Die begonnenen Projekte sollen ausgeführt werden, die Sanierung und Neugestaltung des Hölderlinturms steht an und der 250. Geburtstag Hölderlins, 2020, naht.

Vorstand und Beirat (Sitzung vom 10.12.2011) haben deshalb in Erwägung gezogen, die Mitgliedsbeiträge anzuheben. Die letzte Erhöhung fand im Jahr 1996 statt. Die Umstellung auf Euro im Jahr 2002 mit Wirkung ab 2003 bedeutete bei den normalen Beiträgen eine Aufrundung und damit Anhebung um 4,21 €, bei den ermäßigten eine Abrundung um 0,34 €, bei den korporierten eine Anhebung um 8,87 € (beschlossen auf der Mitgliederversammlung am 25. Mai 2002).

Der Vorstand schlägt der Mitgliederversammlung vor, die Normal-

beiträge von 40 € auf 50 €, die ermäßigten von 15 € auf 20 € und die korporierten von 60 € auf 70 € anzuheben.

In der anschließenden Diskussion wird deutlich, dass eine Erhöhung der Beiträge mehrheitlich als notwendig erachtet wird: Dies sei zum einen ein Signal für die Geldgeber bei der Einwerbung von Drittmitteln, zum anderen zeige der Verein selber, dass er hinter den Projekten stehe, und nicht zuletzt sollen verstärkt neue Mitglieder geworben werden.

Herr Waldenberger erklärt, dass ein gewisser Teil der notwendigen Eigenbeiträge für die Turmsanierung durch Einwerbung von Spenden finanziert wird, aber auch die eigene Kraft müsse genutzt werden; es gebe auch Vereine, die eine Investitionsumlage für ihre Mitglieder festlegten.

Frau Doering ergänzt, dass eine gezielte Aktion bezüglich des bevorstehenden Umbaus unternommen und für Projekte um unterstützende Spenden geworben werde.

Der Antrag kommt in der vorgelegten Weise zur Abstimmung. Ohne Gegenstimme und mit einer Enthaltung wird der Antrag auf Erhöhung der Mitgliedsbeiträge mit 55 Ja-Stimmen angenommen. Die beschlossene Erhöhung gilt ab 2013, es erfolgt keine Nacherhebung für 2012.

5. Verschiedenes

Zu den Themenvorschlägen:

Die Präsidentin berichtet aus dem Beirat, dass Frau Kocziszky einen Vorschlag für eine Tagung bzw. ein Kolloquium zur Rezeption Hölderlins in der zeitgenössischen Philosophie unterbreitet habe (Schreiben vom 22.5.2012). Ein detailliertes Konzept zu schreiben, sei sie gern bereit, so das Thema bei ihren Beiratskollegen Zustimmung finde.

Ein weiterer Themenvorschlag „Sprache und Sprachgebrauch bei Hölderlin“ wird von Herrn Vöhler eingebracht und ausgeführt:

Während der Berliner Tagung erklärten die beteiligten Schauspieler, dass es einzigartig sei, Hölderlin zu sprechen. Die Regisseure stimmten darin überein, dass es eine große Herausforderung sei, Hölderlin mit seiner besonderen Sprache auf die Bühne zu bringen.

Drei Schwerpunkte könnten bei diesem Themenvorschlag gesetzt werden, um Hölderlins eigentümliche Sprache zu bestimmen:

- gattungsspezifische Merkmale (Lyrik, Kommentierungsprosa, Briefsprache, Dramen – Hölderlins Übersetzungen des Sophokles werden oft gespielt, Schadewaldts Übersetzungen ganz selten);
 - Hölderlins Poetologie (Poetizität der Sprache, Wechsel der Töne);
 - Hölderlin als Übersetzer (singuläre Übersetzungsprämissen) und Übersetzungen Hölderlins in andere Sprachen.
- Viele Fragestellungen sind anschlussfähig.

Der Vorschlag wird von Herrn Burdorf unterstützt.

Kritik äußert er an der laufenden Tagung, die das Thema „Hölderlins Räume“ nicht erschöpfend habe behandeln können. Von elf Beiträgen habe man aufgrund der parallelen Platzierung im Programm nur sieben wahrnehmen können. Die Differenzierung zwischen Vorträgen und Arbeitsgruppen sei hierarchisch; und da nur jeweils zwei Arbeitsgruppen parallel stattfänden, führte dies zu sehr großen Arbeitsgruppen. Auch die Veranstaltungsformate seien neu zu überdenken. Zudem habe die aktuelle Terminplanung dazu geführt, dass das *Arbeitsgespräch* und das *Forum* an den Rand der Tagung gedrängt worden seien, so dass viele Mitglieder an diesen Veranstaltungen nicht würden teilnehmen können.

Frau Oelmann wünscht, dass die Themen der Arbeitsgruppen stärker an das Tagungsthema angebunden würden.

Die Präsidentin nimmt zunächst Stellung zu Herrn Burdorfs Kritik: Es könne durchaus für die Relevanz eines Themas sprechen, wenn es sich nicht in einer dreitägigen Tagung erschöpfte. Die Abfolge der einzelnen Programmpunkte sei keinesfalls für immer festgeschrieben, sondern müsse jeweils unter den konkreten Bedingungen neu gestaltet werden; auch über Formate sei selbstverständlich nachzudenken und neue können gern erprobt werden.

Zum Verhältnis Arbeitsgruppen und Tagungsthema stellt sie fest, dass nach den Wünschen aus den Reihen der Mitglieder, des Beirats und des Vorstands von den sechs AGs mindestens eine für eine didaktisch-pädagogische und eine für eine Textinterpretation reserviert sein sollen. Dem habe man entsprochen, ebenso dem ausdrücklichen Wunsch der Mitglieder, möglichst wenige AGs parallel anzubieten, um die Teilnahme an mehreren zu ermöglichen. Dass die AG von Herrn Groddeck so gut besucht war, dass sie im Vortragssaal und nicht in einem Seminarraum stattfinden musste, sei dem Interesse so vieler Mit-

glieder an seinen langjährigen Forschungen und seiner gerade veröffentlichten Monographie zu 'Brod und Wein' geschuldet.

Auch der Vizepräsident bekundet sein Interesse an neuen Modellen für Tagungen und anderen Formaten wie Workshops und Diskussionsrunden. Die Hölderlin-Gesellschaft sei allerdings keine akademische Gesellschaft, bei deren Sitzungen allein „Papers“ präsentiert werden könnten. Die Differenzierung zwischen (monologischen) Vorträgen und (interaktiven) Arbeitsgruppen sei nicht hierarchisch, sondern habe sich als funktional sinnvoll bewährt. Als mögliches Thema für eine Jahresversammlung bringt Herr Franz den neuen Vorschlag ein, das Homburger Folioheft ins Zentrum zu stellen.

Herr Ryan gibt zu bedenken, dass dies ein Widerspruch sei. Gerade weil die Hölderlin-Gesellschaft keine akademische Gesellschaft ist, könne das Homburger Folioheft nicht Gegenstand einer Tagung sein.

Frau Oelmann unterstützt nachdrücklich den Vorschlag von Herrn Franz, mit dem Homburger Folioheft einmal eine ganze Tagung zu bestreiten. Sie zähle sich nicht zu den Akademikern, und gerade eine gemeinsame Lektüre und Textanalyse eines so wichtigen Text-Konvoluts sei ein hervorragender Vorschlag. Man könnte auch die AGs jeweils mit einer Auswahl von mehreren Texten in eine Abfolge bringen, gegebenenfalls sie auch mehrfach stattfinden lassen.

Herr Kreuzer sieht das *Forum* durch die aktuelle Veranstaltungsplanung nicht an den Rand gedrängt.

Die Präsidentin sagt zu, im Vorstand und im Beirat die Frage der Terminierung des *Forums* zu beraten.

Eine Tagung zu Hegel und Hölderlin, so Herr Wildgruber, könne er sich als sehr ertragreich und interessant vorstellen. Das Verhältnis von Philosophie und Dichtung steht zu Hölderlins Zeit in einer einmaligen Konstellation in der deutschen Geistesgeschichte. Dieser Vorschlag schließt nicht nur an die Forschungen von Dieter Henrich an.

Didaktik – Hölderlin in der Schule

Herr Pein nennt die Schulen als wichtigste Multiplikatoren der Hölderlin-Gesellschaft und plädiert dafür, dass die Gesellschaft stärker Gesprächs- und Informationsmöglichkeiten für Lehrerinnen und Lehrer

anbieten solle. Wünschenswert sei ein Konzept *Hölderlin light*, eine Handreichung für Lehrer, die sich auf Fakten und Kernthesen in Hölderlins Werk beschränke.

Es sollte einen Gesprächskreis für diejenigen geben, die sich für Hölderlin-Didaktik interessieren. Damit würde eine Brücke zwischen dem hohen Reflexionsniveau der Diskussionen und den alltäglichen Unterrichtssituationen geschlagen. Zudem erinnert er daran, dass es außerhalb der Schulferien für Lehrer schwer sei, für die Jahrestagung der Gesellschaft von der Schule freigestellt zu werden.

Die Präsidentin weist auf die Tradition der Schüler- und Lehrerseminare im Hölderlinturm seit 1985 hin, zudem würden je nach Themenstellung neue Formate versucht.

An der lebhaften, streckenweise kontrovers geführten Diskussion beteiligen sich mehrere Mitglieder (Frau Delagardelle, Frau Oelmann, Herr Burdorf, Frau Schmidt, Herr Maute, Herr Brosig, Herr Furthmüller) und bringen verschiedene Konzepte der Vermittlung Hölderlins zur Sprache. Das Anliegen von Herrn Pein, dass die Jahresversammlungen auch für Lehrerinnen und Lehrer attraktiv sein müssen, findet dabei breite Zustimmung.

Hölderlinpreis für Schüler

[Als Vorspann zum Verständnis: Die Hölderlin-Gesellschaft hat 2004 einen Hölderlinpreis für Schüler im In- und Ausland eingeführt. Ausgezeichnet werden Facharbeiten zu Hölderlin aus verschiedenen Disziplinen. Mit dem Preis ist eine Mitgliedschaft von drei Jahren sowie eine Buchprämie verbunden. Die Urkunde wird am Geburtstag Hölderlins ausgestellt und den Preisträgern zum Abitur überreicht. Fünf Juroren beurteilen die eingesendeten Arbeiten: Georg Braungart, Klaus Furthmüller, Kerstin Keller-Loibl, Johann Kreuzer, Lawrence Ryan.]

Herr Ryan übt Kritik an der Vergabe des Preises. Schriftlich hatte er bereits sein Jurorenamt niedergelegt. Er moniert als unseriös, dass im Jahr 2006 alle drei eingereichten Arbeiten den Preis bekommen haben. Man hätte wenigstens eine Rangordnung etablieren müssen.

Herr Kreuzer teilt diese Auffassung nicht. Es habe sich bei den drei Arbeiten um völlig verschiedene Disziplinen gehandelt: eine Textinterpretation, einen musikwissenschaftlichen Aufsatz samt eigener Komposition und einen Übersetzungsversuch. Die Gutachter seien in ihrer Beurteilung differenziert verfahren. Schließlich gelte auch hier die demokratische Regelung der einfachen Mehrheit. Beispielsweise seien die im Jahr 2011 und 2012 eingereichten Arbeiten nicht ausgezeichnet worden.

Frau Keller-Loibl schließt sich ihrem Vorredner an, indem sie auf die unterschiedlichen Qualitäten und Fachbereiche der Arbeiten verweist. Gerade dies sei ja auch ein Gewinn, dass nicht nur germanistische Facharbeiten anerkannt, sondern auch die anderen und fächerübergreifenden Disziplinen berücksichtigt würden. Auf keinen Fall sollte der Preis als Hürde aufgebaut werden. Schließlich sei er auch eine wichtige Nachwuchsförderung. Man sollte also den Maßstab zur Beurteilung auch nicht zu hoch anlegen.

Frau Schmid spricht aus, was viele Lehrende erfahren: Hölderlin gilt als Exot an der Schule. Wenn ein Lehrer es erreicht, dass auch noch eine Arbeit zu Hölderlin entsteht, ist das großartig.

Herr Pein äußert sich positiv zum Hölderlin-Schülerpreis: Er sollte erhalten bleiben, die Idee sei gut.

Zum Tagesordnungspunkt *Verschiedenes* gibt es keine weiteren Wortmeldungen.

Die Präsidentin dankt für die Diskussionsbeiträge und die Teilnahme an der Mitgliederversammlung, erinnert an die abendliche Motette in der Stiftskirche und wünscht einen anregenden Abschluss der Tübinger Tagung am morgigen Sonntag mit dem *Forum* und der Turmveranstaltung. Ausdrücklich spricht sie auch den Dank an die Mitglieder, den Beirat und ihre Vorstandskollegen aus für das ihr entgegengebrachte Vertrauen und die Unterstützung in den beiden vergangenen Jahren.

Programm der 33. Jahrestagung
vom 31. Mai bis 3. Juni 2012 in Tübingen

THEMA DER TAGUNG: *Hölderlins Räume*

»Daß aber uns das Vaterland nicht werde
Zum kleinen Raum.«
(Hölderlin, Pläne und Bruchstücke, StA II, 338)

Donnerstag, 31. Mai 2012

- Evangelisches Stift, Klosterberg 2, Großer Hörsaal
14.00–17.00 Uhr Arbeitsgespräch für junge Hölderlin-Forscher:
Schwierige Stellen in Hölderlins Werk
Leitung: Georg Braungart, Tübingen und Martin Vöhler,
Nikosia / Zypern
- Hölderlinturm, Bursagasse 6
17.30 Uhr Sitzung des Beirats
- Evangelisches Stift, Klosterberg 2, Historischer Speisesaal
20.15 Uhr Vortrag
Jürgen Osterhammel, Konstanz
*Die Neukartierung der Welt: politische und geographische
Wandlung um 1800*
- Ab 21.15 Uhr
Treffen der Mitglieder im „Casino am Neckar“,
Wöhrdstraße 25, Tübingen

Freitag, 1. Juni 2012

- Universität Tübingen, Münzgasse 30, Alte Aula
10.00 Uhr Eröffnung der Jahrestagung durch die Präsidentin der
Hölderlin-Gesellschaft
- Universität Tübingen, Münzgasse 30, Alte Aula
10.15 Uhr Vortrag
Johann Kreuzer, Oldenburg
*„Heimath – Und niemand weiß“. Hölderlins Heimat und
Exil*
- Universität Tübingen, Münzgasse 30, Alte Aula
11.15 Uhr Vortrag
Dieter Burdorf, Leipzig
Hölderlins Orient
- 14.30–16.00 Uhr Arbeitsgruppen
- Burse, Philosophisches Seminar, Bursagasse 1, Raum 10
A Bernhard Böschenstein, Genf / Schweiz
‘Patmos’: Raum und Imagination
- Burse, Kunsthistorisches Institut, Bursagasse 1, Raum 11
B Michael Franz, Tübingen
*Hölderlins „Vaterland“ – konkreter Raum, Schimäre,
Utopie?*
- 16.30–18.00 Uhr Arbeitsgruppen
- Burse, Philosophisches Seminar, Bursagasse 1, Raum 10
C Priscilla A. Hayden-Roy, Lincoln, NE / USA
*Das Haus als (verbotener?) „Liebesraum“ in den
‘Hyperion’- Fassungen*
- Burse, Kunsthistorisches Institut, Bursagasse 1, Raum 11
D Gabriele Malsch, Tübingen: „daß seines Lebens Linie
nicht gerade ausgeht“ – durchschrittene Räume einer
vergangenen griechischen Welt. Ein Versuch, Hölderlins
‘Hyperion’ zu lesen

- Rathaus
18.15 Uhr Empfang der Mitglieder durch den Oberbürgermeister
der Universitätsstadt Tübingen Boris Palmer
- Pflegelhof, Musikwissenschaftliches Institut, Schulberg 2
20.15 Uhr Konzert
Hölderlin-Vertonungen von György Kurtág und
Cello-Sonaten von Ludwig van Beethoven
Philippe Huttenlocher, Bassbariton
Alain Meunier, Cello und Anne Le Bozec, Klavier

Samstag, 2. Juni 2012

- Evangelisches Stift, Klosterberg 2, Großer Hörsaal
10.15 Uhr Vortrag
Georg Eckert, Wuppertal
Vom Herzogtum Württemberg zum Königreich Württemberg: Politik zwischen aufgeklärtem Absolutismus und moderner Staatlichkeit
- Evangelisches Stift, Klosterberg 2, Großer Hörsaal
11.15 Uhr Vortrag
Sabine Doering, Oldenburg
Erinnerte und imaginierte Landschaft: Raumstrukturen in Hölderlins Lyrik
- 14.30–16.00 Uhr Arbeitsgruppen
- Evangelisches Stift, Klosterberg 2, Großer Hörsaal
E Wolfram Groddeck, Zürich / Schweiz
Hölderlins späte Revision des elegischen Triptychons 'Heimkunft' – 'Brod und Wein' – 'Stutgard'
- Burse, Kunsthistorisches Institut, Bursagasse 1, Raum 11
F Marc Vereeck, Stuttgart
Hölderlin sprechen – Rezitationsübung

- Evangelisches Stift, Klosterberg 2, Großer Hörsaal
16.30 Uhr Mitgliederversammlung
Tagesordnung:
1. Bericht der Präsidentin
2. Kassenbericht
3. Entlastung des Vorstands und der Geschäftsführung
4. Mitgliedsbeiträge
5. Verschiedenes

Sonntag, 3. Juni 2012

- Hölderlinturm, Bursagasse 6
9.30–11.30 Uhr Forum
Vorstellung neuer Dissertationen
Niketa Stefa, Bruno Duarte, Anita-Mathilde Schrupf,
Gerald Wildgruber und Lucas Murrey
Moderation: Johann Kreuzer, Oldenburg
- Hölderlinturm
12.00 Uhr Hölderlin-Lesung mit Helge Noack
Anton Stötzer, Cello
- Hölderlinturm
12.45 Uhr „... ihn zum Frühstück zu hohlen und entspinnt sich das Gespräch.“
Kleiner Empfang bei Butterbrezeln und Getränken

Bericht über die Gründung der italienischen örtlichen
Vereinigung der Hölderlin-Gesellschaft im Rahmen der
Tagung „Friedrich Hölderlin in Italien:
Dichtung, Denken, Forschung“

(Rom, 11.–12. April 2013, Istituto Italiano di Studi Germanici)

Von

Elena Polledri

Am 11. und 12. April 2013 fand in Rom im Rahmen der prachtvollen Villa Sciarra (in der Heidegger am 2. April 1936 seinen berühmten Vortrag über 'Hölderlin und das Wesen der Dichtung' gehalten hat) auf Initiative des Lehrstuhls für Neuere Deutsche Literatur der Universität Udine die Tagung „Friedrich Hölderlin in Italien: Dichtung, Denken, Forschung“ statt. In der Eröffnungssitzung wurde im Beisein des Präsidenten des Istituto Italiano di Studi Germanici, Fabrizio Cambi, des Vizepräsidenten der Hölderlin-Gesellschaft, Michael Franz, und von Martina Nibbeling-Wriessnig, in Vertretung der deutschen Botschaft in Rom, die italienische örtliche Vereinigung der Hölderlin-Gesellschaft gegründet. Sie hat das Ziel, in Italien das Verständnis für das Werk Friedrich Hölderlins zu vertiefen und die Erforschung und Darstellung seines Werkes, seines Lebens und seiner Zeit zu fördern. Mitglieder der Vereinigung sind alle Mitglieder der Gesellschaft, deren Wohnsitz in Italien liegt. Als Sprecherin der Vereinigung wurde einstimmig Elena Polledri gewählt.

Die Vorträge von Michael Franz, Luigi Reitani, Marco Castellari und Giovanna Cordibella behandelten nach dem Dichtungsverständnis Hölderlins das Italienbild in seinem Werk, den großen Einfluss des „Dichters des Dichters“ auf die italienische Literatur und die Vitalität der älteren und jüngeren italienischen Hölderlin-Forschung. In einer lebhaften Podiumsdiskussion, von Elena Polledri eingeführt und moderiert, wurden Autoren und Beiträge einer Hölderlin gewidmeten Sondernummer der italienischen Zeitschrift 'Humanitas' vorgestellt.

Die beiden namhaften Schauspieler Ludovica Modugno und Gigi Angelillo lasen Gedichte Hölderlins in der italienischen Übersetzung Luigi Reitani vor.

Am folgenden Tag nahmen italienische und deutsche Hölderlin-Forscher/innen (Professoren, Nachwuchswissenschaftler, Doktoranden, Studenten) an einer von Elena Polledri geleiteten Arbeitsgruppe („Der Umgang mit schwierigen Texten Hölderlins. Ein Leitfaden“) teil und schlugen ihre Interpretationen eines schwierigen Briefes Hölderlins vor (Brief an den Bruder vom 1. Januar 1799). Mit einem Überblick über das „Texturen-Projekt“ eröffnete Valérie Lawitschka, Geschäftsführerin der Hölderlin-Gesellschaft, die Ausstellung 'Friedrich Hölderlin – Texturen: »Gestalten der Welt. Frankfurt 1796–1798«, die bis 15. Juni am Istituto Italiano di Studi Germanici in der Villa Sciarra gezeigt wurde; in Wort und Bild zeichnete sie die verschiedenen Lebensphasen von Hölderlins Dichten und Denken nach und stellte sie in den gesellschaftlichen, philosophischen und literarischen Zusammenhang seiner Zeit. Der Ehrenpräsident der Hölderlin-Gesellschaft Gerhard Kurz beschloss die Tagung mit dem Vortrag: '»Am Feigenbaum ist mein Achilles mir gestorben«. Subjektivität und Moderne in Hölderlins Werk'.

Ziel der Tagung war es nicht nur, den Stand der italienischen Hölderlin-Forschung und ihren Zusammenhang mit der deutschen zu erörtern, sondern auch und vor allem die Kenntnis und das Interesse für Friedrich Hölderlin in Italien zu erweitern wie auch neue Leser/innen für Hölderlins Werk über die wissenschaftliche Perspektive hinaus zu gewinnen und das fruchtbare kulturelle Netzwerk zwischen Italien und Deutschland zu verstärken.

Ende 2013 wird ein monographisches Heft der italienischen online-Zeitschrift 'Studia Theodisca' (hrsg. von Elena Polledri und Marco Castellari) erscheinen, das die Beiträge der Tagung neben weiteren Aufsätzen und Rezensionen von aktuellen Publikationen der italienischen Hölderlin-Forschung enthalten wird.

Tagungsprogramm

Donnerstag, 11. April 2013

- 14:00 Uhr Begrüßung
Fabrizio Cambi (Istituto Italiano di Studi Germanici)
Vertreter der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in
Italien
- 14:15 Uhr Gründung der örtlichen Vereinigung der Hölderlin-Gesellschaft
in Italien
- 14:30 Uhr Michael Franz (Vizepräsident der Hölderlin-Gesellschaft)
Hölderlin – Der Dichter des Dichters
- 15:15 Uhr Luigi Reitani (Vorstandsmitglied der Hölderlin-Gesellschaft)
Friedrich Hölderlins Italienbild: Ein Versuch
- 16:30 Uhr Präsentation des Zeitschriftenheftes 'Friedrich Hölderlin:
Pensiero e Poesia', Humanitas 1, 2012
Podiumsdiskussion:
Referate von Mauro Bozzetti, Laura Anna Macor,
Andrea Mecacci, Barbara Santini, Francesca Zugno
Moderation: Elena Polledri (Herausgeberin des
Zeitschriftenheftes)
- 17:30 Uhr Marco Castellari: *Die italienische Hölderlin-Forschung:
ein Rückblick*
- 18:00 Uhr Giovanna Cordibella: *Hölderlin und die italienische Literatur*
- 18:30 Uhr Ludovica Modugno und Gigi Angelillo
Lesung von Hölderlin-Gedichten auf Italienisch

Freitag, 12. April 2013

- 9:00 Uhr Arbeitsgruppe: *Der Umgang mit schwierigen Texten Hölderlins.
Ein Leitfaden.* Leitung: Elena Polledri
- 11:00 Uhr Valérie Lawitschka (Geschäftsführerin der Hölderlin-
Gesellschaft)
Das Texturen-Projekt der Hölderlin-Gesellschaft.
Eröffnung der Ausstellung *Hölderlin-Texturen*
- 11:30 Uhr Gerhard Kurz, Ehrenpräsident der Hölderlin-Gesellschaft
*„Am Feigenbaum ist mein Achilles mir gestorben.“
Subjektivität und Moderne in Hölderlins Werk*

DIE HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

Die Hölderlin-Gesellschaft ist eine Vereinigung von Freunden des Werkes Friedrich Hölderlins, die Liebhaber, Forscher und Künstler zusammenführt. Sie hat sich zur Aufgabe gesetzt, das Interesse und das Verständnis für das Werk Hölderlins zu wecken, es zu vertiefen und die Erforschung und Darstellung seines Werkes, seines Lebens und seiner Welt zu fördern.

Eine weitere Aufgabe der Gesellschaft ist die Pflege der Hölderlin-Gedenkstätten. Die Gesellschaft fördert die Hölderlinforschung durch eigene Publikationen und durch das Hölderlin-Jahrbuch, das neueste Ergebnisse der Forschung vermittelt und über die Arbeit der Gesellschaft berichtet. Sie fördert wissenschaftliche Ausgaben von Hölderlins Werk. Mit dem Hölderlin-Archiv in Stuttgart arbeitet sie eng zusammen. Sie pflegt Kontakt mit anderen literarischen Vereinigungen.

Sie veranstaltet Vorträge, Lesungen, Rezitationen, Diskussionen, Ausstellungen und Schülerseminare und bietet alle zwei Jahre in mehrtägigen Jahresversammlungen – alternierend in Tübingen und an anderen Orten – ein öffentliches Forum des Austausches zwischen Publikum und Fachleuten, Studenten, Schülern, Forschern, Publizisten und Künstlern.

Im Auftrag der Universitätsstadt Tübingen verwaltet sie das Hölderlinhaus in Tübingen als Gedenk-, Ausstellungs- und Tagungsstätte. Die Gesellschaft wird geleitet von einem von den Mitgliedern gewählten Vorstand; Präsidentin ist seit Mai 2010 Prof. Dr. Sabine Doering, Vizepräsident Prof. Dr. Michael Franz. Die Tätigkeiten des Vorstands werden unterstützt von einem Beirat. Ihm gehören Vertreter von Behörden und Institutionen, Künstler, Publizisten und Wissenschaftler an, die sich um das Werk Hölderlins verdient gemacht haben.

Jeder kann Mitglied der Gesellschaft werden. Wer Mitglied werden möchte, wird gebeten, sich anzumelden bei der Geschäftsstelle der Hölderlin-Gesellschaft, Hölderlinturm, Bursagasse 6, 72070 Tübingen, Deutschland, Tel. +49 (0) 7071 / 22040, Fax +49 (0) 7071 / 22948, e-mail: hoelderlin-gesellschaft.de

Der Jahresbeitrag beträgt 50 Euro, für Schüler und Studenten 20 Euro, für Institutionen 70 Euro. Die Mitglieder erhalten das Hölderlin-Jahrbuch unentgeltlich. (Mitglieder, die kein Jahrbuch wünschen, erhalten eine Ermäßigung von 10 Euro auf den Jahresbeitrag.) Gleichfalls unentgeltlich ist für die Mitglieder der Besuch des Hölderlinturms in Tübingen. Sie haben außerdem ermäßigten Zugang zu den Veranstaltungen der Gesellschaft und erhalten einen Preisnachlass bei den Publikationen, die über die Gesellschaft bezogen werden können (u.a. Stuttgarter Ausgabe, Frankfurter Ausgabe, Schriften der Hölderlin-Gesellschaft, Hölderlin-Bibliographie).

Auf Ihre Mitgliedschaft freuen wir uns!

VORSTAND DER HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

Präsidentin

Prof. Dr. Sabine Doering, Oldenburg

Stellvertretender Präsident

Prof. Dr. Michael Franz, Tübingen

Mitglieder des Vorstands

Prof. Dr. Priscilla A. Hayden-Roy, Lincoln, Nebraska / USA

Prof. Dr. Johann Kreuzer, Oldenburg

Prof. Dr. Jean-Pierre Lefebvre, Paris / Frankreich

Prof. Dr. Luigi Reitani, Udine / Italien

Klaus-Peter Waldenberger, Lauffen a.N.

BEIRAT DER HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

Oberbürgermeister der Universitätsstadt Tübingen,

Rektor der Universität Tübingen,

Direktor der Universitätsbibliothek Tübingen,

Direktor der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart,

Klaus Bruckinger, Mössingen

Prof. Dr. Dieter Burdorf, Leipzig

Wei Cheng, Berlin

Marianne Delagardelle, Luxemburg / Luxemburg

Prof. Dr. Barbara Dölemeyer, Frankfurt a. M.

Prof. Dr. Volker Henning Drecol, Tübingen

Prof. Dr. Anacleto Ferrer Mas, Valencia / Spanien

Klaus Furthmüller, Bamberg

Prof. Dr. Ralph Häfner, Freiburg

Prof. Dr. Alexander Honold, Basel / Schweiz

Prof. Dr. Kerstin Keller-Loibl, Leipzig

Prof. Dr. Eva Kocziszky, Budapest / Ungarn

Prof. Dr. Renate Overbeck, Tübingen

Dr. Martin Pagenkopf, Bonn

Dr. Elena Polledri, Udine / Italien

Prof. Dr. Ulrich Port, Trier

Priv.-Doz. Dr. Boris Previšić, Basel / Schweiz

Dr. Norina Procopan, Konstanz

Prof. Dr. Martin Vöhler, Berlin und Nicosia / Zypern

EHRUNGEN IN DER HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

Ehrenpräsident

Prof. Dr. Gerhard Kurz, Gießen

Ehrenmitglieder

Prof. Dr. Bernhard Böschstein, Corseaux / Schweiz

Prof. Dr. Ulrich Gaier, Konstanz

GESCHÄFTSSTELLE DER HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

Hölderlinturm

Bursagasse 6

72070 Tübingen

Deutschland

Tel.: +49 (0) 7071 / 22040

Fax: +49 (0) 7071 / 22948

Internet: www.hoelderlin-gesellschaft.deE-mail: info@hoelderlin-gesellschaft.de*Geschäftsführung*

Valérie Lawitschka

Sekretariat

Lotte Mayer

KONTEN DER HÖLDERLIN-GESELLSCHAFT

Kreissparkasse Tübingen 804 804 (BLZ 641 500 20)

Bei Zahlungen aus dem Ausland:

IBAN: DE19 6415 0020 0000 804804 BIC: SOLADES1TUB

Postbank Stuttgart 397 70 708 (BLZ 600 100 70)

Bei Zahlungen aus dem Ausland:

IBAN: DE33 6001 0070 0039 7707 08 BIC: PBNKDEFF

Spenden an die Hölderlin-Gesellschaft und Jahresbeiträge sind steuerlich abzugsfähig.

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES JAHRBUCHS UND DER HERAUSGEBER

Prof. Dr. Charles Bambach, University of Texas-Dallas, 800 West Campbell Road JO 31, Richardson, TX 75080 / USA; cbambach@utdallas.edu

Dr. Gabriele von Bassermann-Jordan, Ludwig-Maximilians-Universität München, Deutsche Philologie, Schellingstraße 3, RG, 80799 München; gabriele.bassermann@germanistik.uni-muenchen.de

Prof. a.D. Dr. Anke Bennholdt-Thomsen, Lohmeyerstraße 23, 10587 Berlin; hellas1@zedat.fu-berlin.de

Prof. Dr. Giuseppe Bevilacqua, Belvedere 3, 50019 Sesto Fiorentino / Italien

Prof. Dr. Bernhard Böschstein, Le Belvédère, 51, Chemin du Grand-Pin, 1802 Corseaux / Schweiz; Boeschstein@vtxnet.ch

Prof. Dr. Georg Braungart, Universität Tübingen, Deutsches Seminar, Wilhelmstraße 50, 72074 Tübingen; braungart@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. Dieter Burdorf, Universität Leipzig, Institut für Germanistik, Neuere deutsche Literatur und Literaturtheorie, Beethovenstraße 15, 04107 Leipzig; burdorf@uni-leipzig.de

Dr. Uta Degner, Universität Salzburg, Fachbereich Germanistik, Erzabt-Klotz-Straße 1, 5020 Salzburg / Österreich; uta.degner@sbg.ac.at

Prof. Dr. Sabine Doering, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, FK III, Institut für Germanistik, Ammerländer Heerstraße 114-118, 26111 Oldenburg; sabine.doering@uni-oldenburg.de

Dr. Georg Eckert, Bergische Universität Wuppertal, Historisches Seminar, Gaußstraße 20, 42119 Wuppertal; geckert@uni-wuppertal.de

Prof. Dr. Dietrich von Engelhardt, Universität zu Lübeck, Institut für Medizingeschichte und Wissenschaftsforschung, Königstraße 42, 23552 Lübeck; v.e@imgwf.uni-luebeck.de

Prof. Dr. Michael Franz, Leopoldstraße 85, 66578 Schiffweiler; DrMFranz@t-online.de

Klaus Furthmüller, Oberer Stephansberg 24a, 96049 Bamberg; henpanta@t-online.de

Prof. Dr. Priscilla A. Hayden-Roy, University of Nebraska, Departement of Modern Languages and Literatures, 1111 Oldfather Hall, Lincoln, NE 68588-0315 / USA; phayden-roy1@unlnotes.unl.edu

Prof. Dr. Christoph Jamme, Universität Lüneburg, Gebäude 5/210, Scharnhorststraße 1, 21314 Lüneburg; cjamme@uni-lueneburg.de

Prof. Dr. Johann Kreuzer, Carl von Ossietzky Universität, Institut für Philosophie, Ammerländer Heerstraße 114-118, 26111 Oldenburg; johann.kreuzer@uni-oldenburg.de

Gabriele Malsch, Farrenbergweg 5, 72144 Dußlingen; g-malsch@t-online.de

Prof. Dr. Burkhard Moennighoff, Universität Hildesheim, Institut für deutsche Sprache und Literatur, Marienburger Platz 22, 31141 Hildesheim; moennighoff@uni-hildesheim.de

Prof. Dr. Jürgen Osterhammel, Universität Konstanz, Fachbereich Geschichte und Soziologie, Fach D 6, 78457 Konstanz; juergen.osterhammel@uni-konstanz.de

Dr. Una Pfau, Schönbergstraße 9, 70599 Stuttgart; una.pfau@kabelbw.de

Dr. Elena Polledri, Università degli Studi di Udine, Dipartimento di Lingue e Letterature Straniere, Via Mantica, 3, 33100 Udine / Italien; elena.polledri@uniud.it

Prof. Dr. Luigi Reitani, Università degli Studi di Udine, Dipartimento di Lingue e Letterature Straniere, Via Mantica, 3, 33100 Udine / Italien; luigi.reitani@uniud.it

Prof. Dr. Roland Reuß, Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar, Hauptstraße 207-209, 69117 Heidelberg; roland.reuss@urz.uni-heidelberg.de

Prof. Dr. Martin Vöhler, University of Cyprus, Department of French Studies and Modern Languages, 1, University Avenue (OED 02 Building), P.O. Box 20537, 1678 Nicosia / Zypern; voehler.martin@ucy.ac.cy oder

Freie Universität Berlin, Institut für deutsche und niederländische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin; martin.voehler@fu-berlin.de

REDAKTION DES HÖLDERLIN-JAHRBUCHS UND INTERNETSEITE

Das HÖLDERLIN-JAHRBUCH veröffentlicht nicht nur die Vorträge und Berichte von den Tagungen der Gesellschaft. Erwünscht sind vielmehr auch substantielle Forschungsbeiträge zu Fragestellungen, die in den thematisch gebundenen Tagungen nicht zur Sprache gekommen sind.

Neue Beiträge zur Hölderlin-Forschung sind willkommen. Die Herausgeber des HÖLDERLIN-JAHRBUCHS – Sabine Doering, Michael Franz und Martin Vöhler – werden über die Veröffentlichung entscheiden. Beiträge, die bereits an anderer Stelle veröffentlicht wurden, können nicht ins HÖLDERLIN-JAHRBUCH aufgenommen werden.

Redaktionsschluss ist der 31. Dezember 2014 für Band 39, 2014–2015 des Jahrbuchs. Vorgesehener Erscheinungstermin ist Dezember 2015. Das Jahrbuch erscheint zweijährlich.

Herausgeber und Redaktion bitten, folgende Hinweise zu beachten:

Senden Sie Ihren Beitrag per e-mail oder CD an die

Geschäftsstelle der Hölderlin-Gesellschaft, z.Hd. Valérie Lawitschka
Bursagasse 6, 72070 Tübingen / Deutschland
Fax: +49 (0) 7071 / 22948 e-mail: info@hoelderlin-gesellschaft.de

oder an die Herausgeber:

Prof. Dr. Sabine Doering sabine.doering@uni-oldenburg.de

Prof. Dr. Michael Franz DrMFranz@t-online.de

Prof. Dr. Martin Vöhler voehler.martin@ucy.ac.cy oder
martin.voehler@fu-berlin.de

Zitiert wird nach den vier Hölderlin-Ausgaben:

Große Stuttgarter Ausgabe = StA

Frankfurter Hölderlin-Ausgabe = FHA

Deutsche Klassiker-Ausgabe (hrsg. von Jochen Schmidt) = KA

Münchner Ausgabe (hrsg. von Michael Knaupp) = MA

Im Internet stehen unter www.hoelderlin-gesellschaft.de die redaktionellen Richtlinien zur Textfassung Ihres Beitrags zur Verfügung. Sie können auch auf dem Postweg von der Geschäftsstelle angefordert werden.

Die Rubrik *Abstracts*, die bislang im HÖLDERLIN-JAHRBUCH die 'Hölderlin-Forschung außer Hause' versammelte, wird ab Band 34 nicht mehr im HÖLDERLIN-JAHRBUCH abgedruckt. Wir führen sie im Internet auf der Homepage der Hölderlin-Gesellschaft fort, auch die Beiträge des HÖLDERLIN-JAHRBUCHS können angezeigt werden.